

Blochmann, Elisabeth

## Herman Nohl in der pädagogischen Bewegung seiner Zeit. 1879 - 1960

Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht 1969, 231 S.



Quellenangabe/ Reference:

Blochmann, Elisabeth: Herman Nohl in der pädagogischen Bewegung seiner Zeit. 1879 - 1960.  
Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht 1969, 231 S. - URN: urn:nbn:de:0111-opus-53124 - DOI:  
10.25656/01:5312

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-53124>

<https://doi.org/10.25656/01:5312>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.v-r.de>

### Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.  
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.  
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

### Kontakt / Contact:

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Digitalisiert

Mitglied der

  
Leibniz-Gemeinschaft

ELISABETH BLOCHMANN / HERMAN NOHL



Herman Vohle

ELISABETH BLOCHMANN

Herman Nohl  
in der pädagogischen Bewegung  
seiner Zeit

1879–1960



VANDENHOECK & RUPRECHT  
IN GÖTTINGEN



Schutzumschlag: Peter Kohlhasse

© Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1969. - Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf foto- oder akustomechanischem Wege zu vervielfältigen. Herstellung: Gulde-Druck, Tübingen

Für die „Freunde des  
Göttinger Pädagogischen Seminars“



## VORWORT

In einem Brief vom 29. Juli 1937 an seinen Freund und früheren Schüler Wilhelm Flitner erwähnt Herman Nohl, der seit dem April des Jahres aus seinem Lehramt entlassen war und für den es in diesen Jahren keine Möglichkeit des Wirkens mehr gab, daß er jetzt „die eigene Lebensgeschichte“ schreiben wolle. Durch die beiden kleinen Schriften, die er in den vorausgehenden Jahren für seine Kinder verfaßt hatte, die Darstellung der Familiengeschichte seiner verstorbenen Frau und die seiner eigenen Vorfahren, war er „ins Biographieren“ hineingekommen und hatte Freude daran gefunden. Wörtlich heißt es: „Es wird eine ‚pädagogische‘ Autobiographie mit nicht nur persönlichem Zusammenhang: die pädagogische Bewegung von der eigenen Erfahrung her.“ In einer Notiz, die wenig später niedergeschrieben sein muß und die wohl den Anfang der geplanten Selbstdarstellung bilden sollte, heißt es: „Eine unmittelbare erzieherische Wirkung habe ich nicht mehr, und die Früchte, die an dem Baum meines Gartens hingen, sind so ziemlich alle abgeerntet. Es bleibt mir nur noch, die Summe dieses Lebens zu ziehen, und wenn ich so sagen soll, die Pädagogik des eigenen Daseins darzustellen, die der Trieb und das Glück dieses Lebens war . . . Wenn ich hier die Geschichte meiner Entwicklung und meiner Arbeit bringe, so ist es der Versuch, meine objektive Pädagogik gewissermaßen von innen her zu ergänzen und sie so erst abzurunden.“

Zu dieser Darstellung seiner geistigen Entwicklung ist es nicht mehr gekommen. Wäre Nohl diese Arbeit gelungen, dann wäre seine historische Gestalt der Nachwelt sehr viel verständlicher geworden als durch seine Bücher allein. Denn die außerordentlich große Wirkung Nohls in seiner besten Zeit, sein unermüdliches, ja leidenschaftliches Bemühen um die Erweckung eines lebendigen pädagogischen Geistes in allen Bereichen des Lebens, in denen erzieherische Verhältnisse entstehen, in Schule und Kindergarten, Jugendfürsorge und Jugendgefängnis, im

Industriebetrieb, in der Volkshochschule, der Lehrerbildung wie in der Universität und natürlich in den Familien, wäre deutlicher im Bewußtsein der Generationen geblieben, die ihn nicht mehr aus eigener Begegnung gekannt haben. Der aktive pädagogische Wille, der ihn beseelte, gab ihm eine Sonderstellung unter den Universitätslehrern seiner Zeit. „Meine Pädagogik hat sich aus dem Leben mit meinen fünf Kindern und mit meinen Studenten entwickelt und reicht darum vom Säugling bis zum Erwachsenen — schwer zu sagen, ob sie ein Laster oder eine Tugend ist: man kann das Erziehen jedenfalls nicht lassen und hat sich allmählich dahin gewöhnt, alles, Methoden, Institutionen, Gesetze unter dem pädagogischen Gesichtspunkt anzusehen und zu werten: ob es den Menschen besser oder schlechter macht“, heißt es in der nur eine Seite umfassenden „Kleinen Selbstbiographie“ von 1952. In diesem Pädagogischen sah Nohl eine der Uraufgaben der Gesellschaft, eine Aufgabe, deren Bedeutung und deren Sinn im Bewußtsein der Menschen in allen Schichten, besonders aber auch bei den für die Erziehung Verantwortlichen, viel zu wenig entwickelt war.

Da die Wirkung ins Große, die in den zwanziger Jahren von ihm ausgegangen war, 1933 jäh abbrach, könnte man geneigt sein, von einer Tragik dieses Lebensverlaufs zu sprechen. Nohl stand damals in der Mitte der fünfziger Jahre, also in der „besten Manneskraft“. Wenig mehr als ein Jahrzehnt war ihm für die Lebensaufgabe, die er nach dem Ersten Weltkrieg, der den Sechsenddreißigjährigen über drei Jahre lang in der Etappe festgehalten hatte, wie eine Mission ergriff, vergönnt gewesen. Während der nationalsozialistischen Zeit wurde nicht nur ihm, sondern auch den meisten seiner Schüler die Wirkungsmöglichkeit genommen. Er selbst nahm das wie ein unabwendbares Schicksal.

An seinem 60. Geburtstag (1939) hat er das im kleinen Freundeskreis in typisch unsentimentaler Weise ausgesprochen: „Die Ernte ist ja nicht so, wie sie hätte sein können, der Frost ist zu früh über meinen Garten gekommen. Ich habe kaum viel mehr als zehn Jahre für meine Arbeit gehabt. In der ersten Hälfte meiner Dozententätigkeit kam der Krieg, als ich gerade so weit war, selbständig zu werden, und seit 1931 eigentlich schon überschattete die Politik die pädagogische Arbeit. Das ist

nun einmal so.“ Aber das Wort Tragik kann man in Gedanken an Herman Nohl nicht brauchen, nicht nur, weil er nach 1945 noch einmal für eine Reihe von Jahren zu einer großen Wirkung gekommen ist, sondern vor allem, weil er sich selbst so wenig tragisch nahm, so leidenschaftlich er im Kampf der Geister reagieren konnte.

Mit dem inneren Abstand von sich selbst hing es auch zusammen, daß es ihm nicht gelang, die geplante Autobiographie zu schreiben. Er war in so starkem Maße bis in sein Alter den konkreten Aufgaben, die sich stellten, den lebendigen Problemen des geistigen Lebens sowie den einzelnen Menschen, die ihm begegneten, zugewandt, daß die Reflexion über die eigene Person und ihren Werdegang immer wieder zurücktrat.

Für die Lebensdarstellung gibt es in seinen Schriften hier und da Bemerkungen, die ein autobiographisches Interesse haben. Rudolf Lennert hat die meisten davon in dem Aufsatz „Eine Selbstbiographie Herman Nohls“ 1960 als eine Art Nachruf im letzten Heft der „Sammlung“ liebevoll zusammengestellt. — Es ist auch noch ein zweites, mehrere Seiten umfassendes Fragment des Anfangs einer Selbstdarstellung vorhanden, das aus dem letzten Lebensjahrzehnt stammt und das im ersten Kapitel dieses Buches seinen Platz findet. Darüber hinaus gibt es als Material für die Frühzeit wichtige Briefe Nohls, die die Empfängerinnen (Anna Rinneberg und Frau Nohl) gesammelt und sorgfältig aufbewahrt haben. Briefe aus der späteren Zeit wurden mir von einer Reihe von Freunden freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Unter diesen möchte ich neben den Briefen an Ludwig Pallat den Briefwechsel, den mir Wilhelm Flitner zugänglich gemacht hat, besonders dankbar erwähnen. Auch der Briefwechsel mit Georg Misch liegt für die früheren Jahre vor. Von den an mich selbst gerichteten Briefen ist ein großer Teil dem Krieg zum Opfer gefallen. Auch andere gingen verloren. Nohl hat von seiner Korrespondenz, mit wenigen Ausnahmen, keine Durchschläge gemacht. Die Briefe, die er empfing, hat er aber sorgfältig gesammelt, besonders die von seinen vielen Schülern, die aus ihren sehr verschiedenen Arbeitsbereichen regelmäßig berichteten. Er sah in ihnen Dokumente des pädagogischen Lebens seiner Zeit. Seinem Wunsch gemäß sind sie der Göttinger Universitätsbibliothek übergeben worden. Außer den

Briefen stand mir aus dem Nachlaß, der mir zu treuen Händen anvertraut war, noch manches an Material zur Verfügung, das verwendet werden konnte. Hinzu kommen die Erinnerungen, die noch unter uns lebendig sind. Die Töchter Nohls haben Erinnerungen an ihre Kindheit für mich aufgezeichnet, Percy E. Schramm hat seine Erinnerungen an den langjährigen Fakultätskollegen auf meine Bitte niedergeschrieben. Würdigungen der Persönlichkeit und der wissenschaftlichen Leistung Nohls, die bei gegebenen Anlässen erschienen, haben Quellenwert, vor allem die Gedächtnisrede, die Erich Weniger bei der akademischen Trauerfeier für seinen Lehrer gehalten hat, die gewissermaßen schon den Aufriß zu der von ihm geplanten Biographie enthält. Auch der Aufsatz Hermann Heimpels im 1. Heft der „Neuen Sammlung“ gibt ein gutes Bild der unmittelbaren Wirkung der Persönlichkeit Herman Nohls. Unter *vielen* anderen wäre der Aufsatz Georg Geißlers zu Nohls 75. Geburtstag zu nennen, der jetzt in seinem Buch „Strukturfragen der Schule und der Lehrerbildung“ (Beltz 1969) erfreulicherweise wieder zugänglich gemacht worden ist. Das Dokument, in dem sich die geistige Welt, in der Nohl lebte, sowie Kraft und Richtung seines Geistes am klarsten spiegelt, sind natürlich seine eigenen Schriften, seine vielen Aufsätze, vor allem aber die Bücher, denen er die endgültige Gestalt selbst gegeben hat, von der Dissertation über „Sokrates und die Ethik“ von 1904 bis zu seinem „Schiller“ von 1954, aber auch seine Zeitschriften und Editionen. Es wäre die Aufgabe einer im strengen Sinne wissenschaftlichen Biographie, nicht nur den inneren Zusammenhang dieser viele Gebiete umfassenden Schriften darzustellen, sondern auch der hinter ihrer Entstehung liegenden geistigen Auseinandersetzung mit der im weitesten Sinne philosophischen Tradition, dem zeitgenössischen Schrifttum sowie der historischen Lage und der in dieser Auseinandersetzung eigentümlich wirksamen „finalen Energie“ des Autors nachzugehen und dabei das spezifisch Eigene von Nohls wissenschaftlicher Leistung deutlich sichtbar zu machen. Ansätze dazu sind schon vorhanden, aber dieses Ziel konnte ich mir nicht setzen. Doch auch die begrenztere Aufgabe, die Nohl sich selbst vorgenommen hatte, also „die Pädagogik des eigenen Daseins“ darzustellen und damit seine „objektive Pädagogik gewissermaßen von innen her zu ergän-

zen“, konnte natürlich nicht von mir übernommen werden. Wenn ich mich nach langem Zögern zu dem Versuch entschlossen habe, den Werdegang Herman Nohls und sein Wirken in seiner Zeit im Umriß zu schildern, so war meine Zielsetzung, meinen Möglichkeiten entsprechend, sehr viel bescheidener. Es ging mir darum, das Bild des im Reichtum seiner Natur ungewöhnlichen Menschen und des großen Lehrers Herman Nohl festzuhalten, der weit über seinen Schülerkreis hinaus zu wirken vermochte, und die Erinnerungen, die unter uns noch lebendig sind, so gut es ging, aus dem zugänglichen Material zu ergänzen, damit vor allem seine pädagogische Theorie in ihrem Werden und in ihrem unmittelbaren Lebensbezug zu ihrer Zeit auch in der veränderten Welt noch verstanden wird und den ihr historisch zukommenden Platz nicht verliert. Daß durch den frühen Tod Erich Wenigers die Fortwirkung Nohls, dem er auch persönlich nah verbunden war, beeinträchtigt wurde, sollte nicht vergessen werden. Weniger wäre auch der für die Biographie Berufene gewesen. Was mich nun zu diesem Versuch ermutigt hat, ist die Tatsache, daß ich als die älteste Göttinger Studentin Nohls das Glück gehabt habe, ihm nicht nur in der Arbeit, sondern auch in einer die Jahrzehnte überdauernden herzlichen Freundschaft verbunden gewesen zu sein. So habe ich ihn wohl besser gekannt als die meisten Überlebenden. Aber in diesem Vorteil liegt außer dem Nachteil meines Alters auch der der Zeitgenossenschaft mit Nohl und der freundschaftlichen Verbundenheit selber, der die historische Distanz erschwert. Ich habe zwar hier und da vorsichtig versucht *to put things into perspective*, wie die Engländer sagen, ich weiß aber, daß man manches, was ich zu berichten habe, heute anders sehen wird, als ich es tue. Manches ist gewiß nicht mehr aktuell und mußte doch um der historischen Treue willen aufbewahrt werden. Ich habe bewußt auf die Auseinandersetzung mit der schon vorhandenen Sekundärliteratur verzichtet in der Hoffnung, daß die Fakten durch sich selber hier und da vorhandene Fehlkonzptionen korrigieren werden. Ich konnte nur erzählen, was ich weiß und was ich in Erfahrung habe bringen können. Ich hätte aber auch dies nicht vermocht ohne die Ermutigung und die Hilfe, die mir durch viele Freunde zuteil geworden ist. Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle meinen aufrichtigen



Dank sagen. Ich danke den Nachkommen Nohls für die Überlassung wertvoller Familiendokumente. Ich danke für Erinnerungen, die für mich aufgezeichnet wurden, und ich habe vielen dafür zu danken, daß sie mir ihre von Nohl empfangenen Briefe oder Auszüge aus ihnen zur Verfügung gestellt haben. Schließlich danke ich von Herzen den alten „Göttinger Freunden“ für ihre freundlichen, zum Teil kritischen, immer hilfreichen Hinweise, unter ihnen Elisabeth Siegel und ganz besonders Rudolf Joerden, der die Arbeit mit seinem klugen Rat begleitet hat.

## HERKUNFT UND KINDHEIT

Herman Nohl wurde am 7. Oktober 1879 in Berlin geboren. Er war das älteste Kind des Gymnasiallehrers Hermann Nohl und seiner Frau Gabriele geborene Doepke. Er ist in Berlin aufgewachsen und hat dort auch seine ganze Studienzeit verbracht. Auch die beiden ersten Jahre seiner Ehe, die er in seinem 25. Lebensjahr einging, wurden noch in Berlin verlebt. Das Elternhaus lag im Gelände des „Grauen Klosters“, des berühmten Gymnasiums im Osten der Stadt. Nohl liebte diesen lebendigen und doch damals noch bescheidenen Teil Berlins sehr — eher das Berlin Fontanes als Döblins —, dazu die nahe märkische Landschaft mit ihrem eigentümlichen stillen Reiz. Er fühlte sich auch später trotz mancher Kritik noch gern als Berliner und genoß die Rückkehr bei seinen Besuchen, wenn er sich auch dann, wie schon in den beiden ersten Ehejahren, nicht mehr so stark dem Osten der Stadt verbunden fühlte. Bestimmte berlinische Züge sind ihm bis ins Alter eigen geblieben: eine gewisse nüchterne Unbestechlichkeit, die sich nichts vormachen läßt und sich selbst nicht wichtig nimmt (die freilich auch der Vater besaß), die rasche Rede mit der Freude am Drastischen, der Humor, wenn auch da tiefere, nicht berlinische Elemente mitschwangen. Gerade diese Spannung zwischen den skeptisch-nüchternen und den idealistisch-gläubigen Zügen erlaubt nicht, daß man ihn allein von der Herkunft her einzuordnen versucht. Aber in seiner Sprache konnte jeder, der auf Nuancen des Dialekts aufmerksam war, noch bis zuletzt bei Nohl das Berlinische erkennen.

Daß die Ehe mit der Wienerin Bertha Oser dann die Liebe zur österreichischen Lebensart, zur ländlichen Kultur dieses Landes und den künstlerisch veranlagten Menschen — von der großen Landschaft ganz zu schweigen — in ihm erweckte, schenkte seiner Natur gewissermaßen eine neue Dimension. Das Österreichische, das er als dem Norddeutschen in der Menschlichkeit überlegen empfand, gehörte seitdem zu seinem eigenen Haus. Aber schon von der Familie Nohl her war er nicht nur Berliner, und er ist sich seiner weiteren Herkunft aus dem Bergischen

Land mit zunehmender Freude bewußt gewesen. Die intensive Familienforschung, die er in den dreißiger Jahren in Gummersbach und Umgebung betrieb und deren Ergebnisse er in einem Büchlein für seine Kinder niedergelegt hat, beweist das starke Interesse. Er sei ein Kelte, betonte er gerade damals gern, denn er teile mit den Menschen dieses Landstrichs die keltischen Merkmale — die grauen Augen und die dunklen Haare. Auch das leidenschaftliche Temperament, hätte er hinzufügen können. Das Auffinden der Spuren seiner seit langer Zeit als Pfarrer oder Lehrer angesehenen Vorfahren genoß er ebenso wie die Hauskultur der bergischen Ortschaften, und er pflegte den Zusammenhang mit den dort noch lebenden Verwandten mit besonderer Liebe. Er legte auch Wert darauf, festzustellen, daß er dank dieser Herkunft kein Lutheraner sei, sondern zu den Reformierten, also zu den unabhängiger und demokratischer Denkenden gehöre, wenn er auch keinen kirchlichen Gebrauch davon machte.

Zur Familie seiner Mutter, die er als kleines Kind verlor, hat es für ihn kaum eine Beziehung gegeben. Was er in dem folgenden Fragment seiner Autobiographie von dieser Familie berichtet, hat mehr anekdotischen Charakter. Er sagt selbst, daß der Vater nie von seiner verstorbenen Frau sprach, und das heißt doch auch, kaum von ihrer Familie. Aber die Überzeugung des Sohnes, daß der unbürgerliche Zug in seinem Wesen, der sehr ausgeprägt war und den er den gefährlichen Zug nennt, von der mütterlichen Seite herkam, besteht gewiß zu Recht. Er hat ihn freilich nie zum Bohémien werden lassen, wie zeitweise den eigenen Bruder. Er hatte eher etwas von einem *country gentleman*. Jedenfalls war er ein ganz freier Mensch, der unabhängig von der Konvention großzügig und generös zu leben verstand, wie es ihm die späteren Verhältnisse ja auch erlaubten. Aber es war seine Natur selber, der alles Kleinliche, Ängstliche oder gar Berechnende fern lag.

Das erwähnte Fragment seiner Autobiographie lautet:

„In meiner Studentenzeit war es Mode, in seiner Seele den Gegensatz von Vater und Mutter wiederzufinden. Ich habe damals immer stolz behauptet, mich ganz einheitlich zu fühlen, hatte allerdings leicht prahlen, weil ich die Mutter als Dreijähriger verlor und so den Gegensatz der Eltern nie anschaulich erlebte.

Jetzt, wo ich im Alter meinen Wandel übersehe, möchte ich schon zugeben, daß eine Widersprüchlichkeit in mir ist, die ich mir als erbmäßig überkommen vorstellen kann.

Die Familie meiner Mutter hatte einen gefährlichen Zug. Der Vater, der Sohn eines Freigutbesitzers und Enkel eines Pächters der Herrschaft Straupitz (Spreewald), hatte sich ein Rittergut gekauft, augenscheinlich dabei mehr abgebissen, als er kauen konnte, und war dann eines Tages mit Hinterlassung von sechs Kindern verschwunden, so daß er schließlich als verschollen erklärt werden mußte. Ein Bruder meiner Mutter hatte über seine Verhältnisse gelebt und, um sich zu helfen, eine ihm anvertraute Kasse angegriffen, eine Schwester von ihr hatte eine Pension in Berlin aufgemacht, in der vor allem Aristokraten verkehrten, und war damit auch über ihre Mittel hinausgegangen, jedenfalls kam sie aus den Schulden nicht heraus. Die beiden anderen Geschwister, darunter eine Zwillingsschwester, sind früh wie sie selbst an Schwindsucht gestorben. Ihre Mutter war eine schöne und bedeutende Frau. Sie war die Tochter eines königlich preußischen Oberförsters aus der Mark und war Hofdame der Herzogin von Sagan gewesen, so kam auch von ihr etwas Unbürgerliches in die Familie.

Von meiner Mutter selbst weiß ich sehr wenig, der Vater hat nie von ihr gesprochen. Eine Frau, die sie gekannt hatte, sagte mir einmal: meine Schwester Ella sei hübsch, aber meine Mutter sei schön gewesen, und die überkommenen Bilder bestätigen das. Ich habe eigentlich nur drei Erinnerungen an sie. Ich werde drei Jahre gewesen sein, als ich auf der Straße frech durch die geschlossene Reihe einer Mädchenschulklasse lief. Der Vater hatte das vom Balkon beobachtet und pfiß mich herein, da rannte ich zur Mutter und steckte schuttsuchend meinen Kopf in ihren Schoß. In der anderen Erinnerung sehe ich mich auf dem Hinterhof unseres Hauses im Polkaschritt herumhüpfen und jubelnd zur Mutter hinaufrufen: ‚Sieh mal, was ich entdeckt habe!‘ und wie sie mir zur Belohnung etwas schenkte. Die dritte hängt mit ihrem Tod zusammen. Es wird erzählt, daß die Nachricht von ihrem Sterben sich vorzeitig in der Hausumgebung verbreitet hatte und daß man Kränze schickte, die ein Tolpatsch von Dienstmädchen ihr ins Zimmer brachte, worauf sie die Kränze an der Wand aufhängen ließ, damit sie wenig-

stens noch etwas davon hätte. Wir Kinder waren während der Tage bei der Tante und kamen mit einem Kranz auf dem Dach eines Omnibusses nach Hause gefahren. Eine Nachbarin sagte dann zu uns: ‚Ihr armen Kinder!‘ Von dem traurigen Schicksal, mutterlos aufzuwachsen, habe ich aber niemals bewußt eine Empfindung gehabt, denn der Vater sorgte für uns wie eine Mutter. Und wenn aus dem mütterlichen Geschlecht ein gefährlicher Zug von über-die-Grenzen-gehen, von Verschwendung und Leichtfertigkeit, aber auch von ästhetischer Kultur und unphiliströsem Gehaben zu uns kam, so von der väterlichen Familie ein starker Wille zur Einschränkung, Ordnung, zu Rechtlichkeit und Sparsamkeit.

Von dem Wesen meines lieben Vaters und seiner Familie habe ich schon eine Darstellung gegeben. Seine Mutter war noch eine Bauerstochter, wenn ihr Vater dann auch Bürgermeister von Gummersbach wurde, sein Vater war ein Lehrer, die Vorfahren ein weitverzweigtes Pastorengeschlecht, das augenscheinlich immer einen stark pädagogischen Zug hatte, der in der jüngeren Generation sich nun aus dem Geistlichen ins Schulmeisterliche umsetzte. Schon der Vater meines Urgroßvaters hatte als Geistlicher in der Koppelweide stets eine Schar von jungen Männern im Haus, die er erzog, sein Sohn und Nachfolger Adolf war gleichzeitig Schulinspektor, und in der Leichenpredigt wird ihm sein ‚unschätzbare Wirken für die Homburgischen Ländchen‘ nachgerühmt. Einer seiner Neffen war Clemens Nohl, der eine noch heute interessante dreibändige Reformpädagogik schrieb und der Erfinder des Reformgymnasiums war, das Karl Reinhard als sein Schüler in Neuwied von ihm übernahm. Mein Großvater war ein leidenschaftlicher Lehrer und für meinen Vater war es, wie er selbst in seiner Lebensgeschichte erzählte, von vornherein selbstverständlich, daß er auch Lehrer wurde. Mein Sohn Christian sagte einmal betrübt als kleiner Bub zu seinem Freunde: ‚Sei froh, daß Dein Vater nicht Pädagoge ist‘. Ich kann aber nicht sagen, daß ich unter dieser Eigenschaft meines Vaters gelitten hätte. Und wenn ich mir jetzt nachträglich seine Erziehungskunst überlege, so muß ich sie bewundern. Er fand eigentlich immer die feine Linie zwischen dem Zuviel und Zuwenig, die das Geheimnis der guten Erziehung ist. Man urteilt bekanntlich über seine Großeltern objektiver als über seine El-

tern, und so habe ich in jungen Jahren gewiß auch mehr den Gegensatz zu ihm gespürt als die Hilfe, die mir von ihm kam. Jetzt nachträglich weiß ich, daß ich Grund zu großer Dankbarkeit habe. Er hat uns zugänglich gemacht, was in seinen Mitteln stand und hat sich wie wenige Väter seinen Kindern gewidmet. Unsere Wohnstube — so hieß sie — hatte etwas von der Wohnstube Pestalozzis. Ich staune jetzt nachträglich, welche Freiheit uns in ihr von ihm gelassen wurde. Einige Jahre versah seine Schwester Hermine die Stelle der Hausfrau, nach dem Tode der Großmutter mußte sie zu ihrem Vater zurück, und er wirtschaftete mit einer alten Köchin, der braven Dora, die uns, wenn er abends mal eingeladen war, Geschichten erzählte. Er ließ uns fleißig im Hause helfen, Tisch decken und abräumen, Messer putzen und Stiefel wischen, Kartoffeln schälen und Bohnen schnipseln, Fußböden wischen und einkaufen, und alles mußte mit großer Schnelligkeit geschehen. Auch allerhand Handfertigkeiten mußte ich lernen, auch solche, die eigentlich mädchenhafte sind, wie Nähen und Sticken, Filieren. Auf seinen Ruf mußten wir springen. Sehr viel wurde gesungen, und ich saß gern hinter dem Klavier, wenn er seine Sonaten spielte. Abends wurde vorgelesen. Die Freude am Buch hat er früh in mir geweckt, und sie ist der jugendliche Beginn der Gelehrsamkeit. Er war da durchaus großzügig, sowohl in dem, was er mich lesen ließ, als in dem Ausmaß an Büchern, die er mir schenkte, und ich hatte früh das Gefühl, 'eine Bibliothek' zu besitzen, deren Bände ich in braunes Papier einschlug und mit einem Rückenetikett versah, was er sehr unterstützte. Als ich später las, wie Goethes Vater hinter dem Sohn her war, um ihn zum Fertigmachen und zur Ordnung zu bringen, habe ich an ihn denken müssen. In mein Poesiealbum schrieb er damals: 'Kein Strohfeuer!' Was ihm fehlte in seiner Pädagogik, war ein Sinn für Enthusiasmus. Wie es ihm selbst schwer wurde, sich für etwas zu begeistern, weil er immer kritisch blieb, so wurde es ihm schwer, auf den Enthusiasmus seines Sohnes einzugehen, er sah immer zuerst die Schattenseite, und das Loben verstand er nicht, das doch vor allem das Herz eines Jungen gewinnt. Als er meinen Schwiegereltern zu meiner Verlobung schrieb, sagte er: ich sei ein guter Junge, hätte auch nie Schulden gemacht, wäre aber ein bißchen verrückt. Verrückt war sein Lieblings-

wort, wenn er etwas nicht verstand. Das Schönste, was er uns mitgab, war die Idylle seiner Häuslichkeit.“

Das Bild dieser Idylle läßt sich ergänzen aus Nohls Aufzeichnungen über seine Familie, die oben erwähnt wurden. Es heißt da über den Vater: „Die idyllische Lebensform, die bei uns Deutschen stets neben der faustischen einhergeht, war bewußt die seine: der Garten, ein gutes Buch, seine liebe Frau [das ist die zweite Frau] und die Kinder, vor allem die beiden nachgeborenen Töchter, das gemütliche Vorlesen abends nach dem Essen, ein paar Freunde, wobei ihm die Frauen besser lagen als die Männer, und das Wandern durch die Natur . . . Dieser tiefe Sinn für den Frieden in seiner Umgebung und für die kleinen Dinge des Lebens gab seinem Zuhause eine Behaglichkeit ganz eigener Art.“ Charakteristisch war auch sein Wahlspruch: Bene qui latuit bene vixit. Erwähnt werden sollte auch noch, daß der Vater Nohl zwar ein guter Gymnasiallehrer war, daß aber der Schwerpunkt seines Lebens nicht im Schulmeisterlichen lag, sondern in der Gelehrsamkeit. Er war ein anerkannter Altphilologe, dessen Editionen und Kommentare zu antiken Schriftstellern damals sehr geschätzt und viel benutzt wurden. Es ist gewiß nicht bedeutungslos für die spätere Entwicklung des Sohnes gewesen, daß er in einem Hause aufwuchs, in dem die Gelehrsamkeit etwas galt, und in einer Familie, in der man in sittlicher Hinsicht sehr auf sich hielt. „Das tut ein Nohl nicht“ setzte einen unverbrüchlichen sittlichen Maßstab, der nicht ohne Strenge vertreten wurde. „Bei aller Sorge für Frau und Kinder, die eigentlich immer mehr für sie tat als von ihnen verlangte“, heißt es in der Gedächtnisschrift, „war er doch unbedingt Herr in seinem Haus. Wie waren wir als Kinder auf sein ‚St‘ dressiert, mit dem er uns, weil seine Stimme zu schwach war, aus den größten Entfernungen heranholen konnte! Als ich während der Studienzeit in einem Streitgespräch mit ihm über Ibsen einmal zu dreist wurde, hieß es: ‚Solange du die Beine unter meinen Tisch streckst, habe ich hier zu sagen!‘ “

1892 hatte der seit zehn Jahren verwitwete Vater die sehr viel jüngere Elise Simon geheiratet, die ihm zu den drei Kindern aus seiner ersten Ehe (Herman, Johannes und Ella) noch die beiden Töchter Lotte und Hilde schenkte, die den großen Bruder und seine lustigen Spiele sehr liebten und die sich später in der so-

zialpädagogischen Arbeit einen Namen machen sollten. Die Tatsache aber, daß nun wieder eine Frau Nohl in warmherziger Bescheidenheit im Hause waltete, hat wenig daran geändert, daß der Sohn Herman mutterlos aufgewachsen ist. Er selbst hat später gelegentliche Schroffheiten in seinem Wesen auf das Fehlen dieser das Gemüt eines Kindes formenden Bindung zurückgeführt. Der Dreizehn-, Vierzehnjährige ging, als die Familie wieder vollständig war, schon seine eigenen Wege. „Das Mutttchen“ hat gemeint, sie kenne den Stiefsohn überhaupt nur auf dem Bauche auf der Erde liegend und in Hottingers „Welt in Wort und Bild“ lesend. Das muß ein enormes Kompendium gewesen sein, Geographie, Geschichte, die Religionen und, ich glaube, wenn ich mich richtig an Nohls Erzählungen erinnere, auch Literatur, Technik und anderes umfassend. Aus dieser Quelle gewann die Welt für ihn ihren ersten geistigen Umriß. Aber dies war nur der Anfang der eigenen „Bibliothek“. Das Lesen wurde früh seine große Leidenschaft, die der Vater, wie oben erwähnt, klug unterstützte. Das väterliche Klavierspiel war daneben ein wichtiger Faktor im häuslichen Leben. „Die Beethoven-sonaten, Schumann und Schubert sind mir von daher wie Urlaute vertraut geworden.“ In der Schule genoß er das Turnen und das Singen. Er war stolz, nicht nur der beste Turner seiner Schule, sondern auch der beste Barläufer von Berlin zu sein, bis er sich den Knieschaden zuzog, der ihn sein Leben lang immer wieder für längere oder kürzere Zeit behindert hat. Dem wissenschaftlichen Unterricht habe er, so hat er später gemeint, so gut wie garnichts zu verdanken. Dabei war das „Graue Kloster“ in Berlin, in der Reformationszeit säkularisiert und in eine Schule verwandelt, damals noch eines der anerkanntesten Gymnasien in Preußen. Bismarck war sein berühmtester Schüler gewesen. Unter den Lehrern gab es außer dem Altphilologen Nohl selber einige bedeutende Köpfe wie den durch seine Schillerausgabe bekannten Bellermand, der wie ein oder zwei andere zum Hause Nohl in engerer Beziehung stand.

Als Sohn eines Lehrers dieser Schule lebte man mitten in Berlin wie auf einer Insel. Die Lehrerwohnungen befanden sich wie das alte Schulhaus, das noch Reste eines mittelalterlichen Kreuzgangs aufwies, in einem von Mauern eingeschlossenen Gelände mit alten Bäumen und verschwiegenen Winkeln. Mit



der Schule war für die älteren Schüler ein Internat verbunden, die „Kommunität“. Dort hatte Nohl seine Freunde, von denen Fritz Weißenborn, der später Maler wurde und mit dem er früh das Interesse an der Kunst teilte, ihm wohl am nächsten stand. Auch Eduard Spranger lebte in dieser Kommunität, aber er war einige Jahre jünger und gehörte so nicht zu den näheren Kameraden, zu denen Herman Nohl aus seinem Dachstübchen hinüberschlüpfte. Dieses kleine Refugium, das die Familie ihm eingeräumt hatte, half ihm, seit die Pubertät die Spannungen gesteigert hatte, sein eigenes Leben zu führen. Da schaute er über die Dächer des alten Berlin, hörte die Wetterfahne mit der Jahreszahl aus dem 13. Jahrhundert nachbarlich knarren. Hier begann die einsame Reflexion, seine „Jugendphilosophie“, in der die Auseinandersetzung mit Nietzsche wie für die ganze Generation eine wichtige Rolle spielte. In einer Notiz hat Nohl später vermerkt, daß er zu Nietzsche damals im wesentlichen ein negatives Verhältnis gehabt habe. Dem scheint freilich ein Brief aus der Studienzeit (siehe S. 26) zu widersprechen. Er las natürlich auch die Literatur der Zeit. Ibsen, Hauptmann, auch Wagner werden in den Briefen des Studenten mehrfach erwähnt. Auf seinem Schreibtisch lag ein Totenschädel, aber dahinter stand ein Abguß der Danneckerschen Schillerbüste. Dies war bezeichnend. Noch als er den aus dem Kriege heimgekehrten Studenten 1920 und dann noch einmal einer jüngeren Generation 1946 seine — schließlich in Buchform veröffentlichte — Schillervorlesung hielt, ging es ihm darum, diesen desillusionierten jungen Menschen „die Wirklichkeit des Geistes und das Glück und die Tragik der Idealität . . . wieder glaubhaft“ zu machen. „Es war im Grunde die eigene Jugenderfahrung, die ich bieten wollte“, heißt es im Vorwort des Buches. Auf die Form dieses abgeschiedenen geistigen Lebens, das die jungen Menschen in den oberen Räumen des Grauen Klosters führten, fällt an einer Stelle von Nohls Schrift über „Die Pädagogische Bewegung“ ein helles Licht. Bei der Besprechung des Lagardeschen Aufsatzes von 1885 „Über die Klage, daß der Jugend der Idealismus fehle“, wo gesagt wird, die Sache liege gerade umgekehrt: nicht der Jugend fehle es an Idealismus, sondern den Alten am Ideal, heißt es: „Wer in den 80er und 90er Jahren groß geworden ist, weiß, daß das genau die Lage der Jugend war.“

Unsere Väter waren nicht mit uns zufrieden. Die Schule sagte: Die Jugend hat keine Interessen mehr. Sie erwartete von ihr, was zu wecken nach Herbart ihre eigentliche Aufgabe war, und sie vermochte das Interesse nicht zu wecken, ‚weil das meiste‘, wie Lagarde sagte, ‚mittels dessen die Jugend gebildet werden soll, tot ist und darum der Jugend ein Greuel‘. So bewegte sich das geistige Leben der Jugend außerhalb der Schule. Sie sang, musizierte und dichtete, malte und las in engen Freundschaftsgemeinschaften, aber das war ein isoliertes Leben in kleinen Zirkeln. Die Jugendbewegung als Selbstbewußtsein einer Generation und untrennbar davon ihr Verantwortlichsein gegenüber dem Ganzen des Volkes hatte noch nicht begonnen.“ — Die Weltferne des eigenen Jugendlebens aber sah er später nicht nur in ihrem Gegensatz zur Jugendbewegung, sondern auch zu den freieren Formen der „Weltbildung“, wie sie ihm bei Menschen, die durch ihre Herkunft früh einen Zugang zur großen Welt bekommen hatten, gelegentlich entgegen trat, „während ich mir doch schließlich alles in meiner Dachstube in der Klosterstraße aus den Fingern habe saugen müssen“, heißt es später in einem Brief an seine Frau.

Die Welt, aus der der junge Nohl herkam, war die des gediegenen, gemütvollen und dabei doch strengen deutschen Bürgertums des 19. Jahrhunderts mit seiner Bescheidung in die gegebenen Grenzen und ihre Enge. Das geistige Niveau und sein Anspruch war hoch, aber er zielte nicht auf die fortschreitende Zeit, auf die der erwachende Wille des jungen Menschen sich richtete. So mußte sich in der „modern“ werdenden Welt der neunziger Jahre auch für ihn der Gegensatz der Generationen verschärfen.

Unter den nachgelassenen Papieren Herman Nohls gibt es ein Blatt, das wohl aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs stammen muß und das einem zum Bewußtsein bringt, wie wenig doch der späte Biograph über das Geheimnis der Herausbildung der Persönlichkeit in den frühen Jahren der Entwicklung zu sagen weiß. Nohl schreibt einmal selber im XI. Jg. der „Sammlung“: „Die Vergangenheit des Kindes ist der Mutterboden seiner Zukunft, und seine Geister, die guten wie die bösen, sind höchst lebendig in ihm, und noch der alte Mensch, dies geschichtliche Wesen, lebt aus ihr, in seinem Glück und in seinen Schmerzen.“

— Einen vereinzelt Blick in die Kindergefühle des kleinen Herman gewährt die Rede, die er seinen Gästen an seinem 60. Geburtstag gehalten hat. (Sie ist im Rundbrief an die „Freunde“ vom Oktober 1939 enthalten.) Es heißt da: „In meiner Kinderzeit war ich besonders stolz auf die Jahreszeit meines Geburtstags mit den Zwetschgen und Äpfeln, und ich erinnere mich, daß ich als Achtjähriger den Prenzlauer Berg mit einer Weintraube in der Hand hinunterlief und fast religiöse Dankesgefühle dabei hatte.“

Diese Erinnerung wird ergänzt durch eine Bemerkung in einem Brief aus dem Jahre 1927: „Als Kind hat mir der Gedanke einmal sehr eingeleuchtet, daß hinter den Wolken ja immer der blaue Himmel steht und nur wartet, um durchzusehen.“

Aus Nohls Schülerzeit ist ein einziger Brief erhalten. Er beleuchtet schlaglichtartig Grundzüge des jungen Menschen: seine früh erwachte soziale Gesinnung und seinen organisatorischen Impetus, beides in lustig jugenhafter, fast naiver Form, in der sich aber doch schon etwas von der Energie des künftigen Mannes verbirgt<sup>1</sup>. Trotzdem bleibt der Zusammenhang des jugendlichen Lebens schwer erkennbar und auch das oben erwähnte Blatt läßt kaum ahnen, was alles dahinter steht. Trotz seiner Rätselhaftigkeit mag hier der erste Teil seinen Platz finden, weil Nohl sich offenbar darauf die Anhaltspunkte für seine Selbstdarstellung notiert hatte.

### „Meine philosophische Entwicklung

I. Kinderutopie als Organisation der Lebenserfahrung zur Einheit eines sozialen Ganzen. Ver sacrum. Utopien. Colonialplan<sup>2</sup>.

II. Die Erhöhung in der Pubertätsphilosophie = Interpretation der Haupterfahrungen aus einer geistigen Einheit (Brücke, Regen)

a) Die Sünden der Väter werden heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied.

b) Der Bildungstrieb = Steigerung auf Vollkommenheit in allem menschlichen Streben und Tun. Entelechie.“

## DIE STUDIENZEIT

Herman Nohl hat vom Sommersemester 1898 bis zum Frühjahr 1904 in Berlin studiert. Als Quelle für diese Lebensphase liegt außer den mündlichen und wenigen gedruckten Äußerungen aus späterer Zeit ein Briefwechsel des jungen Studenten mit einer älteren Frau, der „Tante“, vor, an dessen Veröffentlichung Nohl zu verschiedenen Zeiten seines Lebens gedacht hat, zuerst schon Ende der zwanziger Jahre, als der Tod der Anna Rinneberg die Jugenderinnerungen wieder wachrief. Er entwarf damals das Vorwort, das er erst 1953 in seiner Zeitschrift „Die Sammlung“ unter dem Titel: „Anna Rinneberg und ihr Neffe. Vorwort zu einem pädagogischen Briefwechsel“ zum Druck gebracht hat. Er hat sich aber nicht zur Veröffentlichung des Briefwechsels entschließen können, weil er ihm wohl doch zu persönlich und gewiß auch zu zeitgebunden erschien. Dieses Vorwort unterstreicht die Bedeutung, die eine warmherzige und gebildete ältere Frau, „die Tante“, für die Entwicklung eines jungen Menschen haben kann und macht damit „ein pädagogisches Verhältnis eigener Art“ sichtbar. „Die Tante ist eine Gestalt des Lebens, die wir heute fast zu verlieren scheinen, die ledige, berufslose Frau, die, weil sie selbst nicht gebunden ist, das Herz und die Kraft für den ganzen weiten Kreis der Familie hat . . . Die stete Bereitschaft zur Hilfe in den Nöten der weiteren Familie, die Freiwilligkeit ihrer Dienste wie ihrer Liebe gibt den Tanten auch bei den Kindern eine eigene Autoritätsstellung und eine pädagogische Möglichkeit, die die Eltern oft nicht haben. Hier besteht für den jungen Menschen eine Gelegenheit, sich auszusprechen, weil seine Individualität in diesem Verhältnis einen anderen Respekt genießt als in der Familie, gleichsam ernster genommen wird und sich ohne Verantwortung offenbaren kann. So gelingt ihm hier ein erster Übergang in die erwachsene Welt, der immer noch von der Liebe getragen ist, weil man an seinen Wert glaubt, ohne dabei Ansprüche an ihn zu machen.“ Man wird an das Verhältnis der Susanne von Klettenberg, der Herrenhuterin, zum jungen Goethe erinnert. „Auch Anna Rinneberg war in Gnadau erzogen wor-

den und bewahrte zeitlebens etwas von dem dort erfahrenen Geist. Die Losung der Brüder wurde jeden Morgen gelesen, und die undogmatische Frömmigkeit Zinzendorfs mit ihrer naiven Möglichkeit, das Heiligste mit dem Profansten zusammenzusehen, das Spielenkönnen mit den göttlichen Dingen aus einer ganz ungebrochenen Gläubigkeit heraus und die fast spöttische Freiheit gegenüber aller Theologie und jedem hochtragenden Ton hatte sich auch bei ihr erhalten und gab ihr eine oft ganz überraschende Sicherheit.“ Es war die eigentümliche Mischung von menschlicher Wärme und selbstloser Zuwendung, künstlerischer Bewegtheit (sie malte nicht schlecht und schrieb Gedichte und vor allem Geschichten im Stil der Zeit für viel gelesene Zeitschriften) mit jener undogmatischen Frömmigkeit, die für den ungestümen, suchenden, in den Stimmungen oft schwankenden jungen Menschen vor allem in den Anfangsjahren seines Studiums so viel bedeutete. Sie verstand es, ihn immer von neuem in seinem besten Willen und seinen geistigen Bestrebungen zu bestätigen, und das hat ihm nicht nur in den schwierigen Jahren des Übergangs einen moralischen Halt und eine erste innere Selbstbegrenzung gegeben, sondern es hat auch seine Auffassung von den Frauen und ihrem Wert schon früh bestimmt. Die Briefe zeigen den Weg des Studenten aus der Abgeschlossenheit des Grauen Klosters in die geistige Freiheit, die aber erst während der Zeit seiner Arbeit mit Dilthey ganz erreicht wurde.

Die Korrespondenz beginnt mit einem Brief der „Tante Anna“ an Nohls 19. Geburtstag, 7. 10. 1898, und sie dauert bis zu seiner Eheschließung 1905. Dann werden die Briefe seltener, aber das Gefühl der Dankbarkeit bleibt bei ihm lebendig. Das Vertrauen, das die etwa 40jährige Frau, die zur Verwandtschaft seiner Stiefmutter gehörte, ihm schenkte, führte schon am 18. 8. 99 dazu, daß er versichert, ihre Zeilen hätten ihn bis ins Innerste froh gemacht. „Aber Sie beschämen mich auch, in Ihrer Hand wird alles groß, und so ist's Ihnen mit mir gegangen, und so soll der Gedanke, den Sie von mir haben, das Ziel sein, nach dem ich ringen will, und ich will verdienen, daß man so zu mir spricht, wie Sie es getan haben.“ Er berichtet ihr von dem, was die Tage ihm bringen, aber er unterliegt auch der Versuchung, besonders in den ersten Jahren, seine schwankenden Stimmun-

gen immer wieder auszusprechen, vor allem das Einsamkeitsgefühl, das vergebliche Suchen nach etwas „Wirklichem“ statt des „schlafenden Träumens“. „Was mir fehlt, ist, daß ich immer in mir selber gesteckt habe und so eigentlich noch gar nicht existiere.“ Dazwischen freilich kommt schon früh der Ausdruck selbstbewußter junger Männlichkeit. So meint er am 20. 7. 1899: „daß ich das feste Gefühl habe, das, was ich wollen kann, überhaupt zu können.“ Oder, als sie, ihn mit dem „Grünen Heinrich“ identifizierend, schreibt: „Sie werden nie etwas anderes sein, als was Gott, Menschen und Verhältnisse aus Ihnen machen“, kommt am 15. 4. seine schon sehr charakteristische Entgegnung, daß Keller bei seinem Helden, „allerdings mit Bewußtsein“ die Kraft fortgelassen habe, „die Sie vergessen haben, denn nicht nur Gott, die Menschen und die Verhältnisse, sondern auch der Wille selbst schafft an mir und wehe mir, wenn er nicht stark genug ist. Denn hier auf Erden gibt es nur mein Ich und die Außenwelt, die zuerst an dem hilflos Schlummernden formt und knetet, bis das Bewußtsein wach wird. Dann beginnt der Kampf!“ Eines der vielen Gedichte, die auf beiden Seiten den Briefwechsel begleiten, endet wenig später mit den Zeilen:

„Ich will alle diese Schmerzen  
Zwingen mit der Mannesfaust.“—

Sie merkt schon früh, daß er in diesen Schwankungen der Adoleszenz einen führenden Menschen braucht, dessen Überlegenheit ihm helfen könnte, sich selbst zu finden. Denn sie weiß, er „hungert nach Menschenseelen, die tiefer und größer sind als ich“ (5. 7. 1900). Was ihm während der ganzen Jahre seines Studiums zu schaffen macht, ist die Enge des häuslichen Lebens, wo er sich in die Bürgerlichkeit gebunden fühlt, auch finanziell sehr knapp gehalten wird (noch immer mit nur 3 Mark Taschengeld in der Woche), und wo es Konflikte gibt, die ihn quälen. „Die Decke ist mir zu niedrig und die Stubenluft ängstigt mich, darum möchte ich hinaus“ (18. 4. 1901). Aber einen Weg hinaus gab es für den Studenten aus einer unbemittelten bürgerlichen Familie damals nicht. Auf diesem Hintergrund muß man das Glücksgefühl verstehen, das ihn erfüllt, als er im August 1900 zum ersten Mal ein paar Wochen bei den „Tanten“ in Ludwigslust zu Besuch ist und auf langen Spaziergän-

gen mit Anna Rinneberg spürt, daß diese überlegene Frau, „die fremde große Erscheinung“, die er verehrt, ihn liebend versteht. Ihr Bemühen, ihm beizustehen, geht durch die ganzen Jahre, wenn er sich auch manchmal dagegen wehrt, weil er entweder die frommen Töne doch nicht vertragen kann, oder weil sie ihm etwas zu nahe tritt, wie z. B. in der Zeit, als er seine erste Liebe, deren Geheimnis er sorgfältig gehütet hatte, durch den Tod verlor. Aber die Freundschaft überdauert die Krisen, und sie begleitet seinen Durchbruch ins Geistige. Auf einen zweiten Besuch in Ludwigslust folgt am 23. 10. 1900 ein Brief, der bei allem jugendlichen Überschwang zeigt, daß der Nerv des Geistes bei ihm getroffen ist. „Heute fangen die Kollegs an, so gibt's einen Abschnitt und in den 14 Tagen, seit ich von Dir fort bin — ist's wirklich erst so lang? ist manches geschehen . . . Als ich nach Haus kam, las ich erst einiges von Nietzsche . . . und fand, daß er trotz aller Pfaffen mehr Religion hat als irgend einer, fand in ihm Gedanken, die mich schon lange erregt, über Musik und die andern Künste, die er mit kühnem Griff von der Musik abreißt und ihr entgegenstellt, fand vor allem einen Wahrheitsdurst und geistige Reinheitsliebe, die mich begeisterte. Endlich einmal den Staub der Jahrhunderte abwaschen von allen unsern Gedanken und unserm ganzen Wollen und Fühlen, daß das Wort ein Spiegel ist der wahren Wirklichkeit und keine Münze, die nur gilt, weil eine lange Vergangenheit sie geprägt . . . Aber das war nur ein Präludium zu Schleiermacher, dessen Monologe ich auf Veranlassung Deines Briefes las und nach den ersten Seiten wußte, ich würde alles von ihm lesen. Ich habe mir dann seine Dogmatik geholt und vor allem seine ‚Reden über Religion‘ etc., es war die Sonne zur rechten Zeit . . . Durch einen Zufall griff ich nun zu Fichtes Büchern oder besser Predigten, und da war mit einem Schlage eine Klarheit da.“ Es ist nicht bedeutungslos, daß es neben Nietzsche und Schleiermacher Fichte gewesen ist, der bei Nohls Durchbruch zur geistigen Selbständigkeit sozusagen Pate gestanden hat. Von jetzt an zeigt sich bei ihm auch den älteren Verwandten gegenüber eine gewisse Souveränität. So beginnt er jetzt z. B. ihre Lektüre zu bestimmen. Die Tante Anna muß Böcklins Kunstlehre lesen und außerdem Schleiermacher, und die andere Tante

den Wilhelm Meister. Auch für andere Verwandte werden Ratsschlüsse erteilt.

Das Interesse an der Kunst, d. h. vor allem an dem, was damals neu und erregend war: Feuerbach und Böcklin, das schon in Nohls Schülerzeit entstanden war, blieb ein geistiges Bindeglied auch zwischen ihm und der Tante Anna. Sein Feuerbachaufsatz, der schließlich 1903 erschien, ist die Furcht langer und intensiver Beschäftigung.

Aus den Briefen läßt sich zugleich, wenn auch nur im Umriss, ein Bild seiner Studien gewinnen. Nach einem kurzen Versuch in der Medizin, wo ihn die Anatomie abschreckt, geht er schon vor Weihnachten 1898 zu den Geisteswissenschaften über. Empfindet er da auch den Zustand des Studenten an der Berliner Universität als „führerlos“, wie er später in einem Notizbuch vermerkt hat, so gewinnt er doch allmählich besonders in der Geschichte und in der Philosophie festen Boden, und er betreibt seine Studien mit großem Fleiß, wenn auch manchmal mit Stöhnen. Pfingsten 1900 heißt es nach arbeitsreichen, ermattenden Tagen: „Ich habe aber in den zwei Wochen mehr gelernt als in dem ganzen Jahr, und der alte Holzblock, die Geschichte, bekommt menschliche Züge.“ Er hört bei Hintze, Schmoller, Erich Schmidt und bei Paulsen, bei Wilamowitz, auch wohl bei Lazarus und Steinthal, von deren Völkerpsychologie er später mit Anerkennung sprach. Sauber geführte Kolleghefte über Verfassungsgeschichte, preußische Geschichte etc. lassen die Gewissenhaftigkeit des Studenten erkennen. „Durch die englische Geschichte ist mir endlich die Einheit der germanischen Völker herausgewachsen und seit ich den Gedanken der Völkerpsychologie und der geschichtlichen Entwicklung der Einzelseele gefaßt habe, ist ein matter, aber erleuchtender Schein auch über die übrige Geschichte gefallen. Nur die Philologie, die ‚Wortliebhaberei‘, . . . wie sie hier betrieben wird, paßt mir *nie*, und ich habe keine Zeit, dabei meine eigenen Wege zu gehen, denn man müßte dann tief hineinsteigen. So aber ist’s schlimmer denn Herbarien ansehen.“ Das Suchen nach Zusammenhang unter den geistigen Phänomenen und ihrer inneren Einheit ist für sein ganzes Studium bezeichnend. Mehrfach erwähnt er Referate über Kant, zuerst über seine Ästhetik, die er bei Paulsen gehalten haben muß. Paulsen, dessen aufrechte Männlichkeit und dessen kraft-



volle, strenge Sachlichkeit er sehr schätzte, blieb für ihn immer eine verehrungswürdige Gestalt. Wie lebhaft er an seinen philosophischen Seminaren beteiligt war, geht aus einer späteren Bemerkung (Band IX der „Sammlung“) hervor: „Oesterreich, 1880 geboren, war einer von den vier Studenten, die um 1900 in Friedrich Paulsens Seminar mehrere Semester hindurch im wesentlichen alle Referate bestritten. Die anderen waren Spranger, Ziertmann und ich selber. Gertrud Bäumer war auch im Seminar, blieb aber stumm als Frau, die damals in der Universität bloß geduldet wurde; sie hat mir erst später erzählt, daß sie hinter uns saß in der anonymen schweigenden Masse, die sich nur durch Schurren bemerkbar machte, wenn wir zu eigensinnig stritten.“ — Im Dezember 1901 macht ihm Paulsen den Vorschlag, sobald er sein Staatsexamen gemacht habe, eine Stelle am Gymnasium in Davos anzunehmen, „wenigstens auf einige Jahre, bis Kopf und Herz und Leib wieder in Ordnung“. Hinter diesem Angebot steht die offenbar berechtigte Sorge des Professors um die immer schwankende Gesundheit des Studenten, die den Verdacht, daß die tuberkulöse Anlage der Mutter vererbt sein möchte, leicht aufkommen ließ.

Inzwischen war aber schon das Verhältnis zu Dilthey entstanden, das schicksalhaft für ihn werden sollte und das jetzt wahrscheinlich zur Ablehnung des Davoser Angebots führte. Die Daten sind nach den „Tante Anna“-Briefen kurz die folgenden: im Februar 1901 kommt es zur ersten Begegnung, deren Geschichte ausführlicher berichtet werden muß. Am 30. 12. 1901, also ganz kurz nach Paulsens Angebot, ist schon die Rede von dem von Dilthey angeregten Thema zu einer Dissertation über Sokrates, und zum ersten Mal wird auch die Möglichkeit der Habilitation erwähnt. Vom Staatsexamen ist nicht mehr die Rede. Seit dem März 1902 ist Nohl drei bis viermal in der Woche von fünf bis einhalb elf abends bei Dilthey und seit einer Krankheit Diltheys um Weihnachten 1902 täglich von morgens an. Was ihn zu Dilthey geführt hatte, läßt deutlicher als alle früheren Äußerungen den geistigen Willen des jungen Menschen erkennen. Das vorwiegend rezeptive Verhalten des Studenten wurde ihm immer schwerer erträglich. So hatte er früh mit eigenen Entwürfen begonnen. Hölderlin und andere Themen beschäftigten ihn. Der erste größere Entwurf führt ihn zu

Beginn des Jahres 1901 zu Wilhelm Dilthey. Das trug sich auf sonderbare Weise zu. Wie er später erzählt hat, entwickelte er einem seiner Freunde, Kabitz, eine Art Theorie der Künste, die sich an Schillers, Schlegels und Hölderlins Unterscheidungen von naiver und sentimentalischer, objektiver und subjektiver Kunst anschließt, diese aber von der psychologischen Seite her ergänzen soll, um zu einer Erörterung der unterschiedlichen Funktionen der verschiedenen Künste zu führen. Der Freund macht ihn darauf aufmerksam, daß diese Reflexionen über Typen des künstlerischen Schaffens sich mit Diltheyschen Gedanken berühren. Diesem Professor müsse er seine Arbeit unbedingt vorlegen. Darauf verschafft er sich die beiden einschlägigen Arbeiten Diltheys: „Über die Einbildungskraft des Dichters“ und die „Grundlagen der Poetik“. Und eines Tages schreibt er dem großen Lehrer den folgenden Brief, dessen undatiertes Konzept vorliegt: „Sehr geehrter Herr Geheimrat! Als ich mich im vorigen Sommer mit Hölderlin beschäftigte, wurden mir Gedanken, mit denen ich als Schüler mit meinem Freund gespielt, wieder lebendig und packten mich so, daß ich alles, was mir in die Hände kam, mit ihren Augen ansehen mußte. Ich brachte es aber nicht zur Klarheit, bis ich eines Tages durch Zufall auf Ihren herrlichen Aufsatz ‚Über die Einbildungskraft des Dichters‘ in der Zeitschrift für Völkerpsychologie stieß. Das öffnete mir ein neues Land. Ich las dann Ihre ‚Grundlegung der Poetik‘ in dem Buche Zellers. Hier war der Weg schon fertig gebahnt, den ich dunkel geahnt. Aber gerade das eine Verhältnis, das mich am tiefsten faßte, weil ich es erlebt habe, ich meine das zwischen subjektiver und objektiver Dichtung, hatten Sie zwar oft berührt, namentlich bei der Entwicklungsgeschichte Goethes, aber nicht systematisch begründet. Hier glaube ich nun auf dem Weg, den Sie gezeigt, weitergehen zu können und habe das heiße Verlangen, meine erste Arbeit dieser Aufgabe zu widmen. Ich möchte aber keinen Schritt weitergehen, ohne von Ihnen, geehrter Herr Geheimrat, ein Wort der Zustimmung gehört zu haben. Persönlich mit meiner Bitte zu Ihnen zu kommen, habe ich nicht gewagt, so lege ich einige Blätter bei, damit Sie einen Blick über die Grundgedanken tun können. Es sind ganz schematisch gezogene erste Linien, ich könnte es unendlich viel reicher gestalten, aber ich meine, der Wert oder Unwert wird Ih-

nen auch so nicht entgehen. Der Zielpunkt ist sicher richtig, es ist das alte Problem, die Frage ist nur, ob Sie glauben, daß ich auf dem richtigen Weg bin; daß es nötig ist, den Gegensatz noch einmal zu untersuchen, wird mir immer klarer, je mehr ich die heutige Ästhetik und Literaturgeschichte studiere. Schließlich bleibt mir noch die Frage, ob Sie mir die Kraft dazu zutrauen für ein so schwieriges Beginnen. Ich kann nur sagen, daß der Trieb in mir, mich der Frage ernstlich zuzuwenden, auch alles andere vergessen läßt, und so bitte ich Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, gütigst einen Blick in die beigelegten Blätter zu tun und, falls Sie daraus einen Eindruck gewinnen, daß es Zweck hat, wenn ich mich tiefer in die Frage hineinbohre, mir eine Unterredung mit Ihnen zu gestatten, im andern Fall mir wenigstens ein Wort zu schreiben, damit ich aus der Unruhe, in der ich seit Wochen schwebe, gerissen bin.“ Hier endet das Manuskript. Der Text des eingereichten Entwurfs ist noch vorhanden. Dilthey bestellte ihn daraufhin zu sich. Und Nohl sagt später (im XII. Jg. der „Sammlung“) darüber: „Dilthey hatte mich zum ersten Mal zitiert, nachdem ich ihm eine Arbeit zugeschickt hatte. Ich wiederholte den ganzen Weg Schillers ‚Nur der Starke wird das Schicksal zwingen, wenn der Schwache untergeht‘.“

Zu einer eingehenden Besprechung des Entwurfs ist es wohl damals gar nicht gekommen. Aber Dilthey hatte offenbar Freude an ihm und interessierte sich so sehr für diesen geisteswachen jungen Mann, daß er ihn mit dem Auftrag entließ, ihm einen Auszug aus einer größeren Schrift (leider erinnere ich mich nicht mehr, was es war) zu machen und ihm diesen nach einigen Tagen vorzulegen. Daraus entwickelte sich allmählich ein festes Arbeitsverhältnis, aus dem schließlich die Dissertation über Sokrates erwuchs. Am 30. 12. 1901 heißt es im Brief an Anna Rinneberg: „Dilthey hat mich auf das Problem hingewiesen und gebeten, für ihn die Sache zu untersuchen, er hat mir auch den methodischen Kunstgriff an die Hand gegeben, mit dem es sich vielleicht lösen ließe. Es handelt sich um die alte Frage: wer war Sokrates? Jede Zeit hat anders darüber gedacht, wir heute wollen vor allem wissen, was der Mensch gewesen ist, in seiner ganz besonderen Eigenart und Größe. Auf den alten Wegen kommt man aber zu nichts, da wird Sokrates

der flache Eudämonist und Utilitarier oder ein nüchterner Rationalist, bei dem man sich wundert, daß ein Plato ihn verehren konnte, wie man von göttlichen Wesen spricht. Die alten Wege sind Xenophon und Aristoteles. Immer aber hatte im Hintergrund das Bild gestanden, das Plato gemalt hat und das eben andere Züge zeigte, nur hatte man nicht gewagt den platonischen Sokrates zu benutzen, weil man kein Mittel hatte, das Platonische auszuläutern, damit der rechte Sokrates zu Tage käme. Dies Mittel scheint nun da zu sein, und es ließe sich diese uralte Frage mit einem Schlage in großem Zuge aufbrechen." So und weiter berichtet er in aller Ausführlichkeit. Aus dieser Anregung Diltheys ist in langen Mühen die Dissertation über „Sokrates und die Ethik“ entstanden.

Das nahe Verhältnis zu dem großen, bis zuletzt verehrten Lehrer hatte aber während des Studiums auch seine Kehrseite. Es war ohne Zweifel die absorbierende Arbeit für Dilthey selber, die ihn — vollends seit Weihnachten 1902 — solange an der Konzentration auf die Doktorarbeit hinderte. „Dilthey war wieder einige Wochen krank und ich alle Tage bei ihm, meine Arbeit ist wieder einmal aus dem Strom geraten und steht.“ Am 14. 8. 1903 schreibt die „Tante Anna“ in Bezug auf den Doktorvater: „Du scheinst freilich noch immer nicht genau zu wissen, ob der große Pan Dich losläßt. Reiß ihm doch aus, wenn er schläft. Weg mußt Du mal und was anderes als Berliner und Diltheysche Luft schlucken.“ Aber im November halten ihn „Vor- und Nachwehen“ von Diltheys 70. Geburtstag, für den er die erste große Würdigung seines Lehrers schrieb, noch einmal von der eigenen Arbeit ab. (Dieser geniale Jugendaufsatz, der am 19. November 1903 in der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau erschienen war, wurde im Beiheft zum IX. Jahrgang der „Sammlung“ im Oktober 1954 zum 75. Geburtstag Nohls von seinen Mitherausgebern wieder abgedruckt.)

Am 29. Februar 1904 endlich war die Dissertation so gut wie fertig. Anfang August fand das Doktorexamen statt. Die Gestalt des Sokrates mit seiner pädagogischen Leidenschaft und der illusionslosen Todesbereitschaft ist seit jener langen Beschäftigung mit ihm für Nohl das große sittliche und pädagogische Vorbild geblieben. Noch Jahre später konnte er schreiben:

Sokrates, „diese größte pädagogische Gestalt der Erziehungsgeschichte, war ganz *undogmatisch*, ging immer von dem aus, worin der andere mit ihm einig war, und suchte nichts zu lehren, dem der Zögling nicht seine freie Zustimmung geben mußte“. Das Verdienst der Dissertation hat er darin gesehen, daß er als erster damals schon die Bedeutung der aus der Medizin, d. h. vor allem von Hippokrates, stammenden sokratischen Begriffe erkannt habe, lange ehe Werner Jäger, der Nohls Arbeit nicht nennt, diesen Zusammenhang aufgewiesen habe. In den Rezensionen der Zeit ist ihm dieses Verdienst nachdrücklich bestätigt worden. Die Arbeit wurde 1904 als selbständiges Buch veröffentlicht. Nohl hat die Sokrates- und Platoforschung noch mindestens ein Jahrzehnt lang mit Interesse weiter verfolgt. Bis 1914 sind zahlreiche Rezensionen von ihm über die wichtigsten Veröffentlichungen zu diesem Problemkreis in der „Wochenschrift für klassische Philologie“ erschienen. Die Liebe zu Plato blieb bis in die letzten Jahre bei ihm lebendig. Sie zeigte sich u. a. in den wiederkehrenden Seminaren über den „Staat“, aber auch in Bemerkungen, wie der in einem Brief vom 12. 4 1929 (an EB<sup>3</sup>), wo es heißt: „Gelesen habe ich eigentlich nur Plato mit dem allergrößten Genuß. Wenn ich nichts zu tun hätte, widmete ich mich ihm mal wieder ein halbes Jahr, es würde einen sehr bereichern. Er ist doch eigentlich der einzige souveräne, ganz ungelehrte systematische Denker, der sich jeder Möglichkeit offen hält und immer den feinen Humor behält, der auch im höchsten Ernst von der Grenze weiß.“

In welcher Weise Dilthey seine jugendlichen Mitarbeiter bei den eigenen Arbeiten benutzte, schildert ein Brief, den ich Anfang der dreißiger Jahre mit einigen Beiträgen, die Nohl selbst Dilthey einmal geliefert hatte, von ihm erhielt. Da heißt es: „Hier kommen nun die Aufzeichnungen aus der Zeit meiner Arbeit mit Dilthey, für mich höchst amüsant zu lesen. Das Manuskript über Haller ist ganz von mir, das über Gleim ganz von Dilthey. Wir wollten damals zusammen die Kapitel über die deutsche Literaturgeschichte schreiben für die ‚Deutschen Studien‘, zu denen auch der Klopstock und der Jean Paul gehört. Ein Teil des Klopstock ist auch von mir. Auch der Haller, wie gesagt, ganz. Und es ist so lustig für mich zu sehen, wie der junge Mensch damals diltheysiert hat, ohne doch seine Jugendlichkeit wirk-

lich loswerden zu können . . . Es fällt mir ein, daß ich auch noch ein Manuskript über Wieland habe, in dem der erste Abschnitt Seite 1—3 von Dilthey ist und das übrige von mir, außer dem Schlußabschnitt Nr. 6, der wieder von Dilthey ist.“ Auch an Diltheys Schilleraufsatz hat Nohl, wie er im Vorwort seiner eigenen Schillerdarstellung berichtet, mitgearbeitet, ebenso ziemlich entscheidend an der „Jugendgeschichte Hegels“.

Daß diese Mitarbeit aber auch die eigene geistige Unabhängigkeit bedrohte, geht z. B. daraus hervor, daß er einen Aufsatz über die Musik, der die Hauptgedanken des späteren über „Die Stellung der Musik im deutschen Geistesleben“, der erst 1912 erschienen ist, enthalten haben muß, schon 1904 gern veröffentlicht hätte, „damit ich“ — wie es in einem Brief an Misch vom Oktober 1912 heißt — „ihn gedruckt hätte, wenn der Alte mich in seine Musiksachen einspinnen wollte. Ich war damals so glücklich, da ein eigenes Gebiet zu haben und sollte es nun auch verlieren“. Am leidenschaftlichsten kommt die Not der Famulatur, die ihn so schwer zu eigener konzentrierter Arbeit kommen ließ, in einem Brief aus der Zeit selber zum Ausdruck (Mai 1904 an Bertha Oser): „Den Nachmittag war ich bei Dilthey und muß mich nun auf Ambros, Spitta und Crysander stürzen. Es ist zum Verrücktwerden, dieses liederliche Gehudel, und ich komme da nicht heraus, so lange ich bei dem Alten sitze, das hetzt und springt von Sokrates zu Hegel, Musik, Hamann, Haller, Kant, Goethe, Diderot, Formenentwicklung. Das kann ein alter Mensch, der das alles durchlebte, aber ich nicht. Nirgends steht man fest, immer nur auf einem Bein, weil das andere schon wieder weiter muß. Hols der Teufel! — Da bin ich schon wieder am Schimpfen, — aber *das* sind die Grillen, die mich ewig plagen.“ — Noch am 22. 9. 1912 klagt er, daß die „Diltheyschule“ ihn ganz von seinen alten Interessen an Rhythmusfragen abgebracht habe, „wie überhaupt von all den Einfällen, pädagogischen etc., die mich bis dahin immer beschäftigt hatten und von denen jetzt alle Welt voll ist. Manchmal quält mich das.“ In einem anderen Brief (27. 5. 1914) stimmt er Groethuysen nachdrücklich zu, der gesagt hatte, „für jeden, der in die Diltheyatmosphäre kommt, ist es ein Schicksal“. Dennoch berührt dieses Schicksal seinen Respekt vor der geistigen Leistung Diltheys in keiner Weise. Wie der junge Doktor ihn auch als

Dozenten verehrte, geht aus dem Entwurf eines an den Redakteur einer Tageszeitung gerichteten Briefes hervor, der sich zwischen den Nachlaßpapieren gefunden hat. Leider hat sich nicht ermitteln lassen, auf welchen Zeitungsartikel sich das Schreiben bezieht.

„Sehr geehrter Herr Doktor, in einer der letzten Nummern Ihrer geschätzten Zeitung erschien ein Feuilleton Th. Kappsteins, in dem er die verschiedenen Dozenten der Berliner Universität kurz charakterisierte. Die Art, wie *Wilhelm Dilthey* darin behandelt ist, die augenscheinlich auf einem Mißverständnis, das ich gleich erklären will, beruht, hat in weiteren akademischen Kreisen großen Anstoß erregt, da sie geeignet ist, die breite Öffentlichkeit, der die geistige Arbeit des Philosophen ferner liegt, über die Bedeutung und die lebendige Wirkung W. Diltheys irrezuführen. Zudem entspricht vor allem das, was Herr Kappstein über das Verhältnis der Studenten zu Dilthey als Dozenten sagt, durchaus nicht der Wirklichkeit. Ich kann mir seinen Irrtum nur so erklären, daß er nicht wußte, daß Dilthey seit 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahren von den Vorlesungen beurlaubt ist, und darum die Tatsache, daß augenblicklich von seiner Wirksamkeit an der Universität allerdings wenig zu spüren ist, falsch interpretierte. Noch vor zwei Jahren wäre es nicht möglich gewesen. D. las damals sein Kolleg über die Geschichte der Philosophie. Ich hörte es schon zum drittenmal, denn D. bot nie, wie so viele, seine alten Hefte aus, er brachte jedesmal eine neue Beleuchtung, neue Gesichtspunkte, die ganze Strecken der Historie zum erstenmal verständlich machten. Wohl fühlte man das Denken eines langen Lebens in der Einheitlichkeit der Totalanschauung und der tiefsinnigen Besonderheit, mit der er jeder Erscheinung gerecht wurde. Zugleich aber hatte man das Gefühl, daß hier die höchste Anstrengung eines Menschen, der den größten Denkern der Vergangenheit kongenial ist, immer wieder von neuem daran arbeitet, den Gehalt und die Gesetzmäßigkeit dieser Vergangenheit zu begreifen. Das Kolleg war kein leichtes und erforderte unausgesetzte Mitarbeit, zudem war es fünfstündig, was für die Studenten nach der üblichen Stundenlage sehr un bequem ist, und doch saßen damals im Auditorium maximum fast 400 von ihnen — eine ungewöhnlich große Zahl für ein philosophisches Kolleg. Und als der Lehrer im Anfang des Se-

mesters gleich sie bat, ihm zu erlauben, über den üblichen Schluß der Stunde hinaus zu lesen, saßen sie den ganzen Winter jeden Tag geduldig — bisweilen die ganze folgende Pause hindurch. Wer je auf der akademischen Bank gesessen hat, weiß, was das heißen will. Es war eben in allen Zuhörern jene schöne Spannung, die nur aus der unmittelbaren Wirkung einer persönlich ungewöhnlichen Leistung stammt, und die, wie keine andere Mitteilung, auch persönliches Leben erzeugt. Es werden damals wenige gewesen sein, die nicht hingerissen wurden von dem eigenen Glanz der Rede, in der die Denker der Geschichte nacheinander hervortraten, und von der Energie des Nacherlebens auch der fremdartigsten Seelengröße, die nicht rastet, bis sie auch den letzten Rest des andern Bewußtseins aus seiner dunkelsten Tiefe zu lebendigem Verstehen gebracht hat. Jeder wird aber auch gefühlt haben, daß ein Kolleg, das mit solcher Intensität von einem Siebzigjährigen gehalten wurde, eine Anstrengung erforderte, die ihn von der Veröffentlichung seines großen Werkes, der Begründung und Kritik unseres historischen Zeitalters, von dem bisher nur der erste Band erschienen ist, abhalten mußte. Alle seine Schüler begrüßten deshalb den Entschluß des verehrten Lehrers, für einige Zeit mit den Vorlesungen auszusetzen, freudig, so sehr sie den Verlust für die Universität bedauerten. In einer der letzten Akademiesitzungen hat Dilthey dann auch den ersten Teil seines Systems vorgelesen. Ein ehemaliger Zuhörer.“

(Es folgt dann noch die Bitte an den Herausgeber, diese Berichtigung in irgendeiner Form in seine Zeitung aufzunehmen, die er mit seinem Namen und seiner Adresse unterzeichnet hat.)

Ist hier die unmittelbare Wirkung des *Dozenten* Dilthey auf seine Hörer eingefangen, so charakterisiert den *Forscher* eine andere Äußerung seines Schülers. Sie findet sich im Vorwort zu Nohls Ausgabe von Diltheys Gesammelten Schriften Bd. IV „Die Jugendgeschichte Hegels“ aus dem Jahre 1921. Dort heißt es im Bezug auf die Arbeit des greisen Dilthey an diesem Werk: „Ich habe dem Entstehen dieses Buches in beiden Phasen der Arbeit zugesehen, und das bis zur Erschöpfung gehende Ringen des nur noch an seine Aufgabe denkenden geheimnisvollen alten Mannes und die Leidenschaft solchen Lebens in der historischen Welt des Geistes und aller seiner Möglichkeiten, die ich



damals mit erleben durfte, werden mir unvergeßlich sein. Was Dilthey an Hegel rühmt, dieses gegenständliche Sichversenken in die Sache unter völliger Abstraktion von der eigenen Person, das war doch sein allereigenstes Wesen!“

An dieser Stelle sollen, wie am Ende des ersten Kapitels, Nohls Stichworte über seine „philosophische Entwicklung“ eingeschaltet werden, weil sie gewissermaßen aus dem Blick nach innen ergänzen, was nur aus den noch greifbaren Zeugnissen zu erkennen war. Es heißt da:

„III. Der männliche Einsatz: Fichte-Lektüre

a) m. Brief an Friedel<sup>4</sup>

b) d. Gedicht: zwingen mit der Männerfaust [siehe S. 25]  
aber ohne Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Tradition. Hilflosigkeit bei Tacitus Lektüre: o me miserum.  
cf. Manuscript<sup>5</sup>.

IV. Beginn der Wissenschaft bei Hintze. Begriffliche Beherrschung durch entwicklungsgeschichtlich-vergleichende Methode. Politik.

Haller-Dahlmann Rotteck Welker.

Aber die eigentliche Leidenschaft in der Literatur.

Die Typenentdeckung. Ursprünglich eigenes Sehen.

cf. Manuskript

V. Kabitz verweist auf Dilthey. Sicherheit der geistigen Existenz ohne Gewißheit.“

Hier endigt der Entwurf.

Bis zuletzt war sich Nohl trotz mancher, auch das rein Persönliche betreffenden Kritik dankbar bewußt, daß er die Ausweitung seines geistigen Horizontes und die „Sicherheit der geistigen Existenz“ seinem Lehrer Wilhelm Dilthey zu verdanken hatte. In ihm war ihm zum ersten Mal eine unvergleichliche geistige Produktivität entgegengetreten. Daß der lebensphilosophische Wissenschaftsbegriff, das Arbeiten mit den Kategorien, die „aus dem Leben selber“ gewonnen wurden, und der Wille zum „Praktischwerden der Philosophie“ ebenfalls Diltheysches Erbe sind, ist von Nohl selber in vielfältiger Weise in seinen Schriften anerkannt worden. Für den direkten Zugang zur Pädagogik aber ist er Dilthey sicher nicht verpflichtet. Seine Vorlesung über Pädagogik hatte Dilthey 1895 zum letzten Mal ge-

halten. In den Jahren der Nohlschen Famulatur lebte der Alte ganz in der literarischen und in der philosophischen (Hegel) Welt. Nohls Kollegbuch weist nur einmal „Übungen zur Theorie der Pädagogik“ auf und zwar bei Professor Münch, auch keine pädagogische Übung bei Paulsen. Die Hinwendung zur Pädagogik also ist aus Nohls eigenem Leben erwachsen, wenn ihm auch Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ (1885) und seine „Pädagogik“ seit ihrem Erscheinen (1911) gewiß vertraut waren.

Die erste große wissenschaftliche Arbeit, der sich Nohl schon kurz vor Abschluß der Promotion zugewendet hatte, war die Ordnung von „Hegels Theologische(n) Jugendschriften nach den Handschriften der Königlichen Bibliothek in Berlin“, die 1907 zum Druck kamen. Erich Weniger sagt darüber in seiner Gedächtnisrede: „Es war Nohl in langer, mühevoller Arbeit gelungen, mit größter philologischer Akribie aus einem trostlosen Konvolut verstreuter und durcheinander geratener Papiere eine sichere Chronologie der Handschriften und damit einen inneren Zusammenhang herzustellen, dabei eines der schönsten Werke Hegels über den ‚Geist des Christentums und sein Schicksal‘ zu rekonstruieren.“ Und er zitiert aus einem Brief Diltheys, in dem der alte Lehrer seinen Schüler beglückwünscht: „Das haben Sie wirklich ausgezeichnet gemacht — ich glaube nicht, daß Sie einem andern noch innerhalb Ihrer Fragestellung etwas Nennenswertes zu tun übriggelassen haben. Sie konnten sich wirklich nicht besser mit einer größeren historischen Arbeit einführen, als in dieser Schrift geschehen ist. Jetzt werden sie mit verdoppelter Freude der Lust an historischem Darstellen sich überlassen.“<sup>6</sup> Diese Lust am historischen Darstellen im Diltheyschen Sinne hatte Nohl zwei Jahre früher schon in dem Aufsatz über Herders Entwicklungsgang erwiesen, den er der von ihm im Verlag A. Weichert, Berlin, besorgten 6-bändigen Auswahl aus Herderschen Schriften voranstellte. Sie zeigte sich auch, von den Jenaer Kollegs abgesehen, noch einmal in dem Aufsatz, der 1911 im Logos erschien unter dem Titel „Die deutsche Bewegung und die idealistischen Systeme“. Aber diese Arbeit gehört schon in die Jenaer Zeit. Der Herderaufsatz dagegen entstammt noch der Jugendphase. Er ist bei aller historisch-philologischen Sorgfalt, mit der er gearbeitet ist, zugleich ein Dokument der eigenen Gei-

steshaltung des Verfassers. Bei keinem der bekannten Herderbiographen der Zeit spürt man, soweit ich sehen kann, wie in dieser Abhandlung, daß der Durchbruch des Sturm und Drang bei Herder (wie beim jungen Goethe) dem Autor von innen her zugänglich war. In der Darstellung von Herders Protest gegen die Aufklärung und seiner Sehnsucht nach einem allumfassenden Leben schwingt unausgesprochen etwas mit von dem eigenen Verlangen des Biographen nach einem Leben aus der Fülle der menschlichen Kräfte. Das gibt diesem kleinen Meisterwerk eine Frische, die nicht verblaßt. Es enthält aber auch die verstehende Würdigung von Herders Überwindung dieses revolutionären Ausbruchs in seinem späteren Lebenswerk.

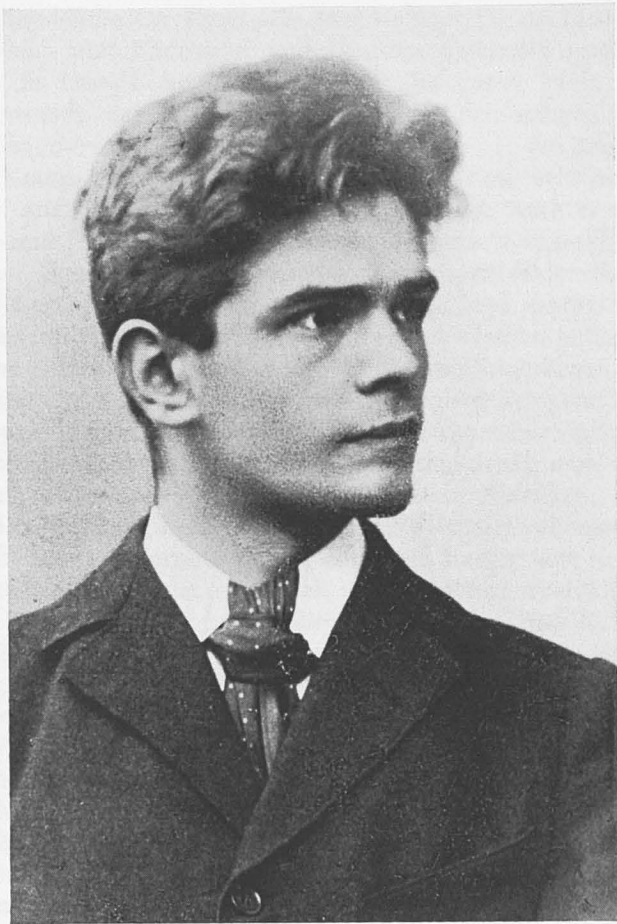
## AUF DEM WEGE ZUR HEIRAT

Wie in der wissenschaftlichen Entwicklung Herman Nohls Verdienst und Glück in eigentümlicher Weise ineinander wirkten, so daß unter dem Einfluß großer Lehrer seine geistige Lebendigkeit Inhalt, Richtung und Festigkeit gewann, so waren es auch glückliche Umstände, die seine menschlichen Kräfte zur Entfaltung brachten. 1902 wurde ihm auf Grund der Befürwortung der Professoren Paulsen und Dilthey das Jüngken-Stipendium der Universität gewährt. Dadurch bekam er zum ersten Mal eine gewisse finanzielle Freiheit, die der Vater, der eine siebenköpfige Familie zu erhalten hatte, ihm nicht geben konnte, und die auch durch viele Privatstunden in diesem Stadium seiner Arbeit nicht zu erringen war. Das Stipendium brachte ihm für zwei Jahre je 1200 Mark. Das war für die damalige Zeit nicht wenig. Es erlaubte ihm, sich in dem noch dörflichen Friedrichshagen am Müggelsee im Osten Berlins ein eigenes Zimmer zu mieten, und so konnte er endlich wenigstens tageweise dem Druck der Berliner Verhältnisse entfliehen und eine Weile so leben, wie es seine Natur und seine Gesundheit verlangten. Er gewann die Möglichkeit ungestörter Konzentration der Gedanken auf seine Arbeit, aber er lebte auch in und mit der Landschaft und genoß in seinem Segelboot den einsamen Kampf mit Wind und Wetter. Am 27. 5. 02 schreibt er: „Ich habe mir in Friedrichshagen ein Zimmer gemietet, am Ufer. Wenn ich zum Fenster hinausseh, dann leuchten die Kastanien, der See, und dahinter stehn die dunklen Kiefern. Ein Kahn ist auch da, auf dem ich rudern und segeln kann. Dann will ich wieder versuchen mit Wasser, Luft, Erde und Sonne zu leben, die schöne Welt wieder kennen zu lernen. Wenigstens ein paar Tage in der Woche fahre ich hinaus, schlafe draußen, genieße den Morgen und den Mittag und die sinkende Sonne und die Sterne am Himmel und im Wasser.“

Anderthalb Jahre später gewährt das Boot auch gesellige Freuden. So heißt es am 20. 11. 1903: „Den letzten Sonntag war ich noch einmal mit den Dilthey-Mädchen auf dem Wasser. So recht Novembersonntag. Ein wenig kalt, ein leiser Regen. Alles

verschwand in der farbigen Nebelluft und der in sich träumenden Ruhe. So stirbt die Natur. Wir segelten warm eingepackt behaglich und mit frohem Geneck über die weiten Flächen; ich sang und pfiß fast den ganzen Tag.“ Weiter heißt es in dem gleichen Brief: „Georg Misch und sein Teckel, Robert Wilbrandt samt Familie hätscheln und mißhandeln mich in rührender Weise. Überall ein Hauch von Freundschaft und Wärme.“ Die Famulatur bei Dilthey bedeutete also für den jungen Nohl zugleich den Eintritt in die Professorenfamilie und damit in einen neuen gesellschaftlichen Kreis. Er befreundete sich mit den beiden Töchtern, zu denen auch Georg Misch, der später die ältere Tochter, Klara, heiratete, in einem herzlichen Verhältnis stand, ebenso wie Robert Wilbrandt, der sozialistische Nationalökonom, der ebenfalls an Diltheys Seminar teilnahm, und seine junge aus Wien stammende Frau Lisbeth geb. Koller. Es entwickelte sich unter ihnen eine heitere, zwanglose und geistig bewegte Geselligkeit, die sein Verhältnis zum Leben freier und unbefangener machte.

Durch Robert Wilbrandt kam er im September 1903 zum ersten Mal nach Heiligenblut in der Steiermark in das Haus der Kollers, das Rupertihaus, und damit in eine höchst lebendige Gesellschaft von Wiener Künstlern, Kunstfreunden, Industriellen großen Stils und Intellektuellen. Der Brief an die alte Freundin vom 27. 9. 1903 zeigt, wie berauscht er von dieser fremden Welt war. „Wollte Gott, ich könnte so mit den Augen um mich greifen und dies wunderbare Land in mich aufnehmen, wie Du mir neidlos wünschst. Mit der Erholung ists aber nicht viel geworden. Zunächst waren die Verhältnisse zu lebendig, so anregend es war; es wäre besser gewesen, ich hätte irgendwo allein gesessen und die Einsamkeit hätte langsam die Spannung gelöst. So war jeden Tag eine neue Gestalt da, die interessierte. Der alte Dichter Wilbrandt, mit dem ich gut zusammenkam, blutiger Streit fast jeden Tag und die herzlichste Versöhnung immer wieder. Seine Frau, die Schauspielerin Baudius, früher wohl die erste in Wien . . . Dann die Kinder: Robert Wilbrandt und Frau Lisbeth mit ihren beiden Kindern, Menschen, so liebevoll offen und gescheit, wie sie selten auf dieser Erde wachsen. Dann die Schwiegermutter und Fürstin des Hauses: Frau Dr. Koller: die paradoxeste Frau, die mir vorgekommen. Ge-



Herman Nohl als Student in Berlin



stern Abend noch kam ich mit ihr in Disput. Ihr Philosoph ist Schopenhauer und Hobbes, dabei erschöpft sie sich in freundlicher Güte und ist für das ganze Haus das Sinnbild der Lebensfreude. Dann ihre Söhne. Der älteste, ein genialer Kopf, Dr. der Medizin und Phil., jetzt Kaufmann und Direktor eines der größten Trusts in Europa, 10 Fabriken durch die ganze Welt, ein Machtmensch, der mir sagte: über den Willen müssen *wir* schreiben, davon versteht kein Philosoph etwas . . . Ein Bruder, Medizindozent an der Wiener Universität, war mir sehr interessant, und wir haben ganze Tage verplaudert. Auch er war ein Freund [Hugo] Wolfs und kannte die ganze Dichterklique in Wien. Dann ein zweiter Bruder der Lisbeth, ein leidenschaftlicher Jäger, dem im Meilenumkreis hier die Jagd gehört. Mit ihm bin ich dann gegangen. Aber die ersten Wochen hatte ich mir das Bein verrenkt und mußte die ganzen Tage liegen. Es war schon zum Rasen. Zumal ich mit meinem Temperament erschöpfende Bewegung brauche, wenn ich nicht in mir verbrennen soll. Kaum bis auf die Wiese kam ich, und der Himmel war so blau, nicht eine Wolke am Himmel zum Ablenken. Das beste ist der Plan zu einem großen Werk, der mir gekommen, so recht aus dem Herzen. Und er wird Dich freuen: eine Kritik der Intellektualität, des rationalen Bewußtseins. Da wird eine große Krankheitsgeschichte deutlich werden, meine und die unserer Zeit überhaupt, an der sie alle gelitten haben, von Grillparzer und Ludwig bis Nietzsche. Obs hilft? Es wird wohl ein Steinschmeißen auf einen Felsen sein.“

Dies Projekt wurde, wie mancher andere jugendliche Entwurf, nie ausgeführt, wenn auch der Gegensatz gegen die Einseitigkeit einer bloß rationalen Betrachtung des Lebens in sein ganzes späteres Wirken eingegangen ist.

Im Mittelpunkt dieses Kreises stand die schöne junge Lisbeth Wilbrandt, die ihn mit ihrer Natürlichkeit, ihrer inneren Freiheit und Herzenswärme tief und nachhaltig beeindruckt hat. Es gibt eine spätere Äußerung in Nohls Kriegsbriefen an seine Frau, die ahnen läßt, was die Begegnung mit Lisbeth Wilbrandt für sein Leben bedeutet hat. Sie war damals, 1917, schon todkrank. Es heißt in einem Brief vom 21. 8. 1917: „Am Abend habe ich dann einen Brief an Lisbeth geschrieben, die arme Frau! Wenn ich denke, daß das jetzt seit 15 Jahren so geht, ich



wußte niemand, der das mit solcher Geisteskraft und Fröhlichkeit ausgehalten hätte und in jeder freien Minute noch lächeln konnte. Ihr Brief brachte mir wieder so recht zum Bewußtsein, welch Stück meines Lebens sie und das Haus Wilbrandt ausmachen. Es sind im Grunde so wenige, die mich bestimmt haben, wirklich fest in meinem Dasein stehen. Wilbrandts sind da wohl das realste Stück meiner Vergangenheit, das ganze Haus in Berlin, Heiligenblut, die Mutter, der Vater, Dichter, die Brüder, diese ganze Wilbrandt-Koller-Welt mit ihren starken Gegensätzen, ihren kräftigen Figuren, jeder eine Person mit Charakter und Energie und Fähigkeit zum Ausdruck und dem Hintergrund Österreichs. Ich hatte auch irgend ein Heimatrecht in dieser ihrer Welt, und sie haben mir das gern gesagt. Das hat mir damals viel geholfen. Wenn ich einen besonders charakteristischen Ausdruck für sie suchen soll: sie waren keine Pharisäer (außer dem Alten und Tante Gustel, den Norddeutschen), sondern liebten die anderen Menschen offen und mit Freude, auch in ihren Schwächen.“ Und wenig später nach ihrem Tode: „Wie man genießt, habe ich von ihr gelernt, und daß man sich an den Menschen freuen soll und sie nicht pharisäerhaft beurteilen.“

In Heiligenblut trifft Nohl auch für wenige Tage die den Kollers befreundete Bertha Oser aus Wien. Sie war mit einem Vetter und einer Kusine über den Großglockner herunter gekommen. „Sie fanden sich nach dem Erlebnis der Höhe in der Gesellschaft des Rupertihauses, wo allerlei interessantes geistiges Volk beisammensaß und heftig geredet wurde, etwas unbehaglich. Ich lag mit entzündetem Knie auf der Ofenbank, sehr mager, hatte statt des Gesichts ‚nur Haare und Augen‘ und wurde von Mitze Salzer als ‚der Nihilist‘ bezeichnet. Berthel spielte uns Bachsche Fugen vor und die Brahms'schen Rhapsodien und Intermezzi, die ich noch nicht gehört hatte. Am Tag darauf humpelte ich neben ihr an meinem Stock vor dem Haus auf der Straße bei Sonnenuntergang und hatte mit Adolf Wilbrandt, dem alten Dichter, der sich an der neuen Erfindung des Grammophons begeisterte, einen Streit, ob solch passives Genießen die musikalische Kultur unseres Volkes steigern würde. Da stand sie ganz auf meiner Seite, und als sie am nächsten Morgen abfuhr, sprach ich zur Überraschung der andern schon von ‚meiner Freundin

Bertha Oser', und sie ließ mir Weihnachten den ersten Band von Litzmanns Biographie der Clara Schumann zugehen. Sie hatte als Kind auf deren Schoß gesessen und verehrte sie mit ihrer großen Empfindung und dem reinen Adel ihrer Musik wie ein Frommer seine Heilige. Die Buchhandlung hatte das Buch anonym aus Leipzig schicken sollen, da aber auf dem Paket 'im Auftrag einer Wiener Firma' stand und ich sonst niemanden in Wien kannte, konnte es nur von ihr kommen, was denn naturgemäß eine eigene Verbindung schuf.<sup>77</sup> Die flüchtige Begegnung wurde für beide entscheidend. Sie bewirkte, daß das Fräulein Oser einige Monate später zur Vervollkommnung ihres Klavierspiels nicht nach Leipzig ging, sondern, von Joseph Joachim beraten, nach Berlin, um bei Ernst Rudorff musikalisch zu arbeiten.

„Wir sahen uns zuerst wieder bei Wilbrandts. An jenem Abend war noch Georg Misch und ein anderer junger Philosoph da, und wir sprachen so schnell, mit dem ihr fremden Berliner Akzent und so fremde Dinge, daß sie mich fast nicht verstand und mit Tränen nach Hause ging. Später liefen wir dann Sonntags in die Umgebung Berlins, an den Müggelsee und nach Potsdam, trafen uns mit den Schlittschuhen auf dem Grunewaldsee — sie war eine vorzügliche und leidenschaftliche Schlittschuhläuferin mit Schwung und Anmut — und spielten vierhändig, wie es ihr eine tiefe Freude machte, mich Brahms kennen zu lehren, seine Symphonien, die Kammermusik, die Lieder. Ich sah sie selbst damals nur in dem Spiegel dieser Werke. Vor ihrer Abreise nach Wien im Frühling 1904 gingen wir noch einmal zusammen ins Museum, dann brachte ich sie zur Elektrischen, und wir verabschiedeten uns. Als ich den Wagen jenseits der Linden verschwinden sah, kam mir diese Trennung aber so unmöglich vor, daß ich hinter ihm herlief, in voller Fahrt aufsprang und sah, daß sie weinte. Von dem Augenblick an wußten wir beide, daß wir uns liebten. Wir schrieben uns nun, wobei die Briefe in den großen gelben Umschlägen zum Entsetzen der Mutter immer häufiger kamen — Berthel warf jedesmal eine Krone in die Büchse am Armenhaus in der Klausen, wenn sie einen Brief bekam! —, und trafen uns dann im August unter Schwester Lydels Beistand in Rothenburg o. d. Tauber, — vierzehn unvergeßliche Tage. Tagsüber fuhren wir zu dritt durch

die Landschaft, abends saßen wir im Sternenschein auf den Wallwegen der alten schönen Stadt. Sie wohnte oben im „Hirschen“ mit dem Blick über die Mauern und den Fluß, ich einen Kilometer ab unten im Felsenkeller, und nachts war das Tal so still, daß wir uns die Brahms'schen Volkslieder zupfeifen konnten. Im Oktober 1904 kam ich dann von Heiligenblut zum erstenmal nach Kalksburg. Am 12. Mai 1905 heirateten wir und machten unsre Hochzeitsreise nach Dürnstein in der Wachau.“

Kurz nach dem Zusammensein in Rothenburg hatte Nohl (4. 11. 1904) der alten Freundin berichtet: „Berthel ist ein Jahr älter als ich, Du weißt, wie gut das für mich ist, mir in vielem sehr überlegen, mehr als sie weiß, obwohl ichs ihr immer sage; vor allem in der Musik; sie spielt sehr schön Klavier und ist auch abgesehen von ihrer sehr großen Technik viel musikalischer als ich. Die Musikgeschichte, die ich schon längst zu schreiben gedenke, wird dann das Werk gemeinsamer Arbeit werden. Die Brahms-Liebe, die Dich im Sommer so erstaunte, kam auch von ihr, wirst Dirs gedacht haben. Sie hat die frauliche, verstehende Phantasie, die mir so abgeht, und mehr Vernunft als ich, das wird sehr nötig sein, denn allein komme ich mein Lebtag nicht in Rand und Band.“

Was die Verbindung mit Bertha Oser für Herman Nohl bedeutete, ist für einen Dritten nicht zu ermessen. Daß sie ihn in ihrer Liebe besser als irgend jemand vorher im Kern seines Wesens verstand, zeigen die erhaltenen Briefe. Für ihn blieb ihre unbestechliche Menschenkenntnis, ihre Urteilsklarheit und vor allem ihre Güte auch in schwierigen Zeiten und selbst da, wo ihre Ansichten auseinandergingen, ein unverrückbarer Maßstab. Auch im Kulturellen, insbesondere im Musikalischen, war sie — bei aller scheuen Bescheidenheit — allen Menschen, die bis dahin seinen Weg gekreuzt hatten, weit überlegen. Nichts hätte ihm jetzt am Ende seines Studiums so helfen können, die Konzentration seines Wesens zu finden, auf der seine Lebensleistung beruht, wie diese Liebe.

Aber jener Besuch in dem vornehmen und reichen Hause Oser-Wittgenstein in Kalksburg bei Wien war für den geistig erregten jungen Berliner „keine leichte Zeit“. Der Hofrat Oser, Professor der Chemie an der Landwirtschaftlichen Hochschule, war ein

vornehm zurückhaltender und doch noch im besten Sinne bäuerlicher Mann, seine hochkultivierte Frau aber war Mitglied einer der großen Wiener Familien mit jüdischem Einschlag, die in ihren vielen begabten Gliedern im damaligen Österreich auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens eine bedeutende Rolle spielte. (Der Philosoph Ludwig Wittgenstein entstammt der gleichen Familie. Er war ein Vetter der Bertha Oser). Die Wittgensteinsaga war ein unerschöpfliches Thema für den späteren Herman Nohl, da sich in dieser Familie ein Menschentum von phantastischer Vielfalt entwickelt hatte. Alles ging hier ins Große, ihre wirtschaftlichen Unternehmungen, ihr Mäzenatentum, das sich auf Brahms, Joseph Joachim und noch auf Adolf Busch und andere erstreckte, ihre Schlösser und Landhäuser, ihre Wohltätigkeit und ihre soziale Wirksamkeit. Ehe ihm, dem äußerlich bescheidenen aber geistig anspruchsvollen preußischen Fremdling, der Eintritt in diese Welt gestattet wurde, erbat der künftige Schwiegervater von den beiden akademischen Lehrern des jungen Doktors, den Professoren Paulsen und Dilthey, eine Auskunft über ihn. Die beiden Antwortbriefe sind erhalten. Paulsens Brief lautet:

„Steglitz bei Berlin 16. 10. 04.

Hochgeehrter Herr Hofrath! Herr Dr. Nohl ist mir seit Jahren bekannt. Daß er eine nicht gewöhnliche Begabung hat, darüber ist unter den Herren, die ihn kennen, nur eine Stimme. Auch der Ausfall der Doktorprüfung gibt hierfür Zeugnis. Was seine Persönlichkeit und seinen Charakter anlangt, so gibt ja der Natur der Sache nach das Verhältnis des Lehrers zu dem Hörer, bei dem großen Abstand der Jahre, nicht Gelegenheit zu einem so vertrauten Umgang, daß daraus eine allseitige und intime Wesenskenntnis entspringen könnte. Indessen nehme ich keinen Anstand zu sagen, daß ich Herrn Dr. Nohl für einen durchaus rechtschaffenen und tüchtigen Charakter halte, der, hohen Zielen zugewandt, an sich selbst in jeder Hinsicht hohe Ansprüche stellt.

Daß es mit seiner Gesundheit nicht immer ganz gut stand, wird er ihnen selbst nicht vorenthalten haben. Soviel ich aber sehe, hat sie sich in den letzten Jahren mehr und mehr gehoben und gefestigt. Die Examenszeit, die sonst oft bis zur Erschöpfung angreifend ist, scheint er ganz ohne Störung überstanden zu ha-

ben. Doch hierüber werden Sie ohne Zweifel mit ihm selber gesprochen haben.

Indem ich Ihnen, hochgeehrter Herr, für das mir geschenkte Vertrauen danke, bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr sehr ergebener Paulsen.“

Dilthey schreibt:

„Hochgeehrter Herr Professor, Ihre Anfrage beantworte ich gern, da ich von Herrn Nohl außerordentlich viel halte. Sein Charakter ist von einer seltenen sittlichen Reinheit und Idealität. Sie werden selbst empfunden haben, wie ganz dieser Charakter durch eine unbedingte, keiner Situation gegenüber versagende Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, durch die Abwesenheit aller kleinlichen Züge, durch die entschiedene Richtung zum Echten und Tüchtigen sich über das Durchschnittsmaß weit erhebt. Hieraus entspringt denn auch seine treue Anhänglichkeit da, wo ihm an den Menschen das Echte entgegentritt, und die herbe Abweisung des Gegenteils.

Von seiner Begabung habe ich einen sehr hohen Begriff. Kann er ruhig fortarbeiten, so wird er sicher seinen Weg als Gelehrter machen, und *meiner* subjektiven Überzeugung nach wird er sogar Außerordentliches leisten können.

Ich habe nicht die Ehre, Ihre Fräulein Tochter zu kennen, aber die Wahl, welche dieselbe getroffen hat, macht ihr alle Ehre, und wenn Sie ihre Einwilligung erteilen, so habe ich nur noch den innigen Wunsch, daß den beiden jungen Leuten die Lebensbahn recht eben gemacht werden könnte, damit die Begabung Nohls zu einer fröhlichen Entfaltung gedeihe.

Indem ich für Ihr Vertrauen danke, bin ich ganz ergebenst der Ihrige Wilhelm Dilthey.

15. Oktober 04“

Man hätte auch später die grundlegenden Züge im Wesen Nohls kaum besser schildern können, als es hier aus der liebevollen Sicht des alten Lehrers geschehen ist. Daß die Auskunft Friedrich Paulsens, der ihn nicht so genau kannte, wie Dilthey das aus dem täglichen Umgang tat, etwas vorsichtiger ist, ist verständlich, aber die Hochschätzung des Studenten ist auch bei ihm unverkennbar.

Die Verlobung kam noch im Jahre 1904 zustande, und die

Hochzeit folgte im Mai des nächsten Jahres. Die ersten beiden Jahre der Ehe wurden in Berlin in einem Haus im Grunewald verbracht, wo auch die älteste Tochter, Johanna, geboren wurde. Nicht nur im allerersten Anfang war es für Nohl nicht leicht gewesen, sich gegenüber dem Selbstbewußtsein und der ganz anderen Lebensart der Wiener Familie zu behaupten, seine Unabhängigkeit zu wahren und seinen eigenen geistigen Wert zur Anerkennung zu bringen. Aber es konnte dann doch nicht vollkommener gelingen, als es im Glück der jungen Ehe geschehen ist, so daß die Wiener Familie ihn nicht nur anerkannte, sondern ihn, wenn auch immer mit einiger Distanz, liebte und verehrte. Mit dieser Ehe mußte sich auch die Form seines eigenen Lebens sehr weitgehend verändern. Er konnte jetzt, finanziell gesichert, ruhig auf eine wissenschaftliche Laufbahn hinarbeiten. Dies aber führt in das nächste Kapitel — Jena —, wohin die Familie im Herbst des Jahres 1907 übersiedelte, und wo er sich dann am 4. Juli 1908 bei Eucken mit der Arbeit über „Die Weltanschauungen der Malerei“ habilitierte.

Welche Gründe Nohl bestimmt haben, sich nicht in Berlin, sondern in Jena zu habilitieren, kann nicht mit voller Sicherheit angegeben werden. Ich glaube mich an die Bemerkung zu erinnern, daß gerade in jenen Jahren eine größere Zahl von Habilitationen in der philosophischen Fakultät in Berlin anstanden, aber das wird nicht der einzige Grund gewesen sein. Gewiß hat das Bedürfnis, sich von der zu engen Bindung an „den großen Pan“ zu befreien, entscheidend mitgesprochen und vermutlich auch der Wunsch, an einer kleineren Universität und in einer kleineren Stadt als Berlin zu leben, das schon allzu lange seine Wohnstätte gewesen war. Daß es gerade Jena wurde, ist zunächst darin begründet, daß Eucken dort Ordinarius war, der der Lebensphilosophie Diltheys nicht so fern stand wie die meisten philosophischen Kollegen der Zeit. Er hat sich auf ein Schreiben Diltheys sogleich bereit erklärt, den Habilitandus zu übernehmen. Wahrscheinlich aber war eine Begegnung mit Eugen Diederichs, dem Jenaer Verleger, für die Wahl des Ortes mitbestimmend. Diederichs hatte im Winter 1906/07 eine Verbindung mit dem Kreis der Diltheyschüler gesucht, um sie zur Mitarbeit an einer von ihm geplanten kulturpolitischen Zeitschrift „Die Dioskuren“ zu gewinnen. Infolge der Absage Ge-

org Mischs, der als Herausgeber vorgesehen war, kam sie jedoch nicht zustande. In dem Brief an Misch vom 19. März 1907, in dem Diederichs dies bedauert, heißt es am Schluß: „Ich hoffe aber, daß wir deswegen nicht außer Zusammenhang kommen, denn wenn mich etwas darüber tröstet, daß aus der Sache nichts geworden ist, so ist es die Bekanntschaft mit Ihrem Kreise und auch, daß dadurch Nohl nach Jena kommt.“ Es ist anzunehmen, daß es nicht so sehr die religiösen und kulturpolitischen Pläne des Verlegers Eugen Diederichs waren, die Nohl anzogen, als der Eindruck der künstlerischen Lebendigkeit der kleinen Stadt, den Diederichs zu vermitteln verstanden hatte. Hatte er doch selbst diesem neuen künstlerischen Leben Jenas die wesentlichsten Impulse gegeben.

## J E N A

Die sieben Jenaer Jahre vor dem Ausbruch des Krieges von 1914 bilden den ersten Höhepunkt im persönlichen Leben und der geistigen Entwicklung Herman Nohls. Es waren Jahre eines ungetrübten Familienglücks, herzlicher Freundschaften, reicher Geselligkeit, einer glücklichen und produktiven Teilhabe an dem künstlerischen Leben dieser Stadt und zugleich Jahre angestrengter und vielseitiger wissenschaftlicher Arbeit. „Jena war in jenen Jahren eine lebendige kleine Kunststadt. Eugen Diederichs wirkte in seinem Verlag mit genialer Energie auf eine neue Buchgestaltung und zog dadurch die Künstler an. Theodor Fischer baute die neue Universität und die herrliche Saalebrücke. Der Abbetempel Van de Velde wurde aufgestellt mit der Büste Max Klingers und dem Denkmal der Arbeit von Meunier, Plastiken von Hildebrandt, Rodin und Habig schmückten die Universität, Hodler malte für sie seinen ‚Auszug der Freiwilligen von 1813‘.“ „Im benachbarten Weimar wirkte Henri van de Velde an der Kunstgewerbeschule, Ludwig von Hofmann schuf die frühlingshaften Fresken im Foyer des neuerbauten Theaters, der Graf Keßler hatte in der sogenannten „Permanenten“ ebenfalls einen Ausstellungsort für die neue Kunst geschaffen.“<sup>8</sup> — Durch das Wirken von Ernst Abbe bei Zeiss war eine neue Wirtschafts- und Sozialgesinnung entstanden, die weithin als vorbildlich empfunden wurde. — Die Nähe von Wickersdorf, des modernsten Landerziehungsheims unter Wyneken, wo Nohl auch mit Karl Spitteler zusammentraf, erweckte Interesse unter den Jenaer Studenten. Einen wichtigen Faktor im Leben der Universitätsstadt bildete schließlich die Gruppe der jugendlichen Menschen, die sich um Eugen Diederichs sammelten, der sogenannte Serakreis, der für Nohl von besonderer Bedeutung werden sollte. — Man hatte überall das Gefühl eines neuen Anfangs, wenn dieses Leben einstweilen auch nur relativ kleine Kreise erfüllte.

Dieses Neuwerden in Kunst und Leben, das sich hier in so vielfältiger Weise offenbarte, wurde von Nohl als so beglückend empfunden, weil seit seinen Studienjahren — wenn nicht schon



vorher — bei ihm und seinen Freunden die kulturkritische Einstellung stark ausgeprägt war. Die höhere Schule und weithin auch die Universität erschienen ihnen tot und verknöchert, fern dem Leben der Zeit und ihren drängenden Problemen. In der Philosophie hatte Nohl bei Dilthey einen neuen Anfang gespürt, bei Manet in der Kunst, für die Gesellschaft erkannte ihn Robert Wilbrandt bei Marx. Hier in Jena und Weimar schien nun in unmittelbarer Nähe ein neues Leben aufzublühen, dem gerade auch Kreise der Jugend sich erschlossen.

Daß Nohl seinen Wunsch, das geistige Leben dieser Jahre einmal darzustellen, nicht ausgeführt hat, ist besonders zu bedauern. Das Erregende des Neubeginns, das die Zeit des sogenannten Jugendstils so stark von anderen Stilperioden unterscheidet, weil das Neue alle Seiten des Lebens zu ergreifen schien, wäre der Nachwelt ganz anders gegenwärtig geblieben. Nur was die Jahre für seine Familie und für das persönliche Leben bedeutet haben, hat er in der Gedächtnisschrift für seine Frau angedeutet. Es heißt da: „Wie ein Märchen kommt einem in der Erinnerung diese glückliche Jenaer Zeit vor: die sonnige Wohnung in der Stoyostraße 3, wo außer Hanni alle unsere Kinder geboren wurden, die schöne farbige Landschaft, der große Garten mit der reichen Wildnis in der Erfurter Straße bei der Papiermühle, das Gedeihen der Kinder, die viele Kunst und Musik, die wir hatten, das freundliche gesellige Wesen der thüringischen Menschen und der jungen Universität! ... Das große Tonkünstlerfest im Sommer 1913, dessen geschäftliche Leitung ich hatte, und bei dem wir das Haus voller Gäste hatten, war vielleicht der Höhepunkt jener jungen Jahre.“

Das Leben mit den Kindern spiegelt sich in den Schilderungen, die ich seinen Töchtern verdanke. Da diese in der pädagogischen Einstellung des jungen Vaters schon einiges von den Grundüberzeugungen des künftigen Pädagogen erkennen lassen, möchte ich die Darstellung der zweiten Tochter, Frau Kläre Kamlah, die das rundeste Bild vermittelt, hier im Auszug folgen lassen:

„Für uns Kinder war der Vater der beste unter allen möglichen Vätern. Andere Kinder hatten auch Väter, die konnten sogar recht nett sein, unseren Vater erreichten sie auf keine Weise. Er war größer, stärker und für meine Begriffe auch schöner als an-

dere Väter. Wenn er mit uns zusammen war, wurde es aufregend und lustig, er warf uns in die Luft, und wir durften auf ihm herumklettern. Ich liebte es, an seiner Hand zu gehen, in deren Wärme man sich geborgen fühlte, und wenn wir zu mehreren gingen, rissen wir uns um seine Hände. Er war ein sehr zärtlicher Vater. Aber er war eigentlich die schöne Ausnahme in unserem Kinderleben. Sein Arbeitszimmer lag weit entfernt im obersten Stock des Jenaer Hauses, und wir haben es nur ganz selten betreten, so daß ich nur noch eine verschwommene Erinnerung daran habe. Er arbeitete viel, wir sahen ihn nur kurze Zeit am Tag, denn die meisten Mahlzeiten fanden für uns Kinder zunächst im Kinderzimmer unter der Aufsicht des Kindermädchens statt.

Auch die Reisen machten die Eltern meist ohne uns, wir Kinder verbrachten die Sommermonate immer bei der Großmutter in Kalksburg bei Wien, ich erinnere nur wenige Male, die der Vater bei der Heimreise dabei war, vor allem die bei Kriegsausbruch. Nach dem Krieg ist dann der Vater öfters mit uns gefahren.

Den ersten Kriegswinter verbrachte er noch zu Hause, im Sommer darauf wurde er eingezogen, und dann haben wir ihn lange Zeit selten genug gesehen, wenn er kurz auf Urlaub kam. Aber bevor er eingezogen wurde, sind wir beiden Großen mit den Eltern in Oberhof gewesen, und ich erinnere mich an Spaziergänge, auf denen unser Vater sehr ausgelassen mit uns sang und Hexameter dichtete, angeregt durch in Stein gemeißelte Verse am Weg; vielleicht hat er versuchen wollen, uns den Hexameter näher zu bringen, wofür ich mit meinen sieben Jahren noch entschieden zu klein war, jedenfalls ergötzte ich mich an dem Unsinn, den er dabei machte, und wir genossen seine frohe Laune. Von seinen Urlaubsbesuchen erinnere ich noch eine Ruderfahrt auf der Saale, wohl die erste in meinem Leben und auch einige größere Spaziergänge. Gemessen an heutigen Maßstäben war der Vater streng mit uns. Er duldete keine Widerrede, kein Argumentieren und wir hatten ihm aufs Wort zu folgen. Wir folgten ihm wirklich aufs Wort, und sein wachsamer Blick erstickte jeden Versuch, sich seinem Befehl zu entziehen. Wir hatten einen bedingungslosen Respekt vor ihm, der uns aber nicht schwer wurde, weil wir ihn so liebten . . . Wofür gab

es Strafen? Häßliches Benehmen der Mutter gegenüber oder unfaires Verhalten gegen die Geschwister waren wohl die Hauptsünden. Natürlich wurden auch Lügen streng bestraft, obwohl wir es kaum wagten, ihn anzulügen, weil wir sicher waren, daß er es gleich merken würde, wenn er uns mit seinen Blicken durchdrang. Die übliche kleine Strafe war, daß man am Ohrläppchen geziept wurde, was die begleitende Ermahnung eindrucksvoll befestigen sollte, aber noch während wir den scharfen Schmerz durchlitten, sahen wir der Versöhnung und den nachfolgenden Zärtlichkeiten entgegen.

Natürlich wuchsen wir im Ganzen recht frei auf, konnten so laut im Spiel schreien, lachen und singen, wie wir wollten, mein Vater wollte keine Musterkinder dressieren, und für Außenstehende waren wir eine wilde, unerzogene Bande, nur einen Mißklang wollte er nicht haben.

Ab und zu veranstaltete er eine Razzia in unserem Spielsachenschränk, vielleicht getrieben durch die Mama, die die Unordnung darin nicht mehr meistern konnte. Dann verschwanden viele von uns gehegte, an sich wertlose Gegenstände, und sein ‚Dreck, schmeiß weg‘, mit dem er jedesmal den Wurf auf den Boden begleitete, ist mir heute noch auf der Zunge, wenn ich selbst einmal bei mir Ordnung schaffe. Wäre unsere Mutter mit unseren Sachen so rigoros vorgegangen, hätte sie sich unseres Wehklagens und Bettelns kaum erwehren können. So duldeten wir es aber widerspruchslos und waren nachher sogar erleichtert und voller guter Vorsätze, die entstandene Ordnung im Schränk weiterhin aufrecht zu erhalten. Diese Aktion führte er immer mit humorvoller Strenge durch, wir konnten zwar den Humor erkennen, wußten aber sehr wohl, daß die gespielte Strenge Ernst werden konnte, wenn wir uns nicht fügten.

Nie hörten wir Meinungsverschiedenheiten der Eltern oder negative Äußerungen über andere Leute, niemals einen zweideutigen Witz oder eine sexuelle Anspielung. Aber der Vater liebte drastische Ausdrücke, die in dem Sprachschatz meiner Mutter keinen Platz hatten, und die genossen wir sehr.

Um unsere Erfolge oder Mißerfolge in der Schule bekümmerte sich der Vater wenig, ich kann mich nicht erinnern, daß er mich einmal kontrolliert hätte oder mir etwas erklärte. Es war wohl bei uns Mädchen auch nicht nötig, da die Schule kein Problem

für uns war. ‚Ihr könnt ruhig dumm sein und deshalb schlechte Zeugnisse haben, nur in Betragen, Fleiß und Ordnung müßt Ihr gute Noten haben!‘ war seine ständige Erklärung.

Er hatte große Freude an allen unseren Erzeugnissen ‚künstlerischer‘ Art, und wir hatten bald herausgefunden, daß wir ihn zu Geburtstagen und zu Weihnachten mit Bildern und Gedichten mehr erfreuten als mit den, ach so unbeliebten Handarbeiten. Er hat mit Lob nicht gespart und diese Jahreserträge seiner Kinder bis zu seinem Tode aufbewahrt.

Auch an unseren musikalischen Betätigungen nahm er teil und war stolz auf unser vierstimmiges Singen. Viel habe ich mit ihm musiziert, und ich glaube, daß er es mit Freuden tat. Er spielte zwar genau so unrhythmisch wie ich, es war fast ein Wunder, daß wir jemals zusammen waren, aber durch unsere gemeinsame Unvollkommenheit waren wir uns dann immer sehr nahe. Seine Toleranz der lärmenden, musizierenden Kinderschar gegenüber war groß, zeitweise wurde bei uns in allen Räumen geübt, er saß dazwischen, oft sogar bei geöffneter Türe, ohne daß es ihn in der Arbeit störte.

Der in der Großstadt Geborene wußte, was es für Kinder bedeutet, einen Auslauf in einem großen Garten zu haben. Als er in Jena den ‚Berg‘ kaufte, hat er sicher an seine Kinder gedacht, für die dieses große verwilderte Grundstück wirklich ein Paradies war. Hier genossen wir — sonst recht behüteten Kinder — eine ungebundene Freiheit. Später eroberten wir uns die Straße, und als wir nach Göttingen kamen, befürwortete der Vater unseren Eintritt in den Wandervogel, der dann für unsere weitere Entwicklung mit allen seinen positiven und negativen Seiten bestimmend war. Obwohl der Vater die Jugendbewegung bejahte und ihr nahe stand, mußte er natürlich auch immer wieder bremsen, wenn unser Freiheitsdrang allzu groß wurde. Er hätte uns gewiß mehr erlaubt als unsere stets um unsere Gesundheit besorgte Mutter. Hier hat es vielleicht zwischen den Eltern manche Auseinandersetzung gegeben, von der wir nichts ahnten. Wenn uns eine Fahrt zunächst verboten wurde, dann aber doch schließlich erlaubt wurde, hieß es immer, der Vater hätte dem Drängen der Mutter nachgegeben, deren weiches Herz bei unserem ostentativen Kummer dahinschmolz. Als meine Mutter einmal verreist war, fuhren Hanni und ich nach

der Schule hinaus ins Landheim, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu haben, wir hinterließen nur einen Zettel. Wenige Stunden später erschien der Vater auf dem Fahrrad, erklärte uns, daß in wenigen Minuten ein Zug nach Göttingen führe, den wir unverzüglich zu besteigen hätten. Wir bestiegen also den Zug ohne Widerrede und fuhren recht betreten nach Hause. Aber dann kam kein Wort des Tadels von seiner Seite, die Strafe hatten wir abgebußt, er war auch nicht zornig gewesen, eher heiter und bestimmt.

Gespielt hat der Vater niemals mit uns, undenkbar wäre, sich ihn am Boden sitzend und mit der Eisenbahn spielend zu denken, wie man es heute so oft bei Vätern sieht. Auch an Gesellschaftsspielen oder Kartenspielen hat er nie teilgenommen. Er las uns aber viel vor, besonders uns beiden Großen. Abends, wenn wir schon im Bett lagen, kam er für eine halbe Stunde oder auch länger zu uns und las. Wir lernten durch ihn vor allem viel von Fritz Reuter kennen, aber ich erinnere mich auch an Keller und C. F. Meyer. Wer ihn einmal hat lesen hören, weiß, daß er wunderbar vorlesen konnte.

Gelegentlich nahm er uns mit in Kunstaussstellungen, zu Theateraufführungen (daß er einmal eine Vorstellung der ‚Ratten‘ vorzeitig mit uns verließ, als es gerade so dramatisch wurde, weil er meinte, es sei zu viel für unsere jugendlichen Gemüter, konnte ich ihm nur schwer verzeihen), oder er machte auch gelegentlich mit uns Ausflüge. Unvergeßlich ist mir die erste Sonnenwendfeier nach dem Krieg, deren Initiator Eugen Diederichs mit seinem Sera-Kreis war. Es fand sich aber auch manche andere Gruppe dort ein, wohl alles, was damals in Jena ‚freideutsch‘ war. Selbst mir Elfjährigen entging nicht die große Erschütterung der aus dem Kriege Zurückgekehrten, die Mischung der Trauer um die Gebliebenen und die Freude des Wiedersehens. Auf unseren Heimreisen von Kalksburg nach dem Krieg unternahm er mit uns einige Male Stadtbesichtigungen von Passau, Regensburg und Nürnberg, etwas später machte er mit uns beiden Großen eine Harzreise, die uns anschließend auch noch nach Goslar und Hildesheim führte. Bei solchen Unternehmungen war er immer sehr heiter und gelöst, er versuchte übrigens niemals uns historisch oder kunsthistorisch zu belehren, er ließ Natur und Städte auf uns wirken und genoß es mit uns.“

Diese Darstellung zeigt, wenn auch mit der natürlichen Verschiebung der Akzente, die allen Kindheitserinnerungen eigen ist, etwas von der eigentümlichen Mischung der Elemente in Herman Nohls Natur. Er liebte seine Kinder sehr, mit aller Freude an ihrer großen Verschiedenartigkeit. In den letzten Kriegsjahren klingt in seinen Briefen aus Flandern immer wieder der Kummer darüber an, daß die Kinder ihm durch seine lange Abwesenheit fremd würden. Und sicher haben sie, da auch das erste Göttinger Jahr noch eine Trennung brachte, entscheidene Jahre ohne den Vater durchleben müssen, von seiner starken beruflichen Inanspruchnahme dort ganz abgesehen. So beziehen sich ihre Erinnerungen vor allem auf die frühe Zeit. Daß die Liebe sich bei dem relativ jungen Vater mit einer gewissen Strenge verband, entspricht seiner damaligen Auffassung des Generationenverhältnisses, wie es aus dem weiter unten (S. 63 f.) besprochenen Aufsatz über dieses Verhältnis hervorgeht. Es entspricht aber auch seiner ausgesprochenen männlichen Natur, die sich freilich der notwendigen Ergänzung durch die liebevoll-weichere Art der Mutter immer bewußt war. Daß allerdings auch die Strenge meist nur gespielt war, daß der Humor immer ganz nah war und daß jede Differenz in der wiedergewonnenen glücklichen Harmonie enden mußte, war auch dem Kinde schon bewußt. Gern erzählte Nohl, was er auch in seinem Aufsatz über „Die Bildung des Erziehers“ (Jg. V der „Sammlung“, S. 711) berichtet: „Als mein Sohn einmal gefragt wurde: ‚Dein Vater ist Pädagoge, der ist wohl sehr streng?‘, da sagte er: ‚Nicht zu streng und nicht zu wenig streng, gerade richtig‘. Da war ich sehr stolz.“

Das eigentlich Moderne für die damalige Zeit war der große Spielraum der Freiheit für die Kinder und die Erweckung ihrer Aktivität im Musizieren und im Gestalten, dazu die Pflege ihrer Anteilnahme am Literarischen, ja am Geistigen überhaupt. Sie wurden früh in Ausstellung und Konzerte mitgenommen, und das abendliche Vorlesen gehörte zur Sitte des Hauses.

Auch die Briefe, die Nohl aus dem Kriege an seine Frau geschrieben hat, zeigen ebenso wie die an die Kinder gerichteten<sup>9</sup>, wie sehr ihm daran lag, daß sie verträglich, rücksichtsvoll und gehorsam waren, aber auch, daß sie ein fröhliches und interessantes Kinderleben hatten, und daß sie sich schon früh in einer

geistigen Welt zu bewegen lernten<sup>10</sup>. Die Musik steht dabei immer an erster Stelle. In vielen Briefen bittet er die Mutter, viel mit den Kindern zu singen, und er freut sich, wenn sie davon berichtet. Das vierstimmige Singen der um die am Klavier sitzende Mutter gescharten Töchter mit der Reinheit und der sicheren Führung ihrer Stimmen ist noch in Göttingen für viele Studenten ein unvergeßlicher Eindruck geworden.

Die Musik nimmt im Leben der Familie Nohl einen großen Raum ein. Berühmte Musiker haben mit Frau Nohl musiziert, Brahms selber, der ihnen beiden so viel bedeutete, hatte ihr noch anerkennend zugehört, den Geiger Joseph Joachim hat sie einmal auf dem Klavier begleitet. Max Reger, dessen Bedeutung die Nohls früh erkannten<sup>11</sup>, ebenso wie der Organist Poppen und der Dirigent Stein gehörten zu den Freunden des Hauses. Im Musikverein der Stadt spielte Nohl eine führende Rolle. In der Jenaer Zeit haben Bertha und Herman Nohl fast jeden Abend miteinander vierhändig gespielt. Von den Kindern lernte jedes ein Instrument spielen, eine der Töchter bis zur vollen musikalischen Ausbildung.

Unter den Freunden des Hauses ist auch die Familie Diederichs zu nennen. Zur ersten Frau von Eugen Diederichs, Helene Voigt-Diederichs, bildete sich ein besonders herzliches Verhältnis, aber auch zu Lulu von Strauß-Diederichs entstanden freundschaftliche Beziehungen.

Wie stark das Glück des Familienlebens damals in Nohls Wesen zu spüren war, spiegelt ein später Brief eines seiner frühesten Schüler. Nach dem Tode von Frau Nohl im Jahre 1936 schreibt Julius Frankenberger, der selbst kurz vorher seine Frau verloren hatte, in Erinnerung an den tiefen Eindruck, den die Nohls in ihrer Verbundenheit ihm als jungem Studenten gemacht hatten: „Ich habe seitdem viele junge Männer gesehen, nie jemanden, der auch nur entfernt diesen schönen männlichen Glanz getragen hätte, wie Sie damals. Wie muß Ihre Frau Ihren genialen und gläubigen Schwung und den Arbeitsernst geliebt haben.“

Der Arbeitsernst war — das erweisen schon die umfangreichen Kollegniederschriften — bei aller Freude an dem Reichtum menschlicher und künstlerischer Beziehungen, an der häuslichen Geselligkeit und selbst an der eigenen Jagd das bestimmendste

Element dieser Jahre. Um sich die Ungestörtheit der Arbeit zu sichern, hatte sich Nohl nach der Geburt des dritten Kindes sein Studierzimmer fern von der Familie oben in der Mansarde eingerichtet.

Unter den Arbeiten steht an erster Stelle die Habilitationsschrift über „Die Weltanschauungen der Malerei“. Sie bringt die Übertragung der Diltheyschen Typenlehre auf die bildende Kunst. Dilthey verstand die Differenz der philosophischen Systeme als typische Verschiedenheiten, die, in der Weltstellung ihrer Autoren begründet, unaufhebbar sind, weil sie in der Struktur des menschlichen Geistes wurzeln. Nohl erkennt die gleichen Formen typischen Verhaltens zur Realität (als objektiver Idealismus oder Pantheismus, Idealismus der Freiheit und Naturalismus) in den *Formelementen* der Malerei, d. h. nicht in ihren Gegenständen. In einem leidenschaftlichen Brief hat er die Tatsache, daß es ihm nur um die Stilelemente ging, dem mit prinzipiellen Zweifeln auf die Schrift reagierenden Spranger gegenüber zu verteidigen versucht<sup>11a</sup>.

Nohls Interesse an den Problemen der Malerei geht, wie erwähnt, bis in die letzten Schülerjahre und die Studienzeit zurück. Der Aufsatz über Feuerbach in Westermanns Monatsheften (1903) war seine erste größere Veröffentlichung gewesen. Die gemeinsamen Reisen mit seiner Frau brachten ihm jetzt die Ausweitung des Erfahrungskreises durch die Begegnung mit der italienischen Malerei der Renaissance, und die Freundschaften mit schaffenden Künstlern vertieften sein Interesse. Die Wahl des Themas für seine Habilitationsschrift legt die Vermutung nahe, daß er damals in der Ästhetik seine Zukunftsaufgabe sah. Der Gegenstand der Probevorlesung: „Die Aufgabe der Geschichte der Philosophie“ erscheint dagegen eher wie ein Zugeständnis an die vor dem Privatdozenten der Philosophie liegende Hauptaufgabe: nämlich ihre geschichtliche Entwicklung darzustellen. Die Vorlesung, deren Manuskript vorhanden ist, bringt die Besinnung auf die Bedeutung, die die Begegnung mit den großen philosophischen Denkern der Vergangenheit für die Nachlebenden haben kann. In ihr ist noch seine Bewunderung für Diltheys Kollegs spürbar. — Seine Hauptarbeit mußte natürlich der Ausbreitung der Vorlesungen gelten, deren wichtigster Gegenstand die Geschichte der Philosophie von der



Antike bis ins 19. Jahrhundert war, mit einem Schwerpunkt bei Hegel. Daneben las er über Ethik. Daß er damals schon an einem Buch über Ethik arbeitete, beweist u. a. die folgende Stelle aus einem Brief an Georg Misch vom 13. Mai 1914: „Am 15. Juni fährt meine Frau mit drei Kindern nach Langeoog, ich hoffe in der Weile meine Ethik zusammen zu diktieren. Den Scheler [„Der Formalismus in der Ethik und die materielle Wertethik“ war 1913 erschienen] habe ich gelesen, sehr klug und sehr viel Neues, aber ich habe keine Freude daran. Diese Werte, die da wie Gespenster erscheinen, man weiß nicht, woher sie kommen, woher ihre Hierarchie, inwiefern sie historisch, inwiefern sie zeitlos sind. Mit seiner scharfen Analyse komme ich natürlich nicht (mit). Da ist er mir weit über, und ich werde mich also so fassen müssen, daß meine Fragestellung von dieser Leistung unabhängig ist.“ — Nach den Erfahrungen des Krieges erschien ihm diese frühe Fassung seiner Ethik als unzulänglich (Brief an G. Misch, 14. 12. 1918). Erst 1939 hat sie auf Grund eines mehrfach gelesenen Kollegs in dem Buch „Die sittlichen Grunderfahrungen. Eine Einführung in die Ethik“ ihre endgültige Gestalt erhalten. In Jena las er außerdem über die Entstehung des Historischen Bewußtseins und seiner Probleme und schließlich eine Einführung in die Ästhetik. 1913 taucht zum ersten Mal eine einstündige Einführung in die Pädagogik auf, der im Winter 1912/13 eine Übung mit einem kleinen Kreis von Studenten vorausgegangen war. Die Vorlesung aber haben bereits 115 Studenten belegt, für damals in Jena eine große Zahl. Keins seiner anderen Kollegs war so stark belegt. Im Jahr 1907 kommt auch die in Berlin begonnene Editionsarbeit zum Abschluß: die Ausgabe der „Theologische(n) Jugendschriften Hegels“, von der oben schon die Rede war. Eine Belastung brachte der 1907 abgeschlossene Vertrag mit dem Verlag Mittler und Sohn mit sich, durch den Misch und Nohl die Neubearbeitung des vierten Bandes des damals maßgebenden Grundrisses der Geschichte der Philosophie, des Überweg-Heinze, übernommen hatten. Der Band sollte die Philosophie des 19. Jahrhunderts darstellen und nach der Ansicht des Verlags wohl nur die Heinzesche Bearbeitung auf den neuesten Stand der Forschung bringen. Aber die beiden Diltheyschüler waren der Meinung, daß nur eine völlig neue Darstellung den

Anforderungen, die man zu ihrer Zeit stellen mußte, genügen würde, und so verloren sie sich nicht nur in einer weit ausgebreiteten Lektüre, sondern mühten sich um die Durchdringung des großen Stoffes und um eine dem Zweck entsprechende knappe Darstellungsform. „Man ist für die Kürze noch nicht reif“, schreibt Nohl einmal etwas verzweifelt an Misch (1910). Ihm waren die großen philosophischen Systeme des frühen 19. Jahrhunderts zugefallen, Misch die spätere Zeit und die Einwirkungen westlicher Philosophen. Die Korrespondenz der beiden spiegelt die Mühsal, zeigt die enge Zusammenarbeit und die gegenseitige Kritik und läßt erkennen, daß sie von einem Jahr zum anderen die Termine nicht einhalten konnten. Schließlich, nach Ermahnungen, kündigt der Verlag am 1. November 1911 den Vertrag, was die beiden Autoren, wenn auch „der Überweg“ wie ein bedrängendes Gespenst durch die Jahre gegangen war, doch als eine Niederlage empfanden. Aber der Ertrag der langen Arbeit sollte wenigstens nicht verloren sein, und so entschloß sich Nohl, nachdem er 1908 schon ein Kolleg über den Gegenstand gehalten hatte, auf Rat von Eucken und anderen, seinen Beitrag auszuarbeiten zu dem Artikel über „Die deutsche Bewegung und die idealistischen Systeme“, der noch im gleichen Jahr im Logos erschien. Hier fiel die Schwierigkeit weg, die beim Überweg darin lag, daß das 18. Jahrhundert mit dem 17. zusammen zum dritten Bande gehörte, der in anderen Händen lag. Für Nohl aber standen die idealistischen Systeme von Fichte bis Hegel in einem so engen Zusammenhang mit der dichterischen Bewegung des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts und der Kantschen Philosophie, daß diese in die Darstellung einbezogen werden mußten. Er gebrauchte jetzt für die ganze geistige Bewegung der Jahrzehnte vor und nach 1800 den Ausdruck „Deutsche Bewegung“, der bei Dilthey schon anklingt, in der Überzeugung, daß hier zum ersten Mal in der neuen Zeit ein genuiner Beitrag der Deutschen in das Gewebe des europäischen Geisteslebens hineingegeben wurde, dem bleibende Bedeutung zukommt. In dem späteren Kolleg über „Die deutsche Bewegung“ bekommen dann Sturm und Drang, Klassik und Kant gegenüber den idealistischen Systemen noch einen stärkeren Akzent. (Das Kolleg erscheint als Teil der

„Gesammelten Schriften“ Herman Nohls im gleichen Verlag.)

Nohls Habilitationsschrift fand ihre Ergänzung in einem Vortrag vom Winter 1913/14, der den Gedanken typischer Kunststile auf das Gebiet von Musik und Dichtung überträgt, dabei aber die Konzeption der Typen über Dilthey hinaus weiter differenzierend. Die Formen des „objektiven Idealismus“, wie sie sich in Musik und Dichtung finden, „unterscheiden sich vor allem darin, welche Bedeutung sie der Dissonanz und weiter der symbolischen Steigerung geben. Die Durchführung dieser Einsicht gegenüber der Malerei würde auch die Bildformen wesentlich tiefer verstehen lassen“, heißt es in dem Vorwort von 1920. Dieser Gedanke wurde später in dem entsprechenden Kapitel der „Ästhetischen Wirklichkeit“ für alle drei Typen weiterentwickelt. Mit den Rhythmusuntersuchungen von Rutz und Sievers und ihrer Typenlehre, die damals viel Aufsehen erregten, setzt er sich im zweiten Aufsatz kritisch auseinander. Der Vortrag ist unter dem Titel „Typische Stile in Dichtung und Musik“ 1915 in Jena erschienen. Zusammen mit der Habilitationsschrift wurde er 1920 in dem Büchlein „Stil und Weltanschauung“ wieder abgedruckt. Nohl hoffte damit, den Kunstwissenschaften „Werkzeuge für ein tieferes Eindringen in den Zusammenhang ihrer Formen zu bieten“. Dankbar hat ihm u. a. der ihm befreundete, anfangs kritische junge Kunsthistoriker Heidrich in Basel bestätigt, wie hilfreich ihm diese Gedanken bei der Durcharbeitung der Geschichte der neueren Malerei für seine Vorlesungen waren. Auf wenigen Gebieten läßt sich die selbständige, produktive Weiterentwicklung der Dilthey'schen Sehweise durch Nohl so klar erkennen wie in der Ästhetik, wo das eigene Verhältnis zur Kunst neue Perspektiven eröffnete. Seine Arbeit hat freilich erst 1935 in dem Buch über „Die Ästhetische Wirklichkeit“ ihre endgültige Form erhalten. Die reife Formulierung der Typenlehre, wie er sie verstand, — hier freilich nur als *ein* Gesichtspunkt unter anderen — findet sich erst da, und zwar auf das künstlerische Schaffen wie auf die ästhetischen Theorien angewandt. Weil es sich hinsichtlich des künstlerischen Schaffens um eine besonders geglückte Fassung des früh Gesehenen handelt, sei die Stelle hier eingefügt. Im letzten Abschnitt des einleitenden Kapitels über die „Allge-

meinen Voraussetzungen“ heißt es: „Schließlich die letzte Grundeinsicht: die Erkenntnis von der Abhängigkeit jeder Kunst und Kunsttheorie von einer bestimmten Weltanschauung. Das heißt nicht, daß der Künstler eine bestimmte ‚Philosophie‘ habe, die dann auch seine Kunst bestimme, sondern meint: unser Leben ist in der Wurzel in jedem von uns, ehe noch die Theorie einsetzt, vorgeformt durch entscheidende Grunderfahrungen, in denen wir die wahre Wirklichkeit zu erfassen meinen. Diese Erlebnisse beziehen sich vor allem auf die Stellung des Menschen in der Welt, wie er das Verhältnis des Körperlichen zum Geistigen sieht, und das des Weltlaufs zu der Freiheit der Person. Sie machen das Gerüst unserer Weltanschauung aus, richtiger die Struktur unserer Welt. Und indem der Künstler diese Grunderfahrungen mit besonderer Leidenschaft durchlebt, gestalten sie seine Kunst. Dabei gehört natürlich die Kunst selbst mit zu den Grunderfahrungen, die die Kategorien hergeben, mit denen wir die Welt uns auslegen, und ein tiefstes Problem der künstlerischen Existenz liegt in dem Widerspruch dieser Kunsterfahrung und ihrer Möglichkeiten zu den Erlebnissen anderer Grundrichtungen des menschlichen Daseins.“

Die Vorarbeiten des Kreises der Dilthey-Schüler: Ritter, Misch, Nohl und Groethuysen unter führender Beteiligung des Grafen Yorck für die Ausgabe der „Gesammelte(n) Schriften“ Diltheys hat sehr bald nach Diltheys Tod (1911) eingesetzt. Die Probleme dieser Ausgabe bilden seit 1912 ein Hauptthema des Briefwechsels zwischen Nohl und Misch. (Von der Korrespondenz mit den anderen Herausgebern soll hier abgesehen werden.) Die Fragen der Beschaffung der weit verstreuten Texte, der Zusammenstellung der Bände, der Behandlung des Ungedruckten, der Verteilung auf die Mitarbeiter etc. machen immer neue Schwierigkeiten, die man sich für diese Anfangszeit kaum groß genug vorstellen kann. Immer ist Nohl die treibende Kraft. Ihm war zunächst ein Band über Texte zur Literaturgeschichte zugefallen, wohl weil ja seine Mitarbeit bei Dilthey außer dem Hegel vor allem den Arbeiten zur Literatur gegolten hatte. Einen Eindruck von der Schwierigkeit der Verteilung gerade dieser Arbeiten gibt das Vorwort zu dem von Nohl und Misch 1932 herausgegebenen Band „Von deutscher Dichtung und Musik“, der wie schon „Das Erlebnis und die Dichtung“ außerhalb der Gesam-

melten Werke blieb und von dem in diesem Vorwort vermerkt wird, daß das Buch „im wesentlichen bereits vor dem Kriege [also vor 1914] im Manuskript hergestellt war“. Aus Nohls Briefen an Misch erfährt man ferner, daß Paul Ritter „den Hegel“, also die „Jugendgeschichte Hegels“, erst Anfang 1914 Nohl überlassen hat, und daß er also seitdem auch an diesem Band arbeitete, der dann als Band IV der Gesammelten Schriften 1921 herauskam.

Neben den weiter oben genannten Arbeiten sind in den Jenaer Jahren noch eine Reihe von Aufsätzen entstanden, die in Eugen Diederichs' Zeitschrift „Die Tat“ erschienen sind und die dann mit einer späteren Ergänzung 1919 zu den „Pädagogische(n) und politische(n) Aufsätze(n)“ vereinigt wurden. Sie sind alle in ihrer Thematik eigenständig. Zwei davon ergänzen die Geistesgeschichte nach verschiedenen Seiten. Der erste früh konzipierte betrifft „Die Stellung der Musik im deutschen Geistesleben“ und geht von der Tatsache aus, daß die Deutschen in keinem anderen künstlerischen Medium einen so reichen und so eigenen Ausdruck gefunden haben wie in der Musik. Der Verfasser erörtert dann die sonderbare Tatsache der Vernachlässigung dieses großen Kulturgebietes in der Theorie wie in der Darstellung geschichtlicher Zusammenhänge in seiner Zeit. Er versucht ihre Gründe zu erkennen und endet mit dem Versuch, die Funktionen der Musik in unserem Dasein zu umschreiben. Der zweite, „Vom deutschen Ideal der Geselligkeit“, behandelt die wichtigsten Theorien des geselligen Betragens vom mittelalterlichen Rittertum und dem Cortegiano der Renaissance bis zu den neuen Geselligkeitsformen der Jugendbewegung. Die erste Anregung hierzu hatte Nohl in seiner Entdeckung einer vergessenen Schrift Schleiermachers gefunden, des Fragment gebliebenen „Versuch(s) einer Theorie des geselligen Betragens“, der anonym im Januar- und Februarheft 1799 des „Archivs der Zeit und des Geschmacks“ erschienen war, und den Nohl 1910 in D. Brauns Philosophischer Bibliothek Band 137 wieder veröffentlichte. (Damals sind ihm noch einige andere kleine Funde gelungen, über die die Bibliographie Auskunft gibt.) In beiden Arbeiten läßt sich schon das pädagogische Interesse, in weitem Sinn genommen, deutlich erkennen. Ganz in den Bereich aktueller pädagogischer Probleme führt der Aufsatz über „Die

pädagogischen Gegensätze“, vor allem aber der über „Das Verhältnis der Generationen in der Pädagogik“, dessen geschichtlichen Wandlungen er nachgeht. Er ist im Mai 1914 veröffentlicht worden.

Die Zeit in Jena hat Nohl die erste Begegnung mit der Jugendbewegung gebracht, ein für die Entwicklung seiner Pädagogik ausschlaggebendes Erlebnis. Sie trat ihm entgegen im „Sera-kreis“, der sich um Eugen Diederichs gesammelt hatte und der sich vom Wandervogel durch seine gepflegteren romantisch-idealistischen Lebensformen und seine künstlerischen Interessen unterschied.<sup>12</sup> Ferner trat ihm die Jugendbewegung unter eigenen Schülern entgegen, die nicht diesem Kreis, sondern den freistudentischen Gruppen angehörten. Wie später in Göttingen, fühlten gerade sie sich von Nohls freier und lebensvoller Art angezogen. Die Jugendbewegung begegnete ihm schließlich auch in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf und der Wynekenschen Theorie von der Jugendkultur, die eine Art Kult und Selbstverherrlichung der Jugend propagierte. Gegen diese Verkehrung des Generationenverhältnisses aber wendet sich die Kritik seines Aufsatzes, der den Sinn des Durchgangs junger Menschen durch die Erfahrungen der geistigen Autorität und des freiwilligen Gehorsams bei aller Betonung des Rechts auf eine freie Entfaltung des jugendlichen Lebens zur Geltung zu bringen versucht. Es ist interessant zu sehen, wie Nohl hier bei der Analyse des Lebensverhältnisses der Generationen sich noch der Argumente von Hegel, Niethammer und auch Paulsen bedient. Dies war aber nicht eine bloße Übernahme historisch vorgegebener Positionen, sondern zugleich doch Ausdruck seiner eigenen Natur und seiner persönlichsten Erfahrung. Er ist sich immer bewußt gewesen, wieviel er für seine eigene Entwicklung seinen großen Lehrern verdankte. So mußte ihm Wynekens Theorie von der Jugendkultur als eine Verzerrung des natürlichen Verhältnisses erscheinen. Das ließ ihn in diesem Aufsatz die Überzeugung aussprechen: der Kern des Generationenverhältnisses sei bezeichnet durch „die Begriffe Autorität und Gehorsam, d. h. freie Aufnahme des erwachsenen Willens in den eigenen Willen und innere Unterordnung bis zum Moment der Reife und Selbständigkeit. Das Entscheidende dabei ist: daß dieser Gehorsam nicht äußere Unterwerfung ist, sondern

eine spontane, als der Ausdruck eines inneren Gemüts- und Willensverhältnisses. Dieses Verhältnis hat seine eigene Gewißheit, und eine Reihe der tiefsten Gefühle sind in ihm gegründet, Ehrfurcht und Achtung, Pietät und Dankbarkeit. In diesem Verhältnis erwächst das wichtigste Stück der Moralität der Jugend. Es ist die Grundvoraussetzung jeder gesunden Willensbildung". — In dem Artikel über „Die pädagogische Bewegung in Deutschland" (zuerst in Band I des „Handbuchs der Pädagogik" 1933) und schon in den vorausgehenden Kollegs über die „Pädagogik der Gegenwart" hat er dagegen aus der freieren Sicht der späteren Jahre, als er der Bedeutung der Jugendbewegung für die Pädagogik nachging, ohne Einschränkung ihren humanitären Gehalt betont, so daß er sagen konnte: „Das pädagogisch Wichtigste war aber doch der Wille zur Selbsterziehung in der Jugendgruppe, wodurch . . . ganz neue Verantwortlichkeiten und erzieherische Kräfte entbunden wurden." In Jena fühlte er sich selber noch als Mitgestalter des neuen Lebens, und aus dieser Verantwortung übt er eine gewisse Kritik.

In den späteren Jahren hat Nohl oft betont, daß die Begegnung mit seinem Jenaer Studentenkreis ihn erst habe erkennen lassen, welche Möglichkeiten geistigen Lebens in dieser Jugendphase liegen und wie zwingend die Aufgabe gerade für den akademischen Lehrer sei, sie im richtigen Moment entwickeln und *steigern* zu helfen.

Das Bild der Jenaer Jahre wäre nicht vollständig, wenn nicht auch sein persönliches Verhältnis zur bildenden Kunst und zu den Künstlern selber noch zur Darstellung käme. Es entstand damals für ihn die enge Freundschaft mit Erich Kuithan, den er 1907 im Hause von Eugen Diederichs kennengelernt hatte. Er war der Leiter der Kunstschule der Carl-Zeiss-Stiftung. Bei der Verteilung der Aufgaben zur künstlerischen Ausgestaltung der neuen Universität erhielt er den Auftrag, zwei Fresken für die Eingangshalle zu schaffen. Von ihm stammte auch das große Bild in der oberen Halle, das Schiller auf dem Wege zu seiner ersten Vorlesung darstellt, dessen frühere Fassung noch heute im Seminargebäude am Nikolausberger Weg in Göttingen hängt. Er hat sich in vielfältiger Weise gestalterisch betätigt, in der Innenausstattung des Volkshauses wie in der Buchgestaltung bei Eugen Diederichs. Aber das Schwergewicht seines Schaffens

lag in der Malerei. Er hat viele Bilder hinterlassen. Nach schweren Leiden ist er 1917 jung gestorben. 1943 haben die überlebenden Freunde eine Gedächtnisausstellung für den Vergessenen in Jena veranstaltet. Alfons Paquet, der ihn aus seiner eigenen Studentenzeit kannte, hat rühmend darüber geschrieben, und Nohl selber hat den Künstler und sein Werk in mehreren Aufsätzen gewürdigt. Er meint, in dieser Ausstellung sei „eine malerische Individualität großen Formats von eigener Prägung“ offenbar geworden. Man werde Erich Kuithans Bilder von jetzt an zu der großen Bewegung des Jugendstils rechnen müssen. Er sei beteiligt gewesen an „jenem großartigen Willen, der damals auf eine Neugestaltung unserer ganzen Umgebung aus künstlerischem Geist losging . . ., eine schöpferische Bewegung . . ., die überall die Fundamente suchte und die Befreiung der künstlerischen Persönlichkeit immer stärker mit der Bindung an die gesetzliche Notwendigkeit der Dinge verband“. Er gehöre in die Generation von L. v. Hofmann, Munch und Hodler, wie sie Ahlers-Hestermann in seinem Buch „Stilwende, Aufbruch einer Jugend um 1900“ dargestellt habe. — Die Freundschaft mit Erich Kuithan brachte ihm die Gelegenheit zu immer neuen intensiven Gesprächen mit einem intelligenten schaffenden Künstler, die ihm, wie später noch mit Kuithans Schüler Otto Herbig und anderen, Lebensbedürfnis waren. Er gab und vermittelte Aufträge, kaufte seine Bilder, und er und seine Frau unterstützten ihn, wie ja auch den Jugendfreund Fritz Weißenborn, in jeder denkbaren Weise. F. Weißenborn haben die Nohls einen längeren Studienaufenthalt in Paris ermöglicht. Aber ihm ist der Durchbruch zur modernen Malerei nicht gelungen. Er wurde eher so etwas wie ein verspäteter Deutsch-Römer, der es aber doch mit seiner stillen idealisierenden Kunst bis in die fünfziger Jahre, zuletzt in Magdeburg, zu Ansehen gebracht hat. Mit Kuithan ist Nohl einmal selber nach Paris gefahren. Von daher datiert seine überraschende Abneigung gegen diese schöne Stadt, aber auch seine Liebe zu Mailol. Die Kleinplastik „Sitzende Frau“, die immer auf Nohls Schreibtisch stand, stammt wohl von dieser Reise ebenso wie die kleine Jünglingsfigur von George Minne. Daß die Nohls damals außer den Bildern der befreundeten Künstler auch solche von Macke, Kanoldt, Kuno Amiet und anderen modernen Ma-



lern kauften, sei nur beiläufig erwähnt. — Die produktive Kritik, die Nohl als der Genießende dem Schaffenden zu geben verstand, ist vielleicht das Wertvollste, was die Künstler von ihm empfangen. Das ist ihm bis ins hohe Alter oft bezeugt worden. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Rede, die Nohl als Zweiter Vorsitzender des Jenaer Kunstvereins (Grisebach war der Erste Vorsitzende) im Februar 1913 zur Eröffnung einer Ausstellung von Bildern von Franz Marc, die vorher noch nie gezeigt worden waren, gehalten hat. Sie ist erst 1960 in K. Lankheits Buch „Franz Marc im Urteil seiner Zeit“ als frühestes dieser Urteile veröffentlicht worden. Über die Umstände hat der Achtzigjährige dem Karlsruher Professor folgendes berichtet: „Als Franz Marc 1913 zum erstenmal seine Bilder zeigte, machten sie auf dem Wege nach Berlin in Jena halt, und ich eröffnete die Ausstellung damals mit einem Vortrag, auf den ich noch heute stolz bin. Den nächsten Tag erschien aber der mir sehr wohlwollende Dekan meiner Fakultät und bat mich offiziell, diesen Vortrag nicht zu veröffentlichen, um die Universität nicht zu blamieren: diese Bilder schienen ihr unmöglich zu sein.“

„Dieser einst mit dem Verdikt belegte Vortrag“, heißt es dann bei Lankheit, „wird hier zum ersten Male abgedruckt. Nach einem halben Jahrhundert hat er nichts von seiner Wirksamkeit eingebüßt. Er ist bewundernswürdig durch die Schlichkeit und Allgemeinverständlichkeit, mit der Herman Nohl sich in seinen frühen Jahren zur Kunst des fast genau gleichaltrigen Marc bekennt.“

In dem Vortrag gesteht Nohl, daß er die Bilder selbst erst vor drei Tagen kennengelernt habe, daß er aber die Aufforderung, diese Ausstellung einzuleiten, übernommen habe „ganz einfach aus einer großen Freude heraus, die mir diese Bilder gemacht haben in den Stunden, die ich in diesen Tagen vor ihnen verbracht habe“. Betroffen von der „Wirkung jener ergreifenden Art, die man eben Schönheit nennt“, nimmt er die Gelegenheit wahr zu einer Auseinandersetzung über den Sinn solcher neuen Kunst, die den an Überkommenes gewohnten Beschauer so leicht verblüfft. Der wichtigste allgemeine Gedanke in dem Vortrag ist, so scheint mir, dieser: in jeder neuen Kunstrichtung, die die Laien zunächst ratlos mache, erscheine immer „eine

neue Harmonie, eine neue Beziehung der Faktoren, die nach der vorangegangenen Kunst sinnlos ist und die eine schöpferische Leistung des Auffassenden verlangt, genauso wie des Schaffenden". . . Es sind „vor allem die Beziehungen der künstlerischen Erscheinung zu dem ganzen Zusammenhang unseres seelischen Erlebens, ein ganz neues Verhältnis zu dem, was wir Wirklichkeit nennen. Denn das muß man sich immer wieder klarmachen: Wirklichkeit ist kein eindeutiges, fertiges Ding, sondern die eigentümliche Einheit von Welt und Seele". (Dieser Wirklichkeitsbegriff kehrt später wieder in dem Buchtitel „Die ästhetische Wirklichkeit".) Die Malerei aber lehre, wie jede Kunst, „die Wirklichkeit verstehen". Sie sei „Form als Gestalt der Seele". Und dann versucht er, den Beschauern die Fremdheitsgefühle vor diesen Bildern zu nehmen, indem er vor allem ihren Traumcharakter deutet. — Ein paar Jahre später hat er seine beiden kleinen Töchter mit in eine andere moderne Ausstellung genommen, und das Erlebnis blieb ihnen unvergessen. Sie erinnern sich noch heute an die Erregung und die Debatte, die sie hervorrief. „Uns kamen diese Bilder zauberhaft vor in ihren herrlichen Farben, und wir waren sehr stolz, wenn Papa anderen Besuchern, die sich entsetzten oder hilflos vor den Bildern standen, vorhielt, daß sie sie einfach wie seine Kinder genießen sollten und sich daran freuen", schreibt seine Tochter Johanna.

Auf die jungen Menschen in der Universität muß Nohl mit seiner vielseitigen und starken Lebendigkeit und seiner sicheren menschlichen Haltung einen großen Eindruck gemacht haben. Ein junger Engländer, Charles Sorley, der von seinem Vater, einem Professor der Moralphilosophie in Cambridge, Euckens wegen für ein Semester nach Jena geschickt worden war, berichtet in einem Brief vom 1. Mai 1914 an seine Eltern zunächst von Schwierigkeiten bei seiner Immatrikulation, und dann heißt es: „Um meine Unabhängigkeit zu beweisen, hörte ich mir heute abend die erste Stunde eines Vorlesungszyklus über Ethik an, die ein faszinierender Mann [a most engaging gentleman] mit Namen Nohl hält." Und am 8. Mai: „Nohl, der Mann, der über Ethik liest, ist der bei weitem anziehendste und lebendigste Dozent. Ich war überrascht, daß jemand behauptete, daß er hier die gründliche Schule [the thorough school] reprä-

sentiere im Gegensatz zu Eucken, ‚der in großen Ideen herum-schwimme‘.“ Am 20. Mai heißt es: „Eucken finde ich im Augenblick nicht sehr nützlich. Nohl ist der Name des Mannes, den man für einen wirklich großen Mann in Jena hält, und seine Vorlesungen sind zweifellos sehr anregend [most stimulating].“ Dieser begabte junge Student, dessen Briefe die eigene philosophische Neigung erkennen lassen (The Letters of Charles Sorley, Cambridge 1919), wurde ein frühes Opfer des Krieges, so daß es bei diesen ersten Eindrücken auf ihn geblieben ist. Aber viele andere bezeugen Ähnliches aus dieser Zeit. Auch Wilhelm Flitner erzählt, daß ihm bei seiner Ankunft in Jena von seinem Freunde Julius Frankenberger gesagt wurde, daß Nohl der Mann sei, den man unbedingt hören müsse, und der später zur Wiener Schule der Neopositivisten gehörende Rudolf Carnap schreibt als alter Mann in seinen in der Emigration verfaßten Erinnerungen (Intellectual Autobiography, Chicago, Ill., o. J.): „Ich erinnere mich mit besonderer Freude und Dankbarkeit der Seminare bei Herman Nohl . . . über Philosophie, Pädagogik und Psychologie, selbst wenn der Gegenstand mir fern lag wie z. B. Hegels Rechtsphilosophie. Meine Freunde und ich fühlten uns besonders zu Nohl hingezogen, weil er im Gegensatz zu den meisten deutschen Professoren jener Zeit ein persönliches Interesse an dem Leben und den Gedanken seiner Studenten nahm, und weil er in seinen Seminaren und im privaten Gespräch versuchte, uns ein tieferes Verständnis der Philosophen auf der Basis ihrer Stellung zum ‚Leben‘. . . und ihres kulturellen Hintergrundes zu geben.“ In einem weiteren Zusammenhang erscheint die späte Erinnerung bei einem von Nohls nächsten Schülern, eben Wilhelm Flitner, der in einem Brief aus dem Mai eines ungenannten Jahres, mit dem er einen Aufsatz für Nohls Zeitschrift „Die Sammlung“ begleitet, also wohl aus den 50er Jahren, schreibt: „Lieber Freund! So habe ich mich selten gequält, wie mit diesem Manuskript, und es ist auch nicht viel geworden. Dabei blüht bei uns ein unsäglich schöner Frühling, der mich immerfort an Jenaer Maitage, an Kuithan, Sie, Diederichs erinnert. War nicht die ganze Epoche vor 1914 auf Frühjahr gestimmt? Hodler, der Jugendstil, van de Velde, Frank Wedekind, die Jugendbewegung, die Studien, die aufhörten pedantisch zu sein?“

Wenn man diese reichen Jenaer Anfänge überdenkt, in denen die Pädagogik als Fach noch ganz am Rande steht — nur das einstündige Kolleg als „Einführung in die Pädagogik“, „auf Bitten meiner Studenten“, wie er später erzählte, ein oder zwei kleine Seminare und zwei kleine Aufsätze — so könnte man fragen, ob die wissenschaftliche Entwicklung nicht, wie Dilthey vermutet hatte, auf eine ganz andere Richtung und eine andere Form angelegt war als die, die die Erfahrung der Kriegsjahre dann hervorgebracht hat. In der Ästhetik lagen ohne Zweifel produktive Möglichkeiten für ihn. Sein späteres Buch „Die ästhetische Wirklichkeit“ hat er mehrfach als sein liebstes Buch bezeichnet. Noch die letzte Arbeit vor seinem Tod galt einer Sammlung seiner Aufsätze zur Ästhetik unter dem Titel „Vom Sinn der Kunst“. Nichts hat ihn bei der Feier seines siebenzigsten Geburtstages mehr gefreut als die Anerkennung, die gerade Nicolai Hartmann bei der Gelegenheit seiner ästhetischen Arbeit zollte. Aber wenn die pädagogische Wendung auch erst durch die Kriegsjahre zur Reife gebracht wurde, so zeigt doch jedenfalls sein Verhältnis zur studierenden Jugend schon in dieser Zeit ein ausgeprägtes pädagogisches Bewußtsein, und in den Briefen an Misch taucht das ihn erregende Thema der Pädagogik schon damals mehrfach auf, das in dem „nie endenden Gespräch von Vater und Mutter“ über die eigenen Kinder seine Klärung erfahren hatte.

## DER ERSTE WELTKRIEG UND SEIN ENDE

Für Nohls Reaktion auf den Ausbruch des Krieges im August 1914 gibt es keinen Anhaltspunkt. Wir wissen nur, daß er sofort nach Wien eilte, um seine vier Töchter dort abzuholen, und daß er nach einer grotesken Bahnfahrt mit ihnen Jena erreichte. Erst vom 17. 12. 1914 gibt es einen Brief von ihm, der an Georg Misch gerichtet ist. Da heißt es: „Meine Übungen habe ich nicht zustande gebracht. Es hatten sich vier gemeldet, davon schnappten zwei vorher wieder ab, weil sie einberufen wurden, und mit zweien und namentlich den zweien, die sich gemeldet hatten, lohnte sich die Sache nicht. Im Kolleg habe ich gerade noch drei Hörer, habe mich aber entschlossen durchzuhalten, weil mich die Sache doch sehr interessiert und mir auf keinem anderen Gebiet bei der ewigen Zeitungslektüre und der großen Erregung etwas einfallen würde, während sich hier alles aufs Beste verknüpft. Sonst komme ich wenig zum Arbeiten, die vielen Stunden beim Roten Kreuz täglich und ähnliche Dinge (neulich unser erstes akademisches Konzert, Schulspeisung) nehmen Zeit und vor allem bin ich nicht ruhig genug bei diesen kolossalen Dingen da draußen.“ Das Kolleg war eine einstündige Vorlesung über die „Geschichte der politischen Theorien“. Diese Arbeit hat ihren Niederschlag gefunden in den beiden politischen Aufsätzen, die in der ersten Hälfte des Jahres 1915 bei Eugen Diederichs in der „Tat“ erschienen und die dann 1919 in der Sammlung „Pädagogische und politische Aufsätze“ wieder abgedruckt wurden. Die Themen sind: „Die Ideen in der auswärtigen Politik“ und „Der Staat in den Gegensätzen der politischen Theorien“. Sie stellen, wie das Kolleg, einen Versuch dar, in dem Gegeneinander widerstreitender Empfindungen, die die Menschen bewegten, über das Faktum dieses Krieges *philosophisch* zur Klarheit zu gelangen und den anderen zu einer Klarheit zu verhelfen. So müssen sie als authentische Dokumente für Nohls Sehweise in jenen Tagen gelten. Darum soll ihr Inhalt hier kurz zusammengefaßt werden. Das Ziel der Überlegungen ist, den geistigen Rechtfertigungsgrund für die Selbstverteidigung der Deutschen (so verstand

auch er damals die deutsche Politik) zu finden und aus seinem Verständnis der geistigen Tradition dieser Politik das Maß zu bestimmen. In einer knappen Darstellung des Wechselspiels der Idee des Imperiums und der Idee des Gleichgewichts der Mächte im Verlauf der Geschichte zeigt er die historisch bedingten Abwandlungen, die diese „Ideen“ erfahren haben, und die neuen Motive, die im Verhältnis der Völker zueinander seit dem 18. Jahrhundert hervorgetreten sind. In der Humanitätsidee unserer klassischen Zeit und der Historischen Schule des frühen 19. Jahrhunderts sei, zum ersten Mal in der Geschichte, ein Verständnis für das Existenzrecht *jeder nationalen Eigenart* gewonnen worden. Aus ihm ergebe sich das Recht der Selbstbehauptung wie der Verpflichtung zum Respekt vor der fremden Art.

Es ist dem Verfasser aber bewußt, daß in dem Ringen der Völker materielle „Interessen“ sich unauflöslich mit den „Ideen“ verschlingen. „Es ist das tragische Problem des Menschen, wie Idee und Interesse in ihm verwachsen sind.“ Immer sind die Interessen und ihr Egoismus die treibenden Kräfte. Das dürfe man nicht ignorieren. „Wir haben aber auch erfahren, daß kein Volk in diesem Krieg seine Söhne bloß um der Interessen willen in den Tod schickt, sondern daß jedes von ihnen hinter den Interessen die Idee sucht, für die sich wahrhaft zu sterben lohnt.“ Für die Deutschen sei diese Idee eben die Anerkennung des Werts der nationalen Eigenart, auch der eigenen, und das daraus sich ergebende Recht auf Selbsterhaltung. Das sei „jedenfalls kein neuer Absolutismus und Pangermanismus. Ganz sicher nicht, denn das Gegenteil ist die spezifisch deutsche Entdeckung.“ Die Einsicht in die individuelle Existenz jeder Nation schließe die „Besinnung auf die Grenzen solchen Machtwillens ein, die eben aus der Eigenart aller Nationen entstehen. *Universalität des Geistes, die aber eben deswegen fremde Art respektiert.*“ Nohl schließt mit der noch gutgläubig idealisierenden Interpretation der auch für ihn im Verlauf des Krieges in anderem Licht erscheinenden deutschen Kriegspolitik, die viele bei Kriegsbeginn mit ihm teilten: „Was wir für uns wollen ist nur, in dem Garten dieser Erde den Platz zu bekommen, der uns erlaubt zu blühen und Früchte zu bringen nach unserer Art und unseren Kräften.“

Noch ein anderer Gedankengang in diesem Aufsatz ist bezeichnend für das gewiß *nicht* nationalistische, aber von der eigenen Bildung her das Deutsche idealisierende politische Selbstverständnis eines so verantwortlich denkenden Menschen in jener Zeit. Dem vom westlichen Ausland gegen Deutschland erhobenen Vorwurf des Mangels an politischer Freiheit wird als positive Errungenschaft ein „Staatssozialismus“ entgegengehalten, der, durch die prekäre geographische Lage Deutschlands bedingt, auf drei Quellen beruhe: der „preußischen Heeres- und Beamtenethik“, „dem deutschen Sozialismus mit seiner politischen Gesinnung“ und dem „Sinn für die Hingabe an die großen Objektivitäten, wie sie das historische Bewußtsein in Deutschland entwickelt hat. Berufsauffassung des Lebens, Pflichtbewußtsein innerhalb einer Organisation, freies SichEinstellen in objektive Zusammenhänge, das ist deutsche politische Kultur“. — Wie brüchig aber diese „Kultur“ schon war, sollten die Erfahrungen des Krieges ihn und viele andere lehren. Aus dem jungen Gelehrten haben diese Erfahrungen den späteren aktiven Pädagogen gemacht.

Der zweite, kürzere Aufsatz trägt die Überschrift „Der Staat in den Gegensätzen der politischen Theorien“. Hier versucht der Verfasser wiederum von seiner philosophisch-historischen Sehweise her im ersten Teil das Verhältnis der mehrfachen Funktionen des Staates zueinander und die im Krieg zutage tretende Veränderung des Verhältnisses der Machtfunktion zur Rechtsfunktion und zur sozialen und kulturellen Funktion zu klären und daraus Schlüsse auf die wirkliche Proportion dieser Funktionen zueinander zu ziehen. Dabei erscheint die Machtfunktion als die vitale und damit reale Grundlage der beiden anderen, die aber ihrerseits die Machtfunktion begrenzen. Im zweiten Teil untersucht er das Spannungsverhältnis von herrschaftlichen und genossenschaftlichen Strukturen und zeigt, wie im Staat ebenso wie in anderen sozialen Gebilden das eine Prinzip jeweils auch das andere fordert. Er schließt im Anschluß an das bekannte Wort Friedrichs des Großen, daß er der erste Diener seines Staates sei, mit den folgenden Sätzen, in denen schon sein späteres pädagogisches Programm vorweggenommen ist: Diese freie Dienststellung aller dem Staat gegenüber werde dann allgemein wahr sein, „wenn wir gelernt haben werden,

daß unsere Regierung wie die Generale, die unsere Soldaten hinausführen, nichts anderes sind als wir selber, die wir ihnen gehorchen, keine fremden Götter aus einem anderen Stamm, sondern Leben von unserem Leben. Daß es dasselbe Blut ist, das von den tiefsten Wurzeln unseres Volkes hinauf kreist bis in seine höchsten Spitzen. Und umgekehrt, wenn auch jene Männer wissen, daß die Regierten keine fremde Masse sind, sondern immer das Bewußtsein bewahren: das sind wir! Den größten Schritt dahin hat in diesem Krieg die Einheit unseres Volkes in seinem Heer getan. Zu keiner Zeit der Weltgeschichte ist das Heer eines Volkes so sehr es selbst gewesen, wie heute [d. h. im August 1914!] das unsrige. *Die vollständige Ersetzung des ständischen Prinzips auf allen Gebieten durch die befähigte Einzelperson wird die große Aufgabe unseres Volkes nach dem Kriege sein.*"

Im Sommer 1915 wird der Privatdozent Herman Nohl eingezogen und als Landsturmmann in der Kaserne in Weimar ausgebildet. Wegen seines Knieschadens und wohl auch wegen seiner Kurzsichtigkeit bleibt er während des ganzen Krieges garnisonsdienstfähig, und er verbringt diese Jahre in der Besatzungsarmee in Gent, zum ersten Mal ein Glied der „Masse“ der Menschen. Aus den fast täglichen Briefen an seine Frau läßt sich erkennen, wie er diese Zeit durchlebt hat, wenn die Berichte natürlich auch durch den Gedanken an die Empfängerin Farbe und eine gewisse Begrenzung erfahren, und wenn man sie sich auch durch mündlichen Austausch vorher und in den kurzen Urlaubszeiten ergänzt denken muß. Einmal nimmt er ausdrücklich darauf Bezug, daß er von dem Elend, das ihm begegnet, absichtlich nichts schreibt, um sie in ihren eigenen Sorgen nicht noch mehr zu bedrücken. Aber mit dieser Einschränkung sind diese Briefe ein außerordentlich wertvolles Dokument. Andere Briefe hat er in dieser Zeit kaum geschrieben. Am 14. 6. 1918 heißt es in einem Brief an Misch, dem ersten, der sich seit dem Dezember 1914 erhalten hat: „Du mußt mir nicht böse sein, daß ich so gar nicht schreibe. Ich kann nicht schreiben, weil ich so abgelöst bin, daß ich nicht weiß, wie der andere mich versteht.“ Für die folgenden Monate fließt diese Quelle dann wieder reichlicher. Der erste Brief an seine Frau aus Gent trägt das Datum des Weihnachtsabends 1915. Er bringt die ersten Eindrücke dieser



besetzten, aber nicht zerstörten schönen Stadt und der Planlosigkeit in der Behandlung der neu angekommenen Soldaten. Nach einer Wartezeit wird der Landsturmmann Nohl dem Wirtschaftsausschuß der Etappenverwaltung zugeteilt, wo er zehn Stunden am Tag eine mechanische Schreib- und Rechenarbeit verrichten muß, die jeder Büroschreiber „besser, ordentlicher und sicherer machen würde“. Hier macht er schon die Erfahrung, daß in dem herrschenden militärischen System mit der Menschenkraft schlecht gewirtschaftet wird. Im Oktober 1916 wird er in die Industrieabteilung, ebenfalls in Gent, versetzt, wo mit der Verwaltung der Industriebetriebe der Etappe größere und sinnvollere Aufgaben sich stellen und wo mit intelligenteren Leuten zu arbeiten ist. Diese Tätigkeit befriedigt ihn mehr. Sie mobilisiert Kräfte in ihm, die er bisher nie hatte entwickeln können. Es ist eine Verwaltungsarbeit größeren Stils, die Einsicht, Phantasie, Verständnis und rasche Initiative fordert und die er offenbar vorzüglich leistet. Am 2. 11. heißt es sogar: „Die Arbeit im Büro macht großen Spaß“. Der zuständige Dezernent hat gemeint, „daß ich sicher ein ebenso guter Industrieller geworden wäre wie ein Gelehrter“. Seitdem ist er sich seiner regierenden und organisatorischen Fähigkeiten bewußt, die er dann als ein Aktivum in seine spätere berufliche Arbeit mitgebracht hat. Aber es gibt natürlich auch schwierige Aufgaben den Bewohnern des besetzten Landes gegenüber, die ihn bedrücken. Nur zwei kurze Beispiele: Die richtige Kohlenverteilung in den schlimmen Wintern, vor allem dem von 1917, macht große Sorgen, etwa wenn eine Mutter mit einem kranken Kind kommt und man ihr nicht genug Kohlen zuweisen kann. Ein andermal soll er die Matratzen der Zivilbevölkerung requirieren. Das findet er unzumutbar für die Menschen, und es gelingt ihm, wenigstens den Alten und Kranken ihre Matratzen zu retten. — Im Laufe des letzten Kriegsjahres tritt zu der Büroarbeit die Außenarbeit hinzu, und er wird zum „Cadaver- und Gasanstaltsdirektor“, wie er mit unverhüllter Selbstironie sagt. Eine Beförderung aber erfolgt sehr langsam. Am 1. 5. 1917 wird er Gefreiter (mit 53 Pfennig Löhnung am Tag) und erst am 9. 9. 1918 Unteroffizier, am 26. 10. 1918, nachdem die wiederholten Bemühungen seiner Vorgesetzten, ihn zum Offizier befördern zu lassen, gescheitert waren, wird er wenigstens Beamtenstell-

vertreter mit Feldwebelrang. Er meint, Landsturmmann sei aber doch noch etwas Anständigeres gewesen. Er befindet sich also während des ganzen Krieges in der Etappe, und zwar, trotz eines nicht geringen Maßes von Verantwortung, in untergeordneter Stellung und von viel weniger befähigten, zum Teil faulen, zum Teil moralisch anfechtbaren Offizieren abhängig. „Von allen denen hätte keiner meine Arbeit so gut und relativ so fröhlich und ohne Klage gemacht wie ich.“

Das Ergebnis dieses Etappenlebens unter Menschengruppen — Mannschaften und Offizieren —, die ihm bis dahin fremd gewesen waren, ist für ihn eine außerordentlich erweiterte realistische Menschenkenntnis, d. h. die Kenntnis der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur. In den Briefen kehren die pessimistischen Äußerungen immer wieder. Sie zeigen seine Erschütterung darüber, daß die Männer so leicht verwahrlosen, wenn sie nicht mehr von der bürgerlichen Umwelt gehalten werden. Am 19. 7. 1916 heißt es über „dieses Versagen des Moralischen“: „Das sieht alles gut bürgerlich aus, aber die veränderten Verhältnisse hier draußen, die Trennung von der Familie, von der Berufsarbeit, von der Kritik der Bekannten und Verwandten, Gesetz und Polizei schmeißt sie alle schnell um. Sie fangen an zu ‚schieben‘, d. h. irgendwelche großen und kleinen unlauteren Geschäfte zu machen. Die Ehen sind überall zum Teufel, und die jungen Kerle sind zu jeder Gemeinheit bereit, weil sie keine Verantwortung vor den Mädchen haben.“ Bei den Offizieren dieser Etappe, besonders den jüngeren, sieht er vor allem ihre ganz falsche Umgangsform mit den Mannschaften, ihren Hochmut, ihre Grobheit, die ganz unwürdige Art, ihre Untergebenen zu behandeln. „Was sie gesät haben, werden sie ernten“, heißt es schon im September 1916. Einen Grund dafür sieht er darin, daß „das Offiziercorps nicht die erzieherischen Mittel gehabt hat, ihren neuen Mitgliedern richtige Direktiven zu geben.“ So kommt es, daß die Aufgabe einer Militärpädagogik ihn auf das stärkste bewegt.

Ein kurzer Entwurf zum Anfang einer solchen Militärpädagogik ist vermutlich schon während seiner Ausbildungszeit in der Weimarer Kaserne in der zweiten Hälfte des Jahres 1915 entstanden, wo die erste Enttäuschung sich eingestellt hat. Er findet sich unter den nachgelassenen Papieren und soll hier folgen. Lei-

der gibt es keinen Anhaltspunkt für den weiteren Ausbau dieser Gedanken. Eine späte Nachwirkung seiner Militärerfahrung ist die Anregung zur Dissertation seines Göttinger Schülers Gustav Haber: „Grundzüge der soldatischen Erziehung“ (1929). Der Entwurf ist überschrieben: „Notizen bei Beginn meiner Militärzeit.“ Der Text lautet: „Der Militarismus ist keine politische und keine soziale Frage, sondern eine pädagogische.“ Das Mittel, das ihn allein beseitigen könne, sei „ein neuer pädagogischer Geist, dessen Kern die Anerkennung der Menschenwürde im Soldaten und ein neues Verhältnis des Vorgesetzten zum Mann ist, und neue Methoden des soldatischen Unterrichts und der soldatischen Erziehung. Eine weiter zurückliegende Bedingung ist dann auch hier die Aufbesserung der eigentlichen Träger der pädagogischen Arbeit in ihrer Lebenshaltung, nämlich der Unteroffiziere, und eine Einrichtung der Kasernen, die den modernen Forderungen der Hygiene und der Reinlichkeit entspricht, wie sie unsere Schulen längst erreicht haben.

Das Ungeheuerliche der Militärpädagogik, was jedem, der zuerst in die Rekrutenzeit eintritt, erstaunen und entsetzen macht, sind die unausgesetzten körperlichen Bedrohungen, das ganze altmodische Strafsystem, die Zeitvergeudung, die Sinnlosigkeit der Instruktionsstunden, wo Kriegsartikel und Befehle vorgelesen werden statt sie für den Unterricht auszunutzen, die falsche Methode, die bloß redet ohne zu zeigen: kurz alle die Fehler, die man von der alten Schule berichtet. Dann ist man verwundert, daß es in keiner Pädagogik das Kapitel Militärpädagogik gibt. Es wird das die erste Forderung sein: in die Pädagogik dieses Problem einzuführen und es mit den Mitteln der modernen Pädagogik zu behandeln.

Allmählich sieht man aber weiter: man erfährt das, was eigentlich Militarismus genannt wird, das System des geistigen Lebens im Militär mit seiner Unfreiheit, seinen nur negativen Mitteln: Furcht, Drohung, Zwang, Brutalität, Freudlosigkeit. Dienstfreudigkeit, dieser Begriff ist da, wird aber nicht ausgenutzt und wird nicht als positives Mittel benutzt. Der Abgrund, der den Vorgesetzten vom Mann trennt, dem Musketier. Und indem man sieht, wie jeder, der in das System hineinwächst, von seiner falschen Form ergriffen wird und mitmacht, wie keine positive Erziehung von ihm ausgeht, nur Depravierung, wird

deutlich, daß die pädagogische Frage tiefer liegt als nur in den Lehr- und Erziehungsmitteln, nämlich in dem eigentlich pädagogischen Geist als dem Zentrum des pädagogischen Lebensverhältnisses zwischen Erzieher und Zögling. Das Militär steht ganz einfach noch auf der pädagogischen Entwicklungsstufe der Schule des 17. Jahrhunderts. Es ist im kleinen manches geändert worden, aber im Kern ist hier das alte geistige Prügelsystem bestehen geblieben. Es würde darum auch nichts nützen, wenn andere Volksklassen in dies System hineinkämen, Bürgerliche in den Offiziersstand, Sozialisten in das Unteroffizierskorps. Der Geist hängt eben nicht von der sozialen Herkunft ab, sondern umgekehrt!

So stellt sich die Aufgabe dar: das Militär mit den modernen pädagogischen Kräften und Gesinnungen zu erfüllen, wie sie in unsern Schulen schon verwirklicht sind und weiter sich durchsetzen sollen, den Erziehungsgedanken unserer großen klassischen Pädagogen von Rousseau bis Schleiermacher und Herbart. Dem Berufen auf das, was das Heer geleistet habe, läßt sich nur antworten: was hätte es erst geleistet mit den neuen Mitteln! Tiefer ist die Frage: braucht der eigentümliche Zweck des Soldaten nicht eine Art von Disziplin, die anderer Natur sein muß als die Schuldisziplin und die ein anderes Verhältnis von Erzieher und Zögling bedingt: in Herrschaft und Abhängigkeit stärker angespannt? Die tiefe Enttäuschung der Kriegsfreiwilligen, die im August 1914 mit dem ganzen Liebesenthusiasmus für Volk und Vaterland hinausgezogen und dann diesen Kontrast von Herrschaft und Abhängigkeit erfahren, der der Grund für die Stellung des Soldaten ist und auch nach außen hin wirksam wird, wenn er auf der Straße gehn muß, weil das Trottoir für den Bürger da ist. Das erweckte dann den Schein von sozialen oder politischen Gegensätzen, die in Wirklichkeit nicht existieren.“ Das schwierige Problem des militärischen Gehorsams, das sich hier ergibt, hat ihn wohl damals nicht weiter kommen lassen<sup>13</sup>.

Der Kummer über die moralischen Zustände in der Armee, wie sie sich ihm in der Etappe zeigten, erweitert sich zur Sorge um das Menschliche im deutschen Volk überhaupt. So heißt es schon am 19. 6. 1916 nach einer Bemerkung über die Ernährungslage in Deutschland: „Wenn wenigstens das Menschliche in unserem

Volke klar und gut und erfreulich wäre. Aber ich werde immer trauriger über dieses Versagen unserer oberen Stände und über die Entwicklung, die das Volksverhältnis dabei nimmt.“ In der „unmenschlichen Trennung von Herr und Knecht“ wird „die eigentliche Tragödie dieses Krieges“ von ihm gesehen und damit zugleich ein wesentlicher Zug der sozialen Problematik seiner Zeit. So heißt es einmal: „Ich kann mir in solchen Momenten nur durch den kräftigsten Entschluß helfen, sobald ich frei bin und wieder mit meinen Studenten reden kann, alles dran zu setzen, den neuen Geist der Gemeinschaft und des ‚Umgangs mit Menschen‘, der so glücklich im Werden war, ausbilden zu helfen.“

Das stärkste Gefühl, das die Feldpostbriefe durchzieht, ist die Trauer über das Sterben der vielen jungen Menschen in diesem Krieg. „Die Toten quälen mich oft, die täglich neu fallen, immer neu.“ „Ich bin oft so traurig über das langsame Eingehen all meiner Freunde und Schüler.“ Vor allem der Tod dieser Schüler quält ihn. Zwei seiner Lieblingsschüler, Brüggmann und Kremers, fallen. Über den Tod von Hans Kremers heißt es am 19. 3. 1917: „Es ist nun wirklich doch geschehen, was ich immer fürchtete und doch nie glaubte. Ich habe nächst Dir und den Kindern im Verborgenen meines Herzens niemand so lieb gehabt wie den Jungen, keinen Freund und keinen Schüler. Niemand hat mich so innerlich beschäftigt, für niemands Zukunft war ich so besorgt und habe ich so gehofft, und wenn ich ihn erzogen habe, so hat er auch sehr auf mich gewirkt. Er war mir oft wie ein Kriterium. Ich komme in der Hetze des Büros noch gar nicht zu dem rechten Gefühl, draußen spielt die Musik und die andern schwatzen. Manchmal könnte man das Leben hassen.“ Am 1. 8. 1916 schon schrieb er über Heinz von Rohdens Tod: „Der arme Junge ist nun auch gefallen. Der dritte Sohn gefallen. Man kann es kaum ertragen. Wie soll ein Volk alle die Verluste wieder gut machen. Man möchte eine ganz neue Lösung dieses Staatsproblems suchen, wenn es so bedingt ist. Der fromme Theologe [d. h. der Vater von Rohden] tröstet sich mit der Gemeinschaft in Gott, die unabhängig von allem Jammer macht, die ihn das gemeinsame Leid nur stärker fühlen läßt und in die sein Sohn nun heimgegangen ist. Aber diese Lösung ist ein Ausweg nur für das Individuum. Das Opfer für den Staat

ist das Problem, und es wird nach der Gewißheit gefragt, die dieses Opfer rechtfertigt, einer Gewißheit, die so rein von Irrtum ist, daß man für sie sterben kann und sterben lassen kann ohne Furcht, die Werte des Lebens mißverstanden zu haben. Welche Zukunft unseres Volkes kann dieses Sterben der besten Jungen wieder gut machen? Der Begriff der großen Nation? Die Expansion wird mir immer wieder problematisch, so oft ich mir die Antwort auch schon zurechtgelegt habe. Der heilige Egoismus der Nation? Was bedeuten die Vergewaltigungen der kleinen Völker durch die großen? Wirklich eine Knebelung ihrer Freiheit, die ihr Lebensgefühl und ihre Schöpfungen beeinträchtigt. Gibt das Machtgefühl, einem großen Volk anzugehören, wirklich einen größeren Maßstab für die Dinge und die Leistungen? Ist das Vorhandensein der großen Mächte neben den kleinen wirklich eine Bedingung der größeren Stabilität unserer Kultur? Ist die größere Vereinheitlichung in Deutschland gegenüber seinen Stämmen die wahre Lösung?" Die Antwort ist doch wohl in diesen Fragen selber enthalten.

Am 14. 6. 1918 heißt es in einem Brief an Misch: „Man kann es manchmal kaum noch aushalten, diesen sinnlos gewordenen Wahnsinn, die Tragik dieses Krieges, dem der durchgreifende Kopf fehlt, der den Ausweg fände, die Lösung.“

In dem Bild dieser Zeit aber fehlt bisher neben den dunklen Schatten ein wichtiger Zug, der für die Art, wie Herman Nohl dem Leben auch in schweren Zeiten begegnete, sehr charakteristisch ist. Zu der Eintönigkeit des Dienstes stehen die Sonntage in einem scharfen Gegensatz. Er fährt hinaus in die Landschaft, deren anspruchslose Schönheit ihm wohl tut, er besucht die kleinen Städte, Mecheln, Brügge, Ostende, er trifft mit der Gruppe der deutschen Maler — alle Sanitäter — zusammen: mit Heckel, dessen Genialität er schon damals klar erkennt und mit dem er lange Kunstgespräche führt, mit Herbig, dem Schüler Kuithans aus Jena, und mit Kerschbaumer. Er besucht, teils mit ihnen, teils allein, die belgischen Maler Ensor<sup>14</sup>, van den Abeele, Servaes, die keinen nationalen Chauvinismus kennen und von denen ihm besonders der letzte weit über den Krieg hinaus herzlich zugetan bleibt. Er hilft ihnen auch, wo er nur kann. Auch George Minnes verlassenes Atelier hat er einmal besucht. Er hätte es für sich bekommen können, wozu ihm die Maler

zuredeten. „Mir kam es aber unanständig vor, mich in das Bett solchen Mannes zu legen und in seinen Sachen herumzuschaffen, das könnten nur Maler, die nicht die Scheu vor den Künstlern haben, oder Kunsthistoriker, die ihre Finger gewerbsmäßig in das Heiligste stecken.“ (4. 4. 1916) Er lernt Flämisch, liest die flämische Literatur der Zeit (Gezelle, de Coster, Timmermans<sup>15</sup>, Vermeyleen u.a.), versucht sich an Übersetzungen und entdeckt „die Seele Flanderns“, vor allem die „idyllische“, die bäuerliche Kraft und Schlichtheit, die er im Lebensstil wie in der Kunst ausgedrückt findet. Der Aufsatz: „Die idyllische Seele Flanderns“ (1916, wieder abgedruckt in der ersten Aufsatzsammlung von 1919) spiegelt die Begegnung mit dieser einfachen und echten Welt, die er liebt, deren Grenze ihm freilich auch bewußt ist und der er gern noch eine Darstellung der „heroischen Seele“ des Landes gegenübergestellt hätte. Die Dankbarkeit für „diesen Reichtum schönster Eindrücke“ spricht aus seinen farbigen, sehr lebendigen Schilderungen, so wenig ihm auch der Kontrast zu der grausamen Realität des Krieges je aus dem Gefühl verschwindet. „Eine wahnsinnige Existenz“, heißt es einmal, als ihn nach dem ersten Besuch von Mecheln die Nachrichten von der Sommeschlacht erreichen. „Die Aufgabe ist wirklich immer nur, oben zu bleiben und mit diesen Tagen zu machen, was man mit ihnen machen kann. Wenn auch das Lustwandeln in diesem Land, wie ich es versuche, während kaum 50 km weiter die Kameraden ihr Blut vergießen, etwas Frivoles hat. Es ist doch das einzig Richtige, was ich tun kann, solange man mir keine Zeit zum Arbeiten gibt.“ Darum bewundert er auch bei der Gruppe um Heckel, wie sie aus den leeren Etappentagen das Beste machen. „Heckel war gestern hier. Wir aßen zusammen und haben alles Mögliche beredet. Er ist ein so kluger, klarer und künstlerisch energischer Mensch. Sie wollen jetzt in Ostende die Krankensammelstelle ganz ausmalen. Jeder bekommt eine Wand, Heckel, Knaus, Herbig, Kerschbaumer. Eine richtige kleine Akademie sind sie da, und Heckel hat die Energie, sie weiter zu treiben und die Autorität, der sie sich alle anpassen. Das ist doch famos, wie sie sich so über die Misere heben können.“ — Damals entstand die berühmte „Madonna auf der Zeltwand“ von Heckel.

Es sind immer wieder die Künstler in ihrer Unbekümmertheit um die äußeren Güter des Lebens, die flämischen wie die deutschen, zu denen es ihn hinzieht. „Warum sind die Künstler so viel lebensfreier, ungebundener als z. B. die Gelehrten. Jenseits der bürgerlichen Convention, jenseits auch des nationalen Chauvinismus.“ Von dem kleinen Maler de Bondt, den er eines Tages entdeckt, erzählt er, daß die Leute gar nicht verstehen könnten, daß er nicht auf jede feldgraue Uniform schimpfe. „Ich sehe hinter ihr bloß den Menschen“, sagt er, und Nohl fährt fort: „Abeele, Ensor, de Bondt. Das ist doch kein Zufall. Warum ist die Kunst so viel toleranter? mutiger? Wenigstens die Malerei“, und er reflektiert, ob sie in der Schönheit einen so starken Wert habe, daß ihr die anderen alle klein dagegen scheinen, während die Dichtkunst mit ihrer Bindung an das Wort in einer ähnlichen Gefahr stehe wie die Philosophie, und er meint, es gäbe keine wahren Philosophen mehr, „wie es noch Künstler gibt. Sie wollen alle Professoren werden.“ Sein ganzes Leben lang hat er die Beziehungen zu den Künstlern gesucht und gepflegt und immer wieder betont, wieviel unmittelbarer, wieviel echter und menschlicher ihr Verhältnis zum Leben sei als das der anderen, verbürgerlichten Menschen und besonders das der Gelehrten.

Vielleicht ist dies der Ort, an dem ich eine persönliche Erinnerung einflechten darf, die auf Nohls Verhältnis zu den belgischen Künstlern ein helles Licht wirft. Es muß im Jahre 1935 gewesen sein, als ich auf dem Wege aus England zu einem Besuch meiner in Deutschland verbliebenen Familie mit Nohl, der seine Kinder und Freunde in England besucht hatte, durch Belgien fuhr, wo er mir die Stätten seiner Erinnerungen zeigen wollte, Brügge, Gent und Brüssel. Von Gent aus gingen wir an einem Nachmittag an dem kleinen Fluß, der Leie, entlang nach St. Martens Laathem, wo er einst den Maler Servaes aufzusuchen pflegte. Als wir in das Dorf kamen, sahen wir eine Frau mittleren Alters die Straße fegen. Als sie uns erblickte, warf sie den Besen hin und rannte uns entgegen mit dem Ausruf: „de Dr. Nohl, de Dr. Nohl!“ Es war die Schwester von Albert Servaes, die den einstigen Soldaten, den sie als junges Mädchen gesehen hatte, nach fast zwei Jahrzehnten wiedererkannte. Ganz bewegt führte sie uns zum Haus des Malers. Dort war die



Freude, wenn möglich, noch größer. Servaes war glücklich, den alten Freund wiederzusehen und ihm endlich wieder einmal zeigen zu können, was er jetzt malte und was er gemalt hatte, und Frau Servaes schlachtete zwar kein Kalb, aber doch ein Huhn, und es gab ein ländliches Festmahl, bei dem das Glück des unverhofften Wiedersehens die Sorgen der neuen Zeit überstrahlte. — Auch die Freundschaft zu dem Dichter Timmermans hat die Jahre überdauert und hat immer wieder Ausdruck gefunden, wie überhaupt seine Liebe zu Flandern, dem damals entdeckten Volk und Land.

In den beiden letzten Kriegsjahren bekam das Gesellige vor allem durch den Kreis um Anton Kippenberg in Brüssel, der sich sehr um die flämische Literatur verdient gemacht hat, dann doch noch eine breitere Basis für ihn. —

Unter den Kameraden im Büro haben sich immer wieder die jüdischen Menschen besonders zu ihm hingezogen gefühlt. Einige von ihnen haben ihm jahrelang eine ihn oft rührende Treue bewahrt<sup>16</sup>. Er selbst fühlte sich von den einfachen Menschen stärker angezogen als von den Offizieren. Von den Soldaten in dem Haus, in dem er lebte, heißt es einmal: „Sie sind liebe treue Menschen und besser als tausend gebildete ‚Herren‘. Nur der Aufschwung fehlt ihnen, den allein der wirkliche Geist besitzt und ohne den das Leben nicht lebenswert ist. Trotz aller häuslichen Tugenden und aller ‚Menschlichkeit‘: sie wissen gar nichts von der ‚anderen Welt‘, zumal sie auch keine ausgesprochene Religiosität mehr haben“. — Er weiß auch, wie sehr die fehlende „Zeit“ die Entwicklung der Persönlichkeit einengt. Aus der eigenen Erfahrung sagt er dann: „Solange man uns nur etwas Zeit am Tage ließ, habe ich das Draußensein nicht so empfunden. Ich weiß aber jetzt auch, was für den Arbeiter die ‚Zeit‘ ist, die ‚freie Zeit‘. Sie ist die wichtigste Basis der geistigen Freiheit.“

Aus diesem Verständnis für die Notlage der einfachen Menschen, für ihr Ausgeschlossensein von der Bildung, erwächst ihm, verstärkt noch durch die Eindrücke auf dem Rücktransport aus Belgien in den Novembertagen von 1918, die Gewißheit, daß eine der großen pädagogischen Aufgaben sei, den Arbeitern den Zugang zur geistigen Welt zu ermöglichen. So kommt er schon mit einer Bereitschaft für die neue Arbeit der Volkshochschule

in die Heimat zurück. Aber bis dahin sollten mehr als drei lange Kriegsjahre vergehen, in denen seine eigentliche Kraft brach liegen mußte. In dieser Zeit kehrte der Gedanke häufig wieder, daß der furchtbare Verlust an jungem, zukunftsvollem Leben von den Überlebenden wettgemacht werden müsse durch den stärksten Einsatz ihrer besten Kräfte, und es steigert sich damit die Sehnsucht nach eigener pädagogischer Wirkung. Schon die Hoffnung, in Conflans 1916 vor Studenten von der Front einen Zyklus von Vorlesungen zu halten, beflügelt ihn. So bittet er sogar, seiner Gewohnheit entgegen, einen militärisch einflußreichen Jenaer Kollegen um eine Befürwortung seiner Teilnahme an diesem Kurs. „Wende mich sonst so ungern an andere Menschen, aber in diesem Fall, wo ich zu meinem eigentlichen Gebiet — philosophische Seelsorge durch geistige Erhebung — komme, den Jungen zu zeigen, daß die geistige Welt noch da ist, in die sie wieder zurückkehren können“ — in diesem Fall, meint er, wäre es falsche Scham gewesen, „nicht alle Pferde resp. andere hohe Tiere anzuspinnen.“ Die Vorlesungen kommen zustande, sind aber wegen der geringen Zahl der abkommandierten Hörer eine Enttäuschung. Diese Sehnsucht, helfend und aufbauend zu wirken, ist unlöslich verbunden mit dem Verlangen, in der eigenen Arbeit voranzukommen. Der Krieg hatte ihn in einem sehr ungünstigen Moment aus seiner wissenschaftlichen Tätigkeit gerissen. Seit der Habilitation und der Arbeit am Hegel waren 1915 schon sieben Jahre vergangen, in denen er außer dem Logosaufsatz, der Arbeit über Dichtung und Musik und den wenigen Aufsätzen in der Zeitschrift „Die Tat“ nichts veröffentlicht hatte. Die Breite der wissenschaftlichen Studien in Jena wurde im vorigen Kapitel aufgezeigt. Es waren Jahre, in denen vieles begann, sich zu kristallisieren, und manches stand vor dem Abschluß. Aber „das große Buch“, das die Voraussetzung für eine Berufung gebildet hätte, war noch nicht geschrieben. „Ich hatte endlich den Mut der Publikation gewonnen und wäre Monat für Monat mit meinen Sachen herausgerückt. Nun liegt das wieder in so weiter Ferne.“ Er müht sich, in den Abendstunden zu eigener Arbeit zu kommen, aber es will ihm in der Müdigkeit nicht gelingen. „Das Abstoßenmüssen der vielen Sachen, die so halbfertig in einem herumirren“, bedrängt ihn. „Augenblicklich bedrückt mich am meisten Mili-

tärpädagogik und Gymnasium.“ (Diese werden neben einem geplanten Aufsatz über Pestalozzi in den nächsten Jahren wiederholt genannt.) Im September 1916 ist die Rede von dem „unerträglichen Willen zur Arbeit an meinen pädagogischen Sachen, den man nicht befriedigen kann.“ Er wird also schon früh von pädagogischen Aufgaben gepackt, wenn auch zeitweilig wieder ästhetische Fragen mehr in den Vordergrund rücken. „Mein Haus, meine Arbeit, die Kunst“ — das ist der Dreiklang seiner persönlichen Sehnsucht. „Ein Jahr meiner Frau und Kinder habe ich verloren, ein Jahr meiner freien Gedanken. Nie einzuholen, nie nachzuholen“ (1916). Gleichzeitig zeichnet sich eine gewisse Entfernung vom rein Akademischen ab. „Ich bin leider gar keine Kathedernatur.“ — Konkretere Gestalt gewinnen seine pädagogischen Gedanken aber erst im Verlauf des Jahres 1917. So bespricht er am 20. 9. mit Wilhelm Flitner, der ihn besucht, einen Plan für eine Erziehungsanstalt. Das bedeutet dann aber doch nicht den Verzicht auf die akademische Lehrtätigkeit. Am 20. 9. 1917 schreibt er: „Flitner und ich sprachen von mancher Zukunftsmusik: der Erziehungsanstalt im Anschluß an die Universität. Die Jungen wären alle dazu zu haben. Sie wissen alle nicht, was aus ihnen werden soll. ‚Lehrbeamte‘? Aus dem Kommiß heraus und in den anderen Kommiß hinein. Es ist wirklich schwer für sie, die Zukunft so hoffnungslos und immer wieder bloß die Theorie als Ausweg.

Da gäbe mein Plan, im Anschluß an die Universität eine staatliche Landschule [Landerziehungsheim] aufzumachen mit dem Stock meiner Schüler und dem Zufluß aus den Übungen, getragen von der Arbeit an der Theorie und der Gemeinschaft des Geistes in der Forschung und dem pädagogischen Willen, das gäbe einen Ausweg für sie. Mich drückt nur der Gedanke, mich dann so einseitig binden zu müssen, in Leben und Arbeit binden.“ Oder am 16. 9. 1918: „Ich möchte ja so gern an den Frieden und Heimkehr, an die ‚Wiederbringung aller Dinge‘ glauben, habe ja so eine unbezähmbare Sehnsucht, Heimweh, Hunger nach einem sinnvolleren Leben, nach meiner Arbeit.“ Oder, am 2. 11. 18 an Misch, beim Herannahen der Revolution, ähnlich wie schon ein Jahr zuvor: „Ich denke mit Macht an meine Schule, Landerziehungsheim, Experimentierschule im Anschluß an die Universität zur Ausbildung unsrer Lehrer mit Hilfe mei-

ner alten Schüler, soweit sie noch leben. Jetzt müßte der Boden dafür da sein, und wir könnten es schaffen. Ich war so lange tot in diesem Krieg, man war so gänzlich zur Nutzlosigkeit verdammt und war doch so überzeugt von der gänzlichen Nutzlosigkeit der ungeheuren Anstrengung der anderen, dem unaufhaltbaren Schicksal unseres armen Deutschlands. Jetzt müssen *wir* in die Bresche und zeigen, was *wir* können. Sonst ist der Mob obenauf und die geistige Produktivität Deutschlands am Ende, auf die jetzt alles, alles ankommt.“

Sehr wach stand Nohl dem Geschehen der letzten Kriegstage gegenüber, ganz bereit, in dem Zusammenbruch einer Welt, deren Schwächen und deren Sünden er längst erkannt hatte, die Möglichkeit eines neuen Anfangs zu sehen. Hatte er noch am 18. 8. 1918 aus Antwerpen, wohin der Wirtschaftsausschuß verlegt worden war, geschrieben: „Ich bin jetzt nicht mehr zufrieden mit der Welt, gelinde gesagt — d. h. manchmal ganz dumm vor Abscheu, Langerweile und Gequältheit und grenzenlosem Mitleid mit dem Jammer all dieser Millionen Menschen, auf deren Köpfen nur einige wenige ihre unverschämte Kriegsexistenz tanzen,“ so heißt es dann am 7. 11.: „Was sind das jetzt für Tage! Man hat ein Gefühl wie in den Hochalpen, halb großartig, halb beängstigend. Jetzt entwickelt sich mit einem Male die seit 4½ Jahren vorbereitete Schlußsumme dieser Weltumdrehung: der Krieg bekommt das seinem Format zuständige Resultat. Wenn ich jung wäre und ohne Familie, so sähe ich dieser Geburt einer neuen Erde mit wahnsinniger Neugierde zu. Kein Blut ist vergeblich geflossen — wenn es nun einmal geflossen ist —, wenn es gelingt, wirklich eine neue Weltweise zur Wirklichkeit zu bringen. Wenn — das kann auch nicht mit einem Mal da sein, wenn nur die Vision da ist und der Einsatz zu ihrer Machtrealisierung. Aber wird Wilson stark genug sein, seine Vision durchzusetzen? . . . Wenn wir nur innerlich diszipliniert bleiben. Einstweilen ist es hier nur die Marine, die sich schlecht benimmt. Da sie gegen die Landsoldaten auch unverschämt sind, ist das Landheer gegen die ‚Kuli‘ aufgebracht, was richtig ausgenutzt werden müßte. Aber wir sind auch jetzt ohne Leitung. Napoleon hätte sofort den Griff gefunden, mit dem man jetzt aus der alten Disziplin in die neue umschalten muß, aus der herrschaftlichen in die genossenschaftliche. Statt dessen müssen

jetzt die Genossen kommen und ‚Wandel schaffen‘. Kein neuer Gedanke taucht in den letzten Befehlen z. B. Hindenburgs an die Offiziere auf, nur die alten Motive, die vor fünf Jahren hätten da sein müssen, nicht der geringste organisatorische Einfall, der den ‚Soldatenräten‘ vorwegkommt. Und wäre es nur eine Einrichtung analog dem Arbeitsausschuß bei Zeiss neben der Geschäftsleitung. Jetzt wollen wir wirklich erst produktiv werden, wir waren es bis zum Kriege noch nicht, nur in wenigen einzelnen. In 20 Jahren wird die deutsche Welt verändert sein, wie es vor dem Krieg der Kühnste nicht geträumt hat. Und *wir* wollen an unserer Stelle helfen!“

Zwei Tage später, am 9. November, dem Tag des Zusammenbruchs, entsteht dann in Antwerpen das Vorwort zu seinen „Pädagogischen und politischen Aufsätzen“, das die Richtung andeutet, in der er jetzt ganz klar seine Aufgabe sieht. Die charakteristischen Schlußsätze lauten: „Ich lasse diese alten Aufsätze, die sämtlich in der ‚Tat‘ erschienen sind, jetzt trotzdem [d. h. ohne die noch nicht gelungenen über Pestalozzi, das Gymnasium, das Wesen der Macht und die Militärpädagogik] sammeldrucken, weil ich meinen neuen Studenten, wenn ich nach so vielen Jahren wieder zu lesen beginne, zeigen möchte, was ich den früheren gesagt habe, damit sie Vertrauen zu dem haben, was ich nun sagen werde. Und ich lasse sie darum auch unverändert abdrucken, obwohl vieles jetzt sehr anders aussieht, weil sie im Grunde wahr geblieben sind, und weil jede Änderung in diesem Augenblick wie eine Fälschung meiner Vergangenheit aussehen würde. Es werden leider deren genug sein, die heute meinen, Dur pfeifen zu müssen, wo sie früher Moll pfffen.“

Ich möchte mir mit diesem Büchlein aber auch einen ersten Grund legen für die Tätigkeit, an die ich nach meiner Rückkehr in das Leben meine besten Kräfte wenden möchte, die pädagogische Arbeit. Es gibt kein anderes Heilmittel für das Unglück unseres Volks als die neue Erziehung seiner Jugend zu froher, tapferer, schöpferischer Leistung.“

Das Buch ist dem Andenken des gefallenen Schülers Hans Kremers gewidmet, und es trägt als Motto das Wort aus Spittlers Olympischem Frühling „Mein Herz heißt Dennoch“.

Nach der Rückkehr in die Heimat schreibt er am 27. 11. an Misch: „Ich bin seit dem 20. 11. hier, natürlich zunächst nach der 6-tägigen Reise müde und erkältet, überhaupt ziemlich herunter, auch gemütsmäßig. Die Weltgeschichte hämmert doch grauenhaft auf uns ein, und es ist nur ein Glück, daß man durch die Soldatenexistenz ziemlich gefühllos geworden ist für das Unglück, während alle guten Dinge jetzt doppelt auf einen wirken. So bin ich schließlich doch behaglicher und zukunftsfroher als mein Verstand das erlaubt . . . Hier habe ich die ersten Tage herumgehört und versuche, der Bürgerlichkeit frischen Mut zu geben. Es gibt ja kein anderes Heilmittel als Produktion und keine andere Rechtfertigung für den Geist als sich zu zeigen. Mit Studenten habe ich auch schon Universitätsreform besprochen. Schreibe mir bitte sofort, was Ihr da [d. h. in Göttingen] plant und gemacht habt. Ich fürchte, hier werden sie solange sich sträuben, bis der Soldatenrat befiehlt. Ich möchte gern ein Repetitorium lesen oder eine Besprechung abhalten, bin aber wie gesagt noch so müde und spare das bischen Kopf jetzt vielleicht besser für mein Büchlein.“ Im gleichen Brief drängt er zur Herausgabe der Diltheyschen Schriften: „Ich halte es für so wichtig, daß der Dilthey möglichst bald geschlossen da ist. Wenn die Bände alle nebeneinander stehen, das gibt doch einen Berg von Geist und geistiger Arbeit . . . An Robert [Wilbrandt] will ich wegen des pädagogischen Beirats schreiben, ich wäre gern dabei und würde auch etwas dabei leisten. Ich denke sehr an eine Lehrerausbildungsschule.“

Im Anfang des neuen Jahres geht es ihm dann gesundheitlich schlecht. Der Hausarzt konstatiert „Erschöpfungszustand und Herzschwäche durch Unterernährung“. Inzwischen aber spielt schon die Frage seiner Berufung als Extraordinarius nach Göttingen. Dazu im Brief vom 6. 3. 19 an Misch noch eine für seine Haltung der Revolution gegenüber wichtige Stelle: „Die A.O. Sache läßt mich kalt, das ist ja alles nur Geplänkel ohne eigentlichen Ernst. Die entscheidende Frage ist und bleibt das Gehalt. Das bringt alles ins Rollen. Und sobald das neue Gesetz heraus ist, nach dem jedem Bezahlung für seine Arbeit zusteht und das andere, nach dem sie einem das Geld wegnehmen, wird auch den vornehmst tuenden Privatdozenten und A. O.s nichts übrig bleiben, als meinen alten Satz anzunehmen, daß jede Ar-

beit bezahlt werden muß. Damit verändert sich aber das ganze Bild. Da unsre Leute hier ablehnten, sich auf diesen Boden zu stellen — ich meine, unsere Privatdozenten, habe ich mich gar nicht um ihre Verhandlungen gekümmert, denn sie können nur ganz vorläufig sein und sprechen über Dinge, die vor dem Kriege aktuell waren, aber nicht jetzt nach der Revolution und der Beseitigung des Kapitalismus. Wir Universitäten können da nichts anders tun, als die Beseitigung jeden Kapitalismus auf unser Programm zu schreiben, also freier Doktor, kein Kolleggeld, keine kapitalistische Privatdozentur usw. Es ist falsch dagegen zu sagen, ja aber wo soll das Geld dazu herkommen? Das geht das Prinzip nichts an und wir dürfen im Prinzip nicht die alte Welt vertreten, zumal wenn sie im Grunde nichtswürdig war ... Ja, wenn wir mal wieder miteinander reden könnten, hier sind sie doch außer Weinel, der ein famoser klarer und freier Mensch ist, schauderhaft ängstlich und verbissen. Es sind so wenige, die sehen, daß jetzt alles darauf ankommt, eine neue Volkseinheit zu schaffen, und daß es dazu vieler Opfer von ihnen braucht. Stattdessen suchen sie durch ihr Hetzen die Spaltung immer größer zu machen, z. B. jetzt Traub, ganz unbegreiflich, geradezu antisozial. Die Sozialisierung sei nur Neid und Gier. Als ob der Kapitalismus so gesprochen etwas anderes gewesen wäre. Es handelt sich um eine neue Lebensform, die man freiwillig und mit Freuden ergreifen muß, wenn das Leben bei uns wieder eine Form bekommen soll, an der alle produktiv teilhaben können.“

## DIE VOLKSHOCHSCHULE

Am 20. November 1918 war Nohl also nach Jena zurückgekehrt. Während die meisten großen Städte von der revolutionären Bewegung erschüttert wurden, hatte sich auf der langen Heimfahrt in den Gesprächen mit den einfachen Soldaten in ihm der Entschluß zu einer neuartigen pädagogischen Tätigkeit gefestigt. Das Ausgeschlossenensein von der Bildung oder — in seiner Sprache — von den Zugängen zu einem „höheren Leben“ war ihm ja als das eigentlich Tragische in der Situation der arbeitenden Bevölkerung erschienen. Das vor dem Krieg bestehende Volksbildungswesen vermochte mit den mehr oder weniger popularisierenden Einzelvorträgen von Gelehrten die einfachen Menschen nicht zu erreichen, und es konnte ihnen nicht geben, was sie in ihrer Situation brauchten. Hier mußte ein „neues Organ“ der Pädagogik geschaffen werden. Es muß erregend gewesen sein, bei der Heimkehr nicht nur in dem befreundeten liberalen Theologen Weinel und dem Nationalökonom Keßler, sondern auch in dem alten Herbartianer Rein und einigen anderen die gleiche Bereitschaft zu finden, hier etwas Neues zu schaffen. (Auch an anderen Orten erwachten in jenen Tagen verwandte Bestrebungen.) Die Stunde war reif für die Volkshochschule, und gerade die Arbeiterschaft der Zeisswerke mit ihrer Tradition hochqualifizierter Arbeit und dem freieren sozialen Bewußtsein, das sie Ernst Abbes Reformen verdankte, kam den neuen Bestrebungen aufgeschlossen entgegen. Aber auch das übrige Thüringen erwies sich als guter Boden. Der zugreifenden Energie und Überzeugungskraft Herman Nohls vor allem war es zu verdanken, daß zunächst in Jena und dann in ganz Thüringen in kürzester Zeit eine große, viele Hunderte mitreisende Bewegung entstand. In späterer Rückschau heißt es im VII. Jahrgang der „Sammlung“ von 1952: „Gleichzeitig hatten damals Heinrich Weinel, Reinhard Buchwald und ich die Volkshochschule Jena gegründet und sie zur Volkshochschule Thüringen erweitert, ebenfalls mit wenig anderen Kenntnissen als den Erfahrungen, die uns im Krieg durch den Verkehr mit den Kameraden gekommen waren. Aber



der Erfolg war überwältigend. Es war, als ob ein Gott alle Windsäcke gleichzeitig geöffnet hätte. Am ersten Tag nach der Eröffnung hatten wir in Jena 2000 eingeschriebene Hörer und bald an die 100 Volkshochschulen in Thüringen.“

Ein Bericht aus der Zeit selber gibt Einzelheiten: „Nach mancherlei Vorbesprechungen fand in den Räumen der Firma Carl Zeiss am 25. Februar 1919 die Gründungssitzung der Volkshochschule Thüringen statt, zu der Vertreter aller Parteien, Richtungen und Bekenntnisse erschienen waren.“ Schon dies ist höchst charakteristisch für den Willen, das wilde Gegeneinander aller Gruppen in jenen aufgeregten Tagen produktiv zu überwinden. Ein vorläufiger Arbeitsausschuß wurde gewählt, dem außer Weinel Lulu von Strauß und Torney-Diederichs, ein Lehrer, ein Gewerkschaftssekretär, ein Vertreter der Firma Zeiss und Nohl und Buchwald als Schriftführer angehörten. Die Firma Zeiss schenkte 10000 Mark und stellte Raum für das Büro bereit. Es muß noch vor Ende des Zwischenseesters im Anfang des Jahres 1919 gewesen sein, daß Weinel und Nohl im großen Saal des Jenaer Volkshauses die erste öffentliche Versammlung, die die Bevölkerung zur Mitarbeit aufrief, gehalten haben. Ich erinnere mich an den starken Eindruck, den die mitreißende Rede des mir damals noch ganz unbekannten, noch immer jung wirkenden Herman Nohl auf uns Studenten machte. Er erschien als die Seele dieser neuen Bewegung, und die 1921 erschienene Chronik attestierte ihm dies auch mit den Worten: „Professor Nohl, der bisher die Bewegung geführt und ihr seine ganze Arbeitskraft gewidmet hatte, schied jetzt [das ist im Herbst 1919] infolge seiner Berufung nach Göttingen aus ihr aus, hat uns aber seither noch oft mit Rat und Tat beigegeben. Er ist das erste Ehrenmitglied unserer Gemeinschaft.“

Für das rasche und dabei gesunde Wachstum der Sache in Thüringen noch einige Zahlen: Am 1. März 1919 erschien die erste Nummer der „Blätter der Volkshochschule Thüringen“ mit Nohls Aufruf „der alsbald in Stadt und Land ungeahnten Widerhall fand“. Am 1. Juni sind 26 Volkshochschulen in Thüringen schon mehr oder weniger arbeitsfähig, sieben weitere sind in Vorbereitung. Ende 1920 gibt es in Thüringen 90 städtische und ländliche Volkshochschulen. Im September 1919 hatte schon die erste gemeinsame Tagung der Volkshochschule Thüringen

stattgefunden. Die Formen sind je nach örtlichen und personalen Gegebenheiten verschieden. Neben dem Volkshochschulheim Dreyßigacker, das dem dänischen Vorbild der Heimvolkshochschule entsprach, gibt es zeitlich begrenzte Kurse, die anderen Heimen angeschlossen sind, und es gibt die städtische wie die ländliche Abendvolkshochschule. Sinn und Geist des Ganzen war von Nohl selber formuliert worden. Sätze aus jenem ersten Aufruf lauten: „Wir nennen die neue Gemeinschaft *Hochschule*, nicht um eine verwässerte Universität zu bieten, sondern weil wir völlige Lehr- und Lernfreiheit für sie verlangen. Sie steht über allen Parteien, indem sie jede Richtung zu Wort kommen läßt, sofern sie sich wissenschaftlich begründet. Und wer als Schüler in sie eintritt, bestimmt selbst, *ob* er lernen will und *was* er lernen will, und er erarbeitet sich aus ihren freien Darbietungen seine eigene freie Welt.“ „*Volksschule*“, heißt es dann, „weil sie ihre Türen für alle aufgemacht, die den Drang zu geistiger Tätigkeit, zu Aufklärung und zu Höherbildung in sich spüren“. Sie verleiht keine Berechtigung und verlangt keine Zeugnisse. „Jeder, der lernen und mitarbeiten will, ist willkommen. Ist sie so ein neues Organ unserer Volksgemeinschaft, so wird sie auch die Trennungen beseitigen helfen, die bisher zwischen den verschiedenen Arten der Lehrer bestanden, zu denen wir auch die Geistlichen jeder Konfession rechnen. Sie hofft aber auch ganz neue Kräfte . . . der Volksbildung nutzbar zu machen.“ *Schule* soll die neue Gründung sein, weil sie zu zusammenhängender Arbeit in ihren einzelnen Kursen führen will. Alle selbständigen Ansätze sollen unterstützt, niemals schulmeisterlich reglementiert werden. Darum zunächst keine staatliche Regelung. „Später wird dann auch die Zeit kommen, wo der Staat das Volkshochschulwesen genauso ernsthaft und pflichttreu behandeln muß, wie jetzt das übrige Schulwesen.“

In einer mehr als ein Jahrzehnt später (auf der Basis einer mehrfach wiederholten Vorlesungsreihe) verfaßten Darstellung der „Pädagogischen Bewegung in Deutschland“ stellt er die Volkshochschulbewegung neben die Jugendbewegung als die eine der für einen neuen pädagogischen Geist charakteristischen Bewegungen, die außerhalb der Schule wirkten. In diesem Buch beschwört er noch einmal die Situation von 1919, die Not des

Volkes, dem im Zusammenbruch selber „alle Quellen der Kraft“ genommen waren — „es blieb nur die Erziehung“. „Da erschien die Volkshochschule als das neue Organ der Erhebung.“ — Wenn die Bewegung auch später an vielen Orten versandete oder durch ihre heterogenen Ansätze zersplitterte: „es war doch nur das leidenschaftliche Verantwortungsgefühl der aus dem Krieg heimkehrenden geistigen Menschen, die dort das Volk neu sehen gelernt hatten und nun bei diesem Zusammenbruch aller Ideale in solcher geistigen Sammlung des Volkes den letzten festen Grund einer neuen Zukunft sahen. Die Volkshochschule erschien als das unbefleckte und von allen Gegensätzen und Vergangenheit der Zeit nicht belastete Instrument, das ihre Not an der Wurzel zu fassen vermochte.“ Diese Volksbildungsarbeit also, wie sie durch Nohl, Weincl, Buchwald und Wilhelm Flitner vertreten wurde, knüpfte an an die Erfahrungen, die die Hörer selber mitbrachten, und an ihre Probleme und Wünsche. Sie sollte also, wie in W. Flitners späterem Buch ausgeführt wurde, „Laienbildung“ sein. Aber sie sollte bis zu den großen Fragen des geistigen Lebens führen. In ihr sollte eine Voraussetzung geschaffen werden für die Überwindung der „brückenlosen Getrenntheit der einzelnen Klassen“, aber auch der Konfessionen und der politischen Parteien, die als ein nationales Unglück empfunden wurde. In dieser Konzeption der sog. „Thüringer Richtung“ steckt ein Begriff von Demokratie als „Volksgemeinschaft“, der selbst nicht politisch ist und bei dem eine Erziehung zum politischen Kampf bewußt vermieden wurde. Die Laienbildung, die lehren will, wie man auch in einfachen Verhältnissen geistig leben kann, wird als die notwendige Basis für alles gesehen, was die Realität des öffentlichen Lebens vom Einzelnen fordern mag, auch im Politischen. In den späteren Aufsätzen über „Bildung und Alltag“, „Schule und Alltag“ hat Nohl diesen Gedanken einer an die realen Erfahrungen anknüpfenden Bildung für die früheren Altersstufen entwickelt, und hier hatte er gewiß seinen guten Sinn, wenn man auch hier heute die Grenze erkennen wird. Für die Erwachsenenbildung aber in der jungen Demokratie mußte sich die Zurückhaltung gegenüber dem Politischen, die aus der Zeitsituation und aus der auf das die Menschen Verbindende gerichteten Natur Nohls verständlich war, in den folgenden Jahren doch als

problematisch erweisen. Das führte zu dem langen Streit zwischen der „Berliner Richtung“, die, von Werner Picht vertreten, für den politischen Kampf schulen wollte, und der „Thüringer Richtung“, die an ihrer idealistischen Begründung festhielt.

Ein in den zitierten Ausführungen nicht betontes Moment in dieser Volkshochschularbeit wird in einem Zeitungsartikel ausgesprochen, der bei der Kunde von Nohls Ruf nach Göttingen in der Lokalpresse erschien. Es heißt da, daß gerade Nohl „beständig bemüht war, mit Hilfe der Volkshochschule die Einheit Großthüringens auch innerlich vorzubereiten. Diese große erzieherische Idee der Volkshochschule und auch die nicht unterschätzbare Bedeutung der Volkshochschule für den Neuaufbau unseres Vaterlandes hat er . . . sofort erkannt und ihr selbstlos seine ganze Arbeitskraft gewidmet. Was in ganz kurzer Zeit erreicht worden ist, beweisen die dreißig Volkshochschulen, die von Jena als Kulturzentrale aus geleitet werden.“ Zu erwähnen ist nur noch, daß Nohl vom Rektor der Göttinger Universität am 4. 3. 1921 im Auftrag des Senats das Amt des „Beraters in Volkshochschulfragen an der Universität“ übertragen wurde. Es war wohl in dieser Eigenschaft, daß er seine Studenten damals zur Gründung einer Jugendvolkshochschule veranlaßt hat, die mit Sing-, Spiel-, Lese- und Diskussionskreisen mit der arbeitenden Jugend Göttingens einen schwungvollen Anfang nahm, die dann aber in der jugendpflegerischen Arbeit der Stadt, die einem seiner Schüler übertragen wurde, aufgegangen ist.

## GÖTTINGEN 1920—1933

### Die Berufung und die neue Situation

So überzeugend die Arbeit für die Volkshochschule auch zu Beginn des Jahres 1919 für Nohl war — ob er sich ganz in den Dienst dieser praktischen Aufgabe stellen sollte, war für ihn noch unentschieden. Im Grunde war es eine Professur für Pädagogik, die er sich ersehnte, weil er meinte, hier seine Kräfte am besten für die neuen Aufgaben einsetzen zu können. Er war noch immer ohne feste Lebensstellung. Die finanzielle Existenzgrundlage der vom Vermögen lebenden Privatdozenten war in den Tagen der Revolution problematisch geworden. Zudem verlangte es sein männliches Selbstbewußtsein, daß er in die Lage kam, seine Familie mit den fünf Kindern versorgen zu können. Im März 1919 wurde er zwar zum unbesoldeten a.o. Professor ernannt. Aber eine Berufung an eine andere Universität war dadurch erschwert, daß „das große Buch“ noch nicht vorlag. Daß es trotzdem im Sommer 1919 zu dem Ruf auf das Extraordinariat für praktische Philosophie in Göttingen kam, verdankte er den Bemühungen seines Freundes Georg Misch, der von der wissenschaftlichen Kapazität Nohls fest überzeugt war. Dadurch daß Misch kürzlich das philosophische Ordinariat in Göttingen übernommen hatte, war der außerordentliche Lehrstuhl für Philosophie, den er bis dahin innegehabt hatte, neu zu besetzen und bot die Möglichkeit, Nohl dafür in Vorschlag zu bringen. Die Konstellation in Göttingen war auch für Nohls pädagogisches Engagement günstig. 1917 schon hatte im preußischen Kultusministerium eine erste Konferenz über die Frage der Pädagogik an den Universitäten stattgefunden. Nach dem Ende des Krieges scheint man auch in Göttingen Überlegungen über eine Eingliederung der Pädagogik in die Universität und ihr Verhältnis zur Psychologie angestellt zu haben. Nach Mischs Überzeugung, die er vor der Fakultät vertrat, bedarf die Pädagogik aber einer philosophischen Begründung und geisteswissenschaftlichen Behandlung. Sie kann also nicht nur dem Psychologen überlassen werden. Die Anerkennung der Berechti-

gung dieser Auffassung ließ Nohl als den unter den jüngeren Philosophen geeignetsten Mann erscheinen. Die Fakultät hat ihn dann auch, wie aus hinterlassenen Papieren zu entnehmen ist, einstimmig und unico loco vorgeschlagen. Andeutungen über seinen Plan hatte Misch dem Freund zum ersten Mal schon im Dezember 1918 gemacht, aber so verlockend eine solche Aussicht und die Möglichkeit ihrer Zusammenarbeit für Nohl auch war — er schob „die Fatamorgana“ einstweilen noch ungläubig beiseite, und auch im März 1919 meint er noch, daß die a.o. Sache ihn kalt lasse. Aber als Misch ihm schließlich im Mai den Beschluß der Fakultät mitteilt, reagiert er mit einem wahrhaft jubelnden Brief (21. 5. 1919): „Liebster Georg, Du lieber treuer Kerl! Es ist doch erstaunlich, was im Deutschen Reich ein Ordinarius und guter Freund zugleich vermag. Ich war ganz negativ auf Göttingen eingestellt gewesen, hatte alle die Tage wirklich so gut wie nicht daran gedacht, weil ich doch einen negativen Ausgang erwartete. Und nun ist es wahr und in so schöner Weise wahr!“ Die Ironie des Schicksals aber wollte, daß die Familie Nohl in Jena bereits mitten im Umzug in ein schönes neues Haus steckte. Über seine eigene Lage schreibt Nohl weiter in dem Brief: „Ich stand jetzt vor der Wahl, ob ich ganz in den praktischen Beruf eintreten wollte, also Volkshochschule, die ich jetzt für ganz Thüringen fest in der Hand habe, und Lehrerausbildungsanstalt im Anschluß an die Universität, die ich gegen Ostern aufgemacht hätte. Oder in die Wissenschaft. Durch das Herauskommen im Krieg waren beide Türen wie neu für mich geöffnet. Nun wird es also doch die Wissenschaft und zusammen mit Dir! Eine glücklichere und zukunfts schönere wissenschaftliche Arbeit konnte ich mir schwer träumen. Wir wollen in Göttingen eine feste geisteswissenschaftliche Burg bauen, vor der die anderen einen gefährlichen Respekt kriegen müssen.“

Die Ernennung zum a.o. Professor für „praktische Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogik“ erfolgte am 31. Juli 1919 für den 1. Januar 1920. Mit dem Lehrstuhl wurde dann nach Verhandlungen ein persönliches Ordinariat verbunden und, nachdem sich sowohl die Universität Hamburg wie auch Erlangen bemüht hatten, Nohl für ihre Vakanz zu gewinnen — in Hamburg für ein Ordinariat für Pädagogik, in Er-

langen für den ordentlichen Lehrstuhl für Philosophie — gestand ihm das Berliner Ministerium am 28. 6. 1920 ausdrücklich die Anwartschaft auf den für Göttingen geplanten ordentlichen Lehrstuhl für Pädagogik unter Beibehaltung der Möglichkeit, wie bisher praktische Philosophie zu lesen, zu. Die formelle Berufung in dieses Ordinariat erfolgte allerdings erst am 8. Mai 1922. Nohl wurde damit der erste Ordinarius für Pädagogik in Preußen und, wie er gern betonte, der Nachfolger Herbarts in Göttingen. Daß in den Jahren zwischen 1919 und 1922 auch von Jena und vom Thüringischen Ministerium aus verschiedentlich Anstrengungen gemacht wurden, ihn für Jena zurückzugewinnen, sei nur beiläufig erwähnt. Trotz des fehlenden großen Buches fand sich also der erfolgreiche, noch immer junge Universitätslehrer und gedankenreiche Dozent Herman Nohl plötzlich im Rampenlicht der akademischen Welt — jetzt, „wo man innerlich fertig ist und bloß noch sammeln und prägen muß und aus sich herauszerren, was an Anschauung in einem lebt“, wie es einmal Misch gegenüber heißt.

Die Freundschaft mit Georg Misch hat sich durch ein langes Leben bewährt. Sie hat die Stellung beider in der Fakultät gestärkt, und vollends nach der Berufung des geistesverwandten Rudolf Unger hat sie die geisteswissenschaftliche Physiognomie ihrer Universität wesentlich bestimmt. Bei ihren Veröffentlichungen haben sie, wie in der Jugend, fast immer gegenseitig Kritik geübt und bei aller Verschiedenheit in Stil und Thematik sie auch berücksichtigt. Misch war in viel stärkerem Maße der Typus des Gelehrten, der aus wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit dazu neigte, seine Aussagen unendlich zu qualifizieren und zu relativieren, Nohl dagegen ging es um den knappen, „senkrechten“ Ausdruck des einmal Erkannten und im Pädagogischen auch um die unmittelbare Wirkung, wenn er auch später manchmal mit Humor bedauert hat, daß er in seinen Büchern kein „en-bon-point“ ansetzen könne, denn dünne Bücher machen ebenso wie kleine Menschen keinen Eindruck, „wenn sie nicht wie Terrier beißen“ (an EB, 5. 8. 1939).

Die Anfänge in Göttingen waren für Nohl zugleich leicht und schwer. Auf einen nicht erhaltenen Brief Nohls antwortet sein Jenaer Kollege, der Philosoph Bruno Bauch, am 2. 3. 1920: „Eine große Freude macht mir Ihre Mitteilung von dem ja ganz be-

sonders glücklichen und erfolgreichen Anfang Ihrer Göttinger Wirksamkeit. Daß Ihnen freilich gerade dieser Anfang, so schön er ist, auch recht schwer wird, verstehe ich vollkommen. Muß man sich doch schon nach den langen großen Ferien erst wieder in die Semesterarbeit hineinfinden. Und was will eine solche Ferienunterbrechung besagen gegen eine jahrelange Unterbrechung, und zwar eine solche, wie sie Ihnen der Krieg gebracht hat. Aber ich bin überzeugt, daß Ihre fabelhafte Elastizität Sie sehr bald wieder auch in der erhöhten Arbeit heimisch machen wird.“ Dies sollte sich sehr rasch bewahrheiten. Am 2. 12. 20 schreibt er an die befreundete Ilse Meißner: „Die Arbeit macht mir Spaß, und es kommt, wie es scheint, auch etwas dabei heraus. Der Erfolg bei den Studenten ist enorm. In der Einführung stehen sicher weit über 100 Menschen in den Gängen, hocken auf dem Knie, auf den Fensterbänken, auf der Erde. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Die Leute hören zum Teil schon die Stunde vorher, damit sie einen Platz bei mir bekommen. Das Bedürfnis nach Philosophie ist eben doch riesig gewachsen in diesen Jahren.“ Schwierig war, daß manche der älteren, konservativ eingestellten Kollegen, die das Übergewicht in der Fakultät hatten, dem „roten Nohl“ doch mit einer gewissen Reserve begegneten. Es war auch das akademisch unkonventionelle Fach, das er vertreten wollte, das Bedenken erregte. Auch die äußeren Bedingungen waren schwierig. Für sein neues Seminar mußte Nohl sich ein paar Jahre lang mit der Gastfreundschaft des Philosophischen Seminars unter dem Dach des Seminargebäudes begnügen. Eine pädagogische Bibliothek konnte in der finanziellen Not der Zeit nur langsam aufgebaut werden, und eine Assistentenstelle, und zwar eine außerplanmäßige, wurde erst 1923 bewilligt. Erich Weniger hat sie als erster innegehabt. — Auch für die Familie war trotz der Freude an den fünf sich glücklich entwickelnden, sehr verschiedenartigen Kindern — der einzige, lang ersehnte Sohn war während des Krieges geboren worden — und trotz der häuslichen Musik und der alten freundschaftlichen Beziehungen in den Nöten und Sorgen dieser Nachkriegszeit der Glanz der Jenaer Jahre nicht wiederzugewinnen. Stadt und Landschaft hielten den Vergleich mit der Schönheit Jenas nicht aus, und zu den amüsich wirkenden niedersächsi-



schen Menschen, die das gesellschaftliche Leben bestimmten, gewann man schwer ein näheres Verhältnis.

Das Stadtbild von Göttingen, wo es wenig Industrie und auch keine Garnison mehr gab, war stärker noch als das von Jena von den Studenten beherrscht. Neben den Farbentragenden und den indifferenten „Finken“ trat jetzt die Gruppe der Jugendbewegten stärker hervor, deren bewußter Stilwille sich schon in Kleidung und Haltung erkennen ließ. Wie Jena war Göttingen eine kleine Universität. Mehr als 150 Hörer fand man selten in einer Vorlesung und kaum mehr als 50 in einem Proseminar. Der Umgangston zwischen Professoren und Studenten war dank der größeren Unbefangenheit der neuen Jugend weniger konventionell als vor dem Kriege. Dennoch galt Göttingen als Arbeitsuniversität. In fast allen Fakultäten gab es hervorragende Gelehrte, besonders unter den Naturwissenschaftlern, die begabte junge Menschen anzogen. Es bestand unter diesen Gelehrten und unter den Studenten noch so etwas wie die alte universitas litterarum. In dem Kolleg des berühmten Mathematikers Hilbert für Hörer aller Fakultäten saßen fast ebenso viele Professoren wie Studenten. Auch die Studenten beschränkten sich nicht auf ihre Fachdisziplin. Sie studierten Philosophie auch als Zoologen oder Kunstgeschichte auch als Physiker. Man eilte, wie es damals hieß, „von Pohl zu Nohl“<sup>17</sup>.

Zu Nohl fanden sich vor allem wieder die von der Jugendbewegung berührten und die freistudentischen Gruppen. Von den Verbindungsstudenten verirrte sich kaum einer in seine Vorlesungen. Der einzige Kollege, der Studenten der gleichen Kreise und unter ihnen den strengeren und politisch gerichteten Typus anzog, war der Philosoph Leonard Nelson. Nelson wollte wie Nohl unmittelbar auf das Leben wirken, Ethik, Pädagogik, Ästhetik waren für beide zentrale Themen, dazu für Nelson die Politik. Aber der Geist, den sie vertraten, war grundverschieden. Nelson leidenschaftlich politisch und links radikal, in der philosophischen Methode streng „sokratisch“. Nohl im Geistigen wie im Politischen von einer weltoffenen Liberalität. Zwischen den Nelsonianern und den Nohlleuten entwickelte sich so etwas wie eine nicht unfreundliche Rivalität. Jede Gruppe meinte, den besseren Lehrer zu haben. Es ging aber auch die Sage, daß Nelson absichtlich seine Vorlesung auf die Stunde

legte, in der Nohl las, um Entscheidungen zu erzwingen, und es war klar, hier mußte man sich entscheiden. Nohl hat diesen Gegner immer respektiert. Das spürten die Studenten, als Nohl bei Nelsons frühem Tod ihm spontan im Kolleg einen Nachruf widmete, und es geht auch aus dem Kondolenzbrief hervor, den er damals an Minna Specht, Nelsons langjährige Mitarbeiterin, geschrieben hat<sup>18</sup>. Dagegen war das Verhältnis zu den Psychologen schwieriger, weil es mit dem Gegensatz der Wissenschaftsauffassung zusammenhing. Das wird bei der Besprechung von Nohls anthropologischer Arbeit deutlich werden. Er mußte allerdings darauf bestehen, daß seine Doktoranden sich gründlich mit dem Stand der Psychologie vertraut machten, da diese für die Pädagogen Prüfungsfach war.

Die Arbeit mit seinen Studenten wuchs nicht nur an Umfang im Verlauf des ersten Göttinger Jahrzehnts, sie wurde auch mehr und mehr zum Mittelpunkt von Nohls Leben, vollends da das Verhältnis zu seinen Schülern nie mit ihrem Abgang von der Universität endete. Von den vielen Doktoranden hat er kaum einen im Lauf der langen Jahre „verloren“. Einige wenige hat er allerdings weggeschickt. Die zahllosen Briefe mit ausführlichen Berichten über die sehr verschiedenartigen Arbeitsgebiete, in denen die alten Schüler dann draußen standen, über ihre persönlichen Probleme und ihre Familien, von denen alle Schreiber — durch immer prompte Antworten bestätigt — wußten, daß sie ebenso willkommen waren wie ihre häufigen Besuche, hat Nohl sorgfältig aufbewahrt als wichtige Dokumente der Pädagogik der Zeit, wie weiter oben schon erwähnt wurde.

## Die Thematik der Arbeit

1. Die Aufgabe, die Nohl sich in seiner neuen Position stellte, war eine doppelte. Da der Entschluß, seine Lebenskraft der Pädagogik zu widmen, aus der Kriegserfahrung hervorgegangen war, mußte es ihm vor allem darum gehen, für eine bessere Erziehung des ganzen Volkes zu wirken. In allen Schichten sollte ein höheres menschliches Niveau gewonnen werden, so daß aus Untertanen endlich aufrechte Menschen würden, die aus der Demokratie eine Realität machen konnten. Der neue Staat war die selbstverständliche Basis für sein pädagogisches Wirken. Ständische Vorurteile spielten für ihn keine Rolle, so klar er auch sah, welche Bedeutung die soziale Lage für die Entwicklungsmöglichkeiten des Einzelnen hat. Dem Klischee des traditionellen Bildungsverständnisses stellte er von Anfang an einen neuen Bildungsbegriff entgegen, bei dem ein praxisnahes Lebensverständnis, wie es sich auch bei „einfachen Menschen“ findet, und ein „weltmännischer“ Weitblick gleichwertig neben die höhere Geistesbildung treten, die seiner Auffassung nach eine auf geistiger Erfahrung beruhende innere Verfassung des Menschen, nicht ein bloßer Besitz gesellschaftlich sanktionierten Wissens ist. Selbständigkeit und Urteilsfähigkeit in der Jugend zu entwickeln blieb sein unverrückbares Ziel, auch um der politischen Mündigkeit willen. Das Bewußtsein dieser Aufgabe gab ihm eine Freiheit, die ihn unbefangen und oft mit Schärfe Kritik üben ließ, nach rechts wie nach links. Gegenkritik focht ihn nicht an. Diese Freiheit war aber auch verbunden mit einer in seinem Wesen liegenden Positivität, d. h. einer Kraft zu bejahen, wo immer Ansätze zu aufrechter Menschlichkeit sich fanden, und diese durch die ermutigende Bestätigung zu steigern. Das eben machte ihn selber zum Pädagogen *kat' exochen*.

Seinen Studenten gegenüber ergaben sich Aufgaben, die er vor allem durch die wissenschaftliche Arbeit, aber auch durch den Lebensstil in seinem Seminar zu erfüllen bestrebt war. Durch sie, die künftigen Lehrer also, wollte er in die Erziehungsarbeit der Schulen, später dann auch der Institutionen verschiedenster Art, von denen erzieherische Wirkungen ausgehen, hineinwir-

ken: Erziehungsanstalten, Industriebetriebe, Gefängnisse etc. So mußte er ihnen zu einer neuen Sicht der pädagogischen Aufgaben ihrer Zeit verhelfen. Das gleiche gilt gegenüber den Lehrern der damaligen Provinz Hannover, von denen eine große Zahl gerade in den ersten Jahren eine neue Interpretation ihrer Arbeit von ihm erwarteten. Am 6. 12. 1921 heißt es in einem Brief an Pallat: „Die Tage in Hannover (Volkshochschule) und Göttingen (Jugendpflege) sind auch gut vorübergegangen. Auch die Lehrerkurse, von denen ich Ihnen damals erzählte, vor 300 Lehrern, die vier Wochen lang jeden Sonnabend zum Teil viele Stunden weit zu Fuß oder mit der Bahn kamen. Ich werde diese Kurse noch in zwei anderen Kreisen wiederholen. Die pädagogische Aufwühlung der Leute ist doch wirklich erstaunlich und muß doch am Ende Früchte tragen.“

Die von der ersten untrennbare weitere Aufgabe bestand darin, durch seine Vorlesungen und Übungen im Anschluß an große Vorgänger wie Herbart, Schleiermacher und Dilthey zu erweisen, daß die Pädagogik mit Recht den Rang einer modernen Geisteswissenschaft beanspruchen kann. In ähnlicher Weise waren damals Spranger, Frischeisen-Köhler, Aloys Fischer, Litt und wenige andere bemüht. Hier lag die zwingendste neue Aufgabe für ihn: die Ausarbeitung seiner pädagogischen Vorlesungen und das tiefere Eindringen in diesen ganzen Lebensbereich, der ihm bis dahin doch relativ fern gelegen hatte. Daneben freilich blieben die Verpflichtungen des Philosophen bestehen, mit denen er an ältere Studien anknüpfen konnte. So las er bis 1937 und dann noch einmal nach 1945 Kollegs über Ethik, Ästhetik, eine Einführung in die Philosophie, eine Vorlesung über „das historische Bewußtsein“, die einen Beitrag zur Geschichtsphilosophie bildete, und neben der „Deutschen Bewegung“, von der ausführlicher die Rede sein muß, immer wieder auch ein Kolleg über Schiller. Als pädagogische Vorlesung erscheint schon in dem Göttinger Halbsemester (5. 1. 1920 — 31. 3.) das einstündige Kolleg: „Die pädagogische Gegenwart.“

Das verbindende Glied zwischen der theoretischen und der auf die Praxis zielenden Aufgabe des Pädagogen Nohl bildete seine Konzeption der „Pädagogischen Bewegung“. In den verschiedenen Reformbemühungen, die seit der Jahrhundertwende ohne Beziehung zueinander verlaufen waren, entdeckte er gemein-

same Züge, die auch in der Jugendbewegung und in der Volkshochschulbewegung wirksam waren und die er als Ausdruck eines neuen „Bildungsideals“ verstand. Überall fand er eine neue Berücksichtigung der kindlichen Spontaneität und Individualität, überall aber meinte er auch, den Willen zu entdecken, diese bewegte Lebendigkeit zu der ihr gemäßen Form und Haltung zu führen. Diese Zusammenschau der verschiedenen Ansätze (Landerziehungsheime, Arbeitsschule, Berthold Ottos Arbeit, Einheitsschulbestrebungen etc.) zu der Einheit einer Bewegung war eine eigene produktive Leistung, deren Wert deutlich wird, wenn man sich an das Neben- und Gegeneinander der Positionen auf der Reichsschulkonferenz von 1920 erinnert. Die Konzeption ermöglichte eine Richtung auf die Zukunft, die die Realisierung des neuen Ideals in der ganzen Breite des Erziehungswesens als dynamische Konsequenz forderte. Die Dynamik aber hatte in Nohls Geschichtsverständnis noch eine andere Dimension. Der Ausschnitt der geistigen Geschichte Deutschlands, den er „Die deutsche Bewegung“ genannt hatte, zeigte in ihren großen Gestalten im Übergang von Sturm und Drang zur Klassik den gleichen Fortgang von bewegter Lebensfülle zu Form und Gestalt. Was dort den großen Einzelnen gelang, sollte nun auf der bescheidenen Ebene des Pädagogischen die Erziehungs- und Bildungsaufgabe schlechthin werden — „eine neue Welle der deutschen Bewegung“ —, eine Aufgabe, auf die nach seiner Meinung die Zeit selber hintendierte. Dabei war die wichtigste Einsicht, daß die Lebendigkeit des Kindes, seine Spontaneität und seine Aktivität zuerst erweckt und in ihrem individuellen Reichtum bejaht werden muß, ehe die Forderung der Begrenzung zu geformter Äußerung und gesammelter Haltung einsetzen darf, aber auch einsetzen muß. Das bleibt gewissermaßen der Kern des pädagogischen Credo von Herman Nohl. Das Kolleg über „Die deutsche Bewegung mit besonderer Berücksichtigung ihres Bildungsgehalts“ wurde schon im Sommersemester 1921 gelesen und offenbart so im geistesgeschichtlichen Zusammenhang zugleich eine pädagogische Tendenz. Es hatte aber damals noch einen anderen Sinn. Es verhalf den in ihrem Verhältnis zur Vergangenheit ihres Volkes so stark desorientierten jungen Menschen vom rein Geistigen her zu einem

neuen ressentimentfreien nationalen Selbstverständnis. Das haben wir ihm damals sehr gedankt.

Jene Konzeption der pädagogischen Bewegung und ihres Bildungsideals lieferte dann auch das Kriterium für die Auseinandersetzung mit dem damals vorhandenen, sehr verschieden orientierten pädagogisch-psychologischen Schrifttum, die einen Hauptteil der ersten Vorlesung über „Allgemeine Pädagogik“ vom WS 1921/22, von der eine gute Nachschrift sich erhalten hat, bildet. Es geht ihm dabei um die Herausarbeitung des spezifischen Wissenschaftscharakters der Pädagogik. Die Entfaltung der eigenen Gedanken über die Aufgabe der Erziehung im Einzelnen und über die Faktoren, die am Erziehungsprozeß beteiligt sind, gewinnt ihre überzeitliche Perspektive aus dem Verständnis der Geschichte der Pädagogik. Diese zeige uns nicht ein Sammelsurium von Kuriositäten, sondern eine Abfolge von individuellen, zeitbedingten Lösungen des Problems der Erziehung. Wir haben es im Erzieherischen immer zu tun mit einem labilen Gefüge von polar entgegengesetzten Möglichkeiten, in denen jedes Zeitalter seinen Stil des Pädagogischen finden muß, ebenso wie der einzelne Erzieher innerhalb seiner Zeit. Die historischen Lösungen ermöglichen uns daher eine Einsicht in das, was Pädagogik überhaupt ist und sein kann. Das ist die Begründung für die historisch-systematische Methode und die Grundlage für das neue Verständnis der „Allgemeingültigkeit“ der pädagogischen Wissenschaft. — Dieser Gedanke von der Vielfalt möglicher Erziehungsstile wird von Anfang an durchkreuzt von einem zweiten Gedanken, dem der allmählichen Entfaltung der Autonomie des Pädagogischen, die mit der Richtung auf das einzelne Kind und sein Gedeihen um seiner selbst willen schon bei Locke und Rousseau einsetzt, also von der Richtung auf eine immer reinere Offenbarung der Idee dieses Lebensbereiches. Dabei wird der bloß individualistische Einsatz Rousseaus bei Nohl relativiert durch die Betonung der Bedeutung, die die objektiven Schöpfungen der Kultur („die geistigen Mächte“) nicht nur an sich, sondern für die geistige Entwicklung des jungen Menschen selber haben, in dem sie keimhaft angelegt sind und der als Erwachsener in ihren Dienst treten wird. Die Grundgedanken darüber, wie sich der Prozeß der Bildung im jungen Menschen vollzieht, von welchen Fak-

toren er abhängig ist, sind alle schon in den ersten Vorlesungen über Allgemeine Pädagogik und über die Geschichte der Pädagogik enthalten. Sie wurden mit jeder Wiederholung des Kollegs weiter entwickelt und fanden schließlich in der „Theorie der Bildung“ (zuerst im „Handbuch der Pädagogik“ 1933) ihre reife Ausformung. Ein Gefüge von eigenen pädagogischen Kategorien war hier aus der unmittelbaren Beziehung zur Erziehungswirklichkeit gewonnen worden, das imstande war, diese Wirklichkeit zu erhellen. Damit war es ihm gelungen, die Pädagogik als selbständige wissenschaftliche Disziplin neu zu begründen. Georg Geißler, der die Vorlesung als Student in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre gehört hat, schreibt darüber aus der Erinnerung in seinem Artikel zu Nohls 75. Geburtstag (siehe S. 10): „So baute Nohl in seiner ‚Allgemeinen Pädagogik‘ die Theorie der Erziehung aus ihren ‚einheimischen Begriffen‘ auf und gab mit dieser Vorlesung das umfassende Begriffsgefüge, in das die konkreten Einzelheiten sich zwanglos eingliederten. Die Hörer gewannen dabei jenes Gefühl geistiger Sicherheit in der Lebensbewältigung, das nur aus dem systematischen Überblick über das Ganze entspringt. Daß hier seit Herbarts Allgemeiner Pädagogik von 1806 zum ersten Male wieder eine ganz originelle, eigenständige pädagogische Theorie entwickelt und damit der geisteswissenschaftlichen Pädagogik erst das schlagende Herz eingesetzt wurde, ist damals wohl nur wenigen ganz klar geworden.“

Warum Nohl in der Buchausgabe von 1935 den Artikel des Handbuchs über „die Pädagogische Bewegung der Gegenwart“ mit dem über die „Theorie der Bildung“ zusammengefaßt hat unter dem Titel: „Die pädagogische Bewegung und ihre Theorie“, sollte aus den obigen Ausführungen verständlich geworden sein. Seine „Theorie“ entsprach dem Ideal dieser Bewegung, in deren Strömung er selber eingetreten war, wenn sie in ihrer Gültigkeit auch nicht auf diese beschränkt ist.

Erwähnt werden muß noch, daß in den Seminaren für eine Reihe von Jahren Fragen der Didaktik im Vordergrund standen. Ausgewählte didaktische Grundfragen wurden behandelt. Charakteristischerweise steht an erster Stelle: Die Kunst in der Schule. Es lag ihm damals sehr daran, den erzieherischen Wert der Gestaltungsfächer neben den wissenschaftlichen zur Aner-

kennung zu bringen, ähnlich wie es das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin unter L. Pallat versuchte, zu dem Nohl enge Beziehungen unterhielt. Es folgten: Geschichte in der Schule, Philosophie in der Schule, Religion in der Schule, später noch: der Bildungswert fremder Kulturen und das Problem der Allgemeinbildung. Aus den ersten Seminaren gingen auch eigene Vorträge Nohls hervor, die er schließlich mit einem Vortrag über „Die Deutsche Bewegung in der Schule“ 1926 zu dem Heft „Zur deutschen Bildung“ in den Göttinger Studien zusammenfaßte. Manche von den damals entwickelten Gedanken sind theoretisch fruchtbar geworden, z. B. in den didaktischen Arbeiten Erich Wenigers; anderes ist längst in die Praxis der Schulen eingegangen und manches ist überholt.

Eine Bemerkung zu Nohls Art, seine Gedanken in seinen Schriften darzustellen, findet vielleicht am besten schon an dieser Stelle ihren Platz. In einer der frühesten Arbeiten, der Dissertation über „Sokrates und die Ethik“, steht der charakteristische Satz: „Die Polemik habe ich, wie überhaupt so auch hier, vermieden.“ Das ist für seine gesamte Lebensarbeit bezeichnend geblieben. Ihm kam es immer nur darauf an, seine Gedanken positiv zu entwickeln, ohne sich auf negative Auseinandersetzungen einzulassen, weil ihm das unfruchtbar zu sein schien. Nur in den Buchbesprechungen konnte er mit scharfer Begründung ablehnen. Aber hier gehörte ja das Ja und Nein zu seiner Aufgabe. Die positive Äußerung des neu Gedachten stellte das zu Negierende von selbst in den Schatten. Das war seine Meinung. Dabei begrüßte er es, wenn er eigene Ansichten durch Äußerungen anderer stützen konnte, weil das ihnen eine größere Objektivität verlieh. Daher der reiche Gebrauch von Zitaten bedeutender Denker oder Dichter bei ihm. Ihm war so viel gegenwärtig, daß er da allerdings auch oft etwas großzügig verfuhr, häufig aus dem Gedächtnis zitierte und selten genaue Quellenangaben für die Zitate machte. Ihm kam es auf den in sich klaren Zusammenhang der Gedanken an. Philologische Akribie lag ihm fern.

2. Hatten Probleme der Bildung, wie sie die höheren Schulen vor allem betrafen, in den ersten Göttinger Jahren eine besondere Beachtung gefunden, so weitete sich das Interesse des Professors



und seiner Studenten schon seit 1922 nach einer neuen Seite aus, und zwar auf die sozialpädagogischen Aufgaben hin, die sich ergeben, wo Kinder oder Jugendliche in irgendeiner Weise in Not und in Schwierigkeiten geraten. Sie stellten sich in jenen Nachkriegsjahren mit neuer Dringlichkeit. Es sind die Jahre der großen sozialpädagogischen Gesetzgebung. Das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1922, das die pädagogischen Aufgaben des Jugendamtes umriß und dieses damit zu einer pädagogischen Behörde machte, und das Jugendgerichtsgesetz von 1923, das im Jugendgericht eine ebenfalls pädagogisch orientierte Institution begründete, machten ein neues großes Gebiet erzieherischer Verantwortung neben der Schule für die Öffentlichkeit sichtbar. Auch für die Wissenschaft ergaben sich damit neue Aufgaben.

Nohl war der einzige unter den akademischen Lehrern der Pädagogik, der sich diesen neuen Aufgaben sogleich stellte. Eine Hilfe dabei bedeutete es für ihn, daß 1923 zwei junge Männer in sein Seminar eintraten, die ihre Arbeit bereits in den Dienst der neuen Forderungen gestellt hatten, und zwar aus dem Geist der Jugendbewegung. Curt Bondy und Walter Herrmann, der schon in Karl Wilkers „Lindenhof“ mitgearbeitet hatte, hatten nach Studienjahren bei W. Stern und bei Liepmann eines der ersten Jugendgefängnisse in Hahnöfersand pädagogisch auszubauen versucht. Der Bericht über diese Arbeit liegt vor in W. Herrmanns Buch „Das Hamburgische Jugendgefängnis Hahnöfersand“ 1923. Beide haben in der Folgezeit sozial- und kriminalpädagogisch Bedeutendes geleistet, und sie blieben dem Seminar durch viele Jahre verbunden. Bondy erhielt schon 1925 einen Lehrauftrag für Sozialpädagogik, und noch in den zwanziger Jahren eine Honorarprofessur. Seit 1923 fanden in Göttingen im Rahmen des mit dem Seminar in Verbindung stehenden „Pädagogischen Instituts“ regelmäßig besondere Kurse über Fragen der Sozialpädagogik statt, die vor allem für die Studenten gedacht waren. Nohl hat damals einen Plan für die akademische Ausbildung von Fürsorgern entworfen, nach dem auch mehrere Studierende arbeiteten, von denen drei einen Abschluß mit einem Diplom erlangten. Die amtliche Genehmigung für eine Dauereinrichtung blieb freilich aus, wohl weil das Ansehen der Wohlfahrtsschulen, wie sie Alice Salomon und Ger-

trud Bäumer ins Leben gerufen hatten, noch unangefochten war und sie auch den neuen Aufgaben gegenüber zu genügen schienen.

Ein weiterer wichtiger Faktor in Nohls Verbindung mit diesem Problemkreis war, daß er 1923 Mitherausgeber der „Zeitschrift für Kinderforschung“ wurde, wiederum als einziger akademischer Vertreter seines Faches. Die seit zwei Jahrzehnten bestehende Zeitschrift hieß jetzt im Untertitel „Organ der Gesellschaft für Heilpädagogik, e. V. und des Vereins zur Fürsorge für jugendliche Psychopathen“. Als Herausgeber zeichneten u. a. der Berliner Psychiater Cramer und Ruth von der Leyen, die Vorsitzende des Vereins zur Fürsorge für jugendliche Psychopathen und Leiterin einer der ersten Erziehungsberatungsstellen in Deutschland. Ihre Mitarbeiterin war Nohls junge Schwester Lotte. Ihr und der jüngeren Schwester Hilde, die dem ersten Berliner Schulkindergarten und damit diesem Arbeitsgebiet überhaupt seine Prägung gegeben hat, verdankt Nohl wohl die erste Hinwendung seines Blicks auf das Gesamtgebiet der sozialpädagogischen Arbeit, insbesondere auch die Mitarbeit an der Zeitschrift für Kinderforschung. Er hat vor allem in den Jahren von 1924 bis 1926 eine große Zahl von Buchbesprechungen zu dieser Zeitschrift beige-steuert (1926 waren es allein 46). Er selber hatte die Redaktion des pädagogischen Referatenteils übernommen, was ihm auch Gelegenheit gab, eigene Schüler, wie Erika Hoffmann, zu beteiligen.

Wir haben, seit die „Zeitschrift für Kinderforschung“ in der NS-Zeit ihr Erscheinen einstellen mußte, in Deutschland keine Zeitschrift, bei der Ärzte, Psychiater, Psychologen, Heilpädagogen, Juristen und Praktiker der sozialen Arbeit zusammenwirken, die auf so hohem wissenschaftlichen Niveau alle Ergebnisse, auch die ausländischen, der Kinderforschung sichtbar macht und die pädagogischen Probleme so lebensnah behandelt. Für Nohls Stellung zu diesem Problemkreis nur eine charakteristische Äußerung aus dieser Zeit: Bei der Besprechung der zweiten Auflage von Joseph Göttlers „Geschichte der Pädagogik“ heißt es, daß das den Leserkreis besonders interessierende Kapitel über „Schulhygiene und Heilerziehung, Jugendfürsorge und Jugendpflege“ gegenüber der ersten Auflage zwar erweitert worden sei, daß aber doch „eine grundsätzlich selbständigere Be-

handlung dieses für die bisherige Schulpädagogik so gut wie unbekannten Gebietes wünschenswert" sei. „In ihm zeigt sich ja am deutlichsten, welche ganz neue geschichtliche Wendung die pädagogische Arbeit in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat.“ Diese Wendung versucht er dann selbst in zahlreichen Vorträgen, die er vor Sozialpädagogen, Sozialbeamten, vor der Vereinigung für Jugendgericht und Jugendgerichtshilfe, vor einer Gefängnisgesellschaft, vor der Vereinigung der großstädtischen Jugendämter u. a. gehalten und vor vielen Einzelgruppen wiederholt hat, zu verdeutlichen: Die Arbeit an der gefährdeten und verwahrlosten Jugend müsse wie jede pädagogische Arbeit bewußt Hilfe für den einzelnen jungen Menschen um seiner selbst willen sein, nicht um der Ungestörtheit der Gesellschaft willen. Der sozialpädagogisch Arbeitende, selbst im Gefängnis, darf sich nicht als Vollstreckungsbeamter des Staates oder irgendeiner objektiven Macht verstehen. „Wo ich mich pädagogisch um den anderen bemühe, muß er wissen: man will dich nicht werben für eine Partei, für eine Kirche, auch nicht für den Staat, sondern — der Unterschied ist so gering, wie wenn man die Hand umdreht, und ist doch entscheidend — diese Hilfe gilt zunächst und vor allem dir, deinem einsamen Ich, deinem verschütteten, hilferufenden Menschentum.“ Es ist diese Hinwendung zum Einzelnen um seiner selbst willen, die allem erziehenden Bemühen seine eigene, unableitbare Sanktion verleiht, seine „Autonomie“, so sehr der Erzieher auch auf die Hilfe aus anderen Quellen und die Beziehung zu ihnen angewiesen sein mag. Dies aber zeigt sich in besonderer Weise gerade in der sozialpädagogischen Arbeit, die immer von einer Not ausgeht und von den Schwierigkeiten des Kindes oder Jugendlichen, und zwar den Schwierigkeiten, die das Kind *hat* und die man verstehen lernen muß. Die, die es *macht*, sind nach Nohls Überzeugung immer nur Symptom. Zu ihrem Verständnis aber gewähren neben der (damals noch jungen) Jugendpsychologie die Psychoanalyse, die Jugendpsychiatrie und überhaupt die Medizin mit ihrer nicht wertenden kausalen Betrachtungsweise wertvolle Hilfen, von denen die damalige Praxis noch zu wenig Gebrauch machte. Dennoch gilt auch weiterhin und nachdrücklich, daß jedes einzelne Kind, jeder Jugendliche primär im unmittelbaren Kontakt — im „pädagogischen Bezug“ — aus seiner be-

sonderen Erlebnislage, seiner „Situation“ verstanden werden muß, und daß die nüchterne kausale Betrachtungsweise, wie sie der Arzt übt, das verstehende Erfassen nur ergänzen und klären kann. Damit aber werden die rein emotionalen Reaktionen, zu denen der Erzieher gerade schwierigen Kindern gegenüber neigt, vermieden, also eine bessere Menschenkenntnis und eine bessere pädagogische Hilfe ermöglicht. Diese für die Zeit noch ungewohnte Auffassung durchzieht alle diese Vorträge. Sie sind zunächst in der Zeitschrift „Die Erziehung“ erschienen, und sie wurden 1927 zu dem Büchlein „Jugendwohlfahrt“ (Quelle und Meyer) zusammengefaßt und den beiden Schwestern gewidmet. „Die pädagogische Bewegung hat ihr stärkstes Leben heute vielleicht außerhalb der Schule in der Jugendwohlfahrtsarbeit. Hier tritt das Wesen des Erzieherischen wieder rein zutage wie einst bei Pestalozzi und Fröbel“, heißen die ersten Sätze des Vorworts.

Daß Nohl auch dieses Arbeitsgebiet in seinem größeren historischen Zusammenhang sah, beweist sein Aufsatz über „Die geistigen Energien in der Jugendwohlfahrt“, die er im Sozialismus, der Inneren Mission, der sozialpolitischen Bewegung und der Frauenbewegung erkannte, und die er bis zur Jugendbewegung verfolgte.

3. Aus der sozialpädagogischen Fragestellung ergab sich mit Notwendigkeit die Aufgabe, die anthropologischen Voraussetzungen, auf denen alle praktische Jugendhilfe beruht, zu klären. Ansätze dazu finden sich in allen Vorträgen Nohls aus dieser Zeit, aber schon im Wintersemester 1923/24 hatte er ein einstündiges Kolleg über „Pädagogische Persönlichkeitskunde“ gelesen, dem seit dem Wintersemester 1925/26 in mehrjährigen Abständen die Vorlesung „Pädagogische Menschenkunde“ folgte. Der Artikel „Pädagogische Menschenkunde“, der als erster seiner drei Beiträge im „Handbuch der Pädagogik“ 1929 erschienen ist, entstand auf der Basis dieser Vorlesung. 1938 ist der Artikel zu dem Buch „Charakter und Schicksal, eine pädagogische Menschenkunde“ durch einen zweiten Hauptteil ergänzt worden. 1928 hatte er diesen Versuch einer pädagogischen Anthropologie in einem provokatorischen Vortrag bei der Eröffnung des ersten heilpädagogischen Lehrgangs des Zentral-

instituts für Erziehung und Unterricht in Berlin angekündigt. Er warnt da die Studierenden, bewußt aggressiv, vor der Psychologie ihrer Zeit, die vorwiegend auf der Analyse formaler Prozesse beruhe, und stellt ihr die Notwendigkeit einer Menschenkenntnis entgegen, die versucht, „die Aufbaugesetze der menschlichen Existenz“ zu erfassen, mit denen sich die *Inhalte* der Erfahrung durchleuchten und zuordnen lassen. Es geht ihm also um die anthropologischen Kategorien, bzw. die Gesetze, von denen das Seelenleben beherrscht wird. Unter diesen „Aufbaugesetzen der menschlichen Existenz“ erscheint als erstes „Der Schichtenaufbau der Seele“, der (vor den Schichtentheorien von Gehlen und Rothacker) schon 1924 in dem Vortrag „Die Pädagogik der Verwahrlosten“ auf der Heidelberger Tagung über Psychopathenfürsorge von Nohl im Anschluß an Platons Lehre von der Komplexität der menschlichen Natur entwickelt worden war. Das zweite Gesetz ergibt sich aus der „Struktur des seelischen Verlaufs“, wobei das Diltheysche „Reaktionsschema“ (Umsetzung des Eindrucks in Tat oder Ausdruck) zum Ausgangspunkt genommen wird. Als drittes wird, weit über Herbarts Ansatz hinausgehend, „Der objektive und der subjektive Charakter“ entwickelt und schließlich als viertes „Die Bedeutung der Erinnerung für den Charakter“. In dem später hinzugefügten zweiten Teil werden dann die die Erfahrung modifizierenden „Lebensformen“ behandelt: die Temperamente, die Polarität der Charakterzüge, der Unterschied der Geschlechter, die Entwicklungsstufen, die Rassen- und Völkerunterschiede, Lebenslage und Beruf und schließlich „der freie geistige Einsatz“.

Alle diese Aufbaugesetze und Lebensformen sollen dem Verstehen des einzelnen jungen Menschen dienen. Es verbindet sich hier der realistische Blick mit dem Sinn für die höheren Möglichkeiten der menschlichen Natur als Voraussetzung für die pädagogische Hilfe. Denn, so meint Nohl in der Einleitung: wenn auch nichts die lebendige Erfahrung im Umgang mit dem Kind und die aufmerksame eigene Beobachtung der äußeren Anzeichen für innere Vorgänge ersetzen könne, so genüge sie allein doch nicht. „Selbst wo einem ein Genie pädagogischer Menschenkenntnis begegnet, vermißt man etwas, wenn es ihm nicht gelingt, zu systematischen Einsichten von Aufbau und Gliede-

rung des Lebens, zu Kategorien, Typen und typischen Verknüpfungen zu kommen, die den einzelnen Fall aus der Gesamtheit der Möglichkeiten aufschließen. Ohne das fehlt die Sicherheit der Frage und der festen Bestimmung, fehlt die klare Mitteilbarkeit, schließlich doch auch die Allseitigkeit, die sich nicht bloß an zufällig bekannt gewordenen Kindern entwickelt . . . Auch hier, wie bei allem geistigen Schaffen und Verstehen, ergibt sich eine letzte Vollendung nur durch ein solches Zusammengehen von allgemeinen Einsichten mit der Hingabe an die individuellen Gegebenheiten schlechthin, der innigsten Berührung mit dem fremden Gegenüber.“ Aber, so heißt es im Nachwort von 1938: „jeder Versuch, die Erfahrungen von Menschen, eigene und fremde, in eine Ordnung zu bringen, bedeutet eine armselige Abstraktion, auch wenn man noch so bemüht ist, rundzusehen und die Darstellung durch Beispiele und Zitate zu belegen. Manchem wird es mit solchen Belegen in diesem Buch schon zu viel getan scheinen, die Menschenkunde hat aber kein anderes Mittel, die mehr als subjektive Gültigkeit ihrer Aussagen nachzuweisen, als indem sie sich auf die Erlebnisse von Menschen beruft, denen man Blick und Wahrhaftigkeit zutraut . . . Auf jeder Seite ist so das Buch dankbar den Arbeiten anderer verpflichtet, auch wo sie nicht ausdrücklich genannt sind. Seine eigentliche Absicht liegt aber weniger in den einzelnen Erkenntnissen als in dem Versuch, pädagogisch sehen zu lehren und die Fähigkeit und Lust zu wecken, Seelisches zu schauen und in seiner Fülle zu vergegenwärtigen — beides ist untrennbar. Denn wer den Menschen bilden will, muß seine Möglichkeiten kennen, die großen wie die gefährlichen.“

Es besteht heute kein Zweifel darüber, daß diese „Pädagogische Menschenkunde“ in der Fassung von 1938 einen ersten Vorstoß in ein Gebiet darstellt, das inzwischen mit der Entwicklung der anthropologischen Interessen überhaupt als Pädagogische Anthropologie zu einem der wichtigsten Zweige der Erziehungswissenschaft geworden ist. Aus diesem auf reicher Erfahrung ruhenden Buch sei hier nur noch *ein* Gedanke herausgehoben. Als erstes Hilfsmittel für die Deutung der „Gliederung des Seelenlebens“ benutzt Nohl hier (wie eben erwähnt) die Platonischen Bilder von den im Menschen vereinigten Antrieben: der Triebsschicht, dem Thymos und den geistigen Interessen und be-

tont zusätzlich ihre Beziehung zur Einheit der Person. Wenn ihm auch klar war, daß man jetzt differenzierter sehen muß, besonders seit der Arbeit der psychoanalytischen Schulen, so meint er doch, alle unsere Menschenkenntnis sei nur Verfeinerung dieses ersten Blicks in den Aufbau unserer Existenz. In den Arbeiten über die Kunst, über das Phänomen der Strafe und in der Ethik überhaupt hat er mit diesem Aufbaugesetz des menschlichen Geistes gearbeitet. Jede „Schicht“ wirkt in das menschliche Schaffen und Verhalten hinein, jede wird aber auch stärker oder schwächer berührt oder betroffen, sei es durch das Kunstwerk oder auch z. B. durch die Strafe. In dem Aufsatz „Vom Sinn der Strafe“ hat diese Einsicht in den spannungsreichen Zusammenhang der menschlichen Natur und seine Auswirkungen ihren überzeugendsten Ausdruck gefunden. Pädagogisch besonders bedeutsam erschien ihm, daß Plato zwischen den sinnlichen Trieben und den auf das Geistige gerichteten Energien ein Mittleres sah, „das Löwenartige im Menschen (= Thymos, das Mutartige und Ehrliebende).“ „Diese Abtrennung des Thymos, des Eifers, von den Begierden und die Erkenntnis seiner höheren Schichtlage war ein tiefer Blick Platons in den Aufbau der Seele. Der Wille hat, abgesehen von seinen Inhalten, gewisse formale Eigenschaften wie Mut, Ausdauer, Energie und Geschlossenheit. Diese großen Eigenschaften sind, unabhängig von allen äußeren Reizen und Abhängigkeiten, in unserer eigenen Hand gelegen und mit einer gehobenen Gefühlslage, Kraft- und Sicherheitsgefühl verbunden. *Voluntas ipsa voluptas* . . . Hier liegt ein selbständiger Einsatz des seelischen Lebens, und wir haben in ihm ein Mittel, die tiefere Schicht zu beherrschen . . . Wir erleben diese Gefühle gehobenen Lebens in Spiel und Sport, in jeder fortschreitenden Arbeit.“ Der Wetteifer sei die Form, in der sie vor allem zur Entfaltung kommen. An diese Überzeugung von dem pädagogischen Wert der bei jedem guten sportlichen Wettkampf in der Anspannung aller Kräfte erfahrenen „positiven Freude des Lebens“, die zwar noch nicht selber geistige Leistung ist, aber eine der noch in der Physis wurzelnden Grundlagen alles „höheren Lebens“, knüpft Nohl u. a. seine Lehre von der pädagogischen Bedeutung des Wetteifers. In dem 1929 vor Lehrern gehaltenen Vortrag über den „Wetteifer in der Schule“

entwickelt er in kritischer Auseinandersetzung mit anderen pädagogischen Auffassungen die Überzeugung von den von der Schule nicht genutzten erzieherischen Möglichkeiten der Anspannung des Thymos im Wettkampf der Gruppen.

Die Praxis des Gruppenwetteifers wurde damals in der kleinen Schulklasse erprobt, die Nohl ebenso wie den Kindergarten mit dem Seminar verbunden hatte. Der Sinn dieser Schulklasse sei, so meint er, „dem Vertreter der Pädagogik an der Universität zu helfen, daß er den Zusammenhang mit Kindern und den lebendigen Aufgaben, die sie stellen, behält . . . Die Klasse ist also ganz allein für mich da, damit ich mit meiner Theorie das Verhältnis zum Leben nicht verliere, wobei es mir weniger auf die Menge der Einzelerfahrungen ankommt, die ich dann durchdenken könnte, als auf das In-Beziehung-Bleiben zu Kindern überhaupt und zu der Arbeit mit ihnen.“ Er war ein fast täglicher Gast bei den etwa 40 Kindern, deren geistige Entwicklung, deren Temperamente und Begabungen, Schwierigkeiten und Gefahren er miterlebte, wobei er „in dem sonderbar lebendigen Bezug“ blieb, „der die Grundlage aller pädagogischen Arbeit ist“.<sup>19</sup> Einen Winter lang hat er den Schulkindern in der letzten Morgenstunde die ganze Odyssee erzählt. Am Umgang mit den Kindern hat er bis ins hohe Alter seine Freude gehabt, an ihrer Spontaneität, ihrem Übermut, ihrem Miteinander, ihrem Wachsenwollen und ihrem ganzen Treiben. Er hat sie kaum im engeren Sinn „erzogen“, und doch konnte die Zuwendung von „Onkel Nohl“ für ihre Entwicklung von entscheidender Bedeutung sein. Dieser elementare pädagogische Impuls war, wie er selber wußte, auch die treibende Kraft seiner Wissenschaft, die vor allem anderen kritische Klärung, Gliederung und Ordnung von unmittelbar gewonnenen Einsichten bringen sollte. Theorie war für ihn hier bewußt *Besinnung*, freilich immer in einem weiten Horizont, und er scheute die Grenze, wo Theorie den unmittelbaren Lebensbezug verliert. Hier liegt eine eigentümliche Stärke und auch wohl die Grenze zwischen dem, was er „Pädagogik“ nannte, und der „Erziehungswissenschaft“ von heute.

Mit der realistischen Wendung, die Nohls Bemühungen um die Menschenkenntnis nahmen, mußte sich auch sein Blick für die besondere soziale Lage der Arbeiterjugend weiter verschärfen.



Seine Aufsätze zum Problem des Alltags, besonders der erste: „Die Jugend und der Alltag“, lassen noch einmal eine neue Wendung seiner Pädagogik erkennen. Dieser Vortrag wurde vor dem „Preußischen Landesbeirat für Jugendpflege, Jugendbewegung und Leibesübungen“ am 1. Dezember 1927 in Berlin gehalten. Er wendet sich vor allem an die Jugendpfleger, versucht, sie von dem bloßen Arbeiten mit den musischen Geselligkeitsformen der Jugendbewegung zu lösen — so wichtig die Freizeitarbeit auch bleiben mag — (es ist hier zum ersten Mal vom „Aschermittwoch der Jugendbewegung“ die Rede) und in ihnen ein realistisches Verständnis für die Lage der Arbeiterjugend in der Großstadt zu erwecken, hinter die es kein Zurück und aus der es keine Flucht mehr geben kann. Technisierung, Rationalisierung und die Bindungslosigkeit des einzelnen Menschen in der Arbeitswelt sind Fakten, die akzeptiert werden müssen. „Wir wollen verantwortlich mit unserem Schicksal leben, und alle Produktivität kann sich immer nur diesem Leben und dieser Not gegenüber entwickeln, aber uns nicht mit gefundenen Lösungen früherer Generationen zufriedengeben, und wenn sie noch so schön sind.“ Vom Alltag des Daseins wird man in der pädagogischen Arbeit ausgehen müssen. Darum braucht der sozial Arbeitende nicht so sehr eine generelle Jugendpsychologie, sondern „eine gesamte Lebenskunde dieser Jugend. Und zwar in doppelter Richtung: wir müssen das Leben dieser Jugend kennen, und wir müssen die Lebenskunde dieser Jugend selber kennen — beides ist etwas sehr Verschiedenes.“ Aus der Kenntnis ihrer realen Nöte, der Vertrautheit mit ihrer Arbeit, ihren Wohnverhältnissen, ihren Gewohnheiten ergibt sich vor allem die Notwendigkeit, dem Einzelnen „beratend und helfend zur Seite zu stehen“. Damit nähert sich die Tätigkeit des Jugendpflegers der des Fürsorgers. Eine Wendung, die die soziale Arbeit heute auf allen Gebieten zeigt, ist hier vorweggenommen. Aber es entsteht natürlich — auch heute — die Frage, was die innere Tendenz solcher Beratung sein soll. Nohl formuliert bezeichnenderweise so: der Jugendpfleger müsse von den „persönlichen Verhältnissen des einzelnen Jugendlichen, den sachlichen Bedürfnissen, Schicksalen und Verflechtungen“ ausgehen, „um sie mit ihm auf ihre Formung hin zu durchdenken und die in ihnen liegenden erzieherischen

Möglichkeiten zum Bewußtsein zu bringen. Das bedeutet wieder eine stärkere Betonung der Besinnung im Leben, aber nicht in der alten Form der Lehre . . . , sondern der Aufklärung im lebendigen Gespräch, in Auseinandersetzung und Wortwechsel, in der Mitarbeit an der neuen Idealbildung in der Jugend". Er sieht die Ansätze dazu im Aufstiegswillen, im Mut zur Selbsthilfe, im Sportgeist der Jugend und glaubt, daß die Traditionslosigkeit, in der sie leben, selber die Voraussetzung einer „neuen Kühnheit des Individuums" werden könne. Es kommt ihm also immer darauf an, daß die gegebene Realität ernst genommen werde und daß von ihr aus pädagogisch ein Weg gefunden werde, dem in der Arbeitswelt in Bedrängnis geratenen jungen Menschen zu helfen, ein sinnvolles Leben zu führen. Charakteristisch für den zugleich immer auch aufs Ganze gerichteten Blick ist die Betonung am Schluß, daß er hier nur als Pädagoge gesprochen habe im vollen Bewußtsein, daß „andere Faktoren hier noch mitwirken müssen, um der Jugend solch aktives, mutiges Leben zu ermöglichen. Die Politik und die Wirtschaft vor allem, Wohnungs- und Arbeitsbeschaffung und eine technisch wie menschlich höher entwickelte Arbeitsform." In der Arbeit, die Schüler und Schülerinnen Nohls in der Folgezeit in der Industripädagogik geleistet haben und noch leisten, wirken die Impulse fort, die hier von ihm ausgingen. Es ist kein Zufall, daß in dieser Zeit pädagogische Probleme der Wirtschaft auch Gegenstand von Seminaren wurden<sup>20</sup>, aus denen dann wiederum Dissertationen zum gleichen Thema hervorgegangen sind. Auch für die Didaktik hätte diese Wendung ihre Folgen haben sollen. Sie ist in den Aufsätzen: „Schule und Alltag" und „Bildung und Alltag" (beide 1929), freilich nur in Umrissen, entwickelt worden. Die Grundgedanken sind, daß auch das Denken über die Bildung von dem Leben ausgehen müsse, „das der Schüler immer schon mitbringt und von dem aus sich ihm die Wege in die geistige Welt auftun." (Dieses Prinzip war schon in der Jenaer Volkshochschularbeit erkennbar gewesen). In einigen Schulformen sieht Nohl Ansätze hierzu, so bei Berthold Otto und in der Grundschulpädagogik, in der Berufsschule, vor allem in den Versuchen, die einige Direktorinnen wie Lina Hilger und Lina Meyer-Kulenkampf gegen Ende der 20er Jahre mit der Frauenoberschule machten, in der

er eine besonders glückliche Möglichkeit solcher didaktischen Umdrehung sah. — Daß verwandte Gedanken heute an vielen Stellen, etwa in der Sozialkunde oder in der Wirtschaftsober-  
schule, auch im zweiten Bildungsweg wirksam sind, liegt auf der Hand. Zu der Auswirkung, die Nohl vorschwebte, aber sind sie damals in der höheren Schule nicht gekommen, wie ja auch nur wenige aus seinem engeren Schülerkreis den Weg in die Gymnasien gefunden haben<sup>21</sup>. Hier wurden die an die alte Bildungstradition anknüpfenden Gedanken Sprangers und Litts stärker beachtet. Aber die große Zahl der Nohl-Schüler, die zwischen 1926 und 1933 an die neuen Pädagogischen Akademien berufen wurden, haben sich dort um die Wahrhaftigkeit einer von unten her aufbauenden, aber die geistigen Kräfte der Jugend aufweckenden neuen Bildungsform bemüht.

Für den Bereich der Didaktik hat Nohl in diesen Jahren einen Begriff, der in den Kombinationen Erdkunde, Heimatkunde, Naturkunde längst gebräuchlich war, und den er mit dem Terminus Menschenkunde in die Anthropologie eingeführt hatte, neue Akzente und damit eine neue Bedeutung gegeben. Die „Kunde“ ist eine Form der an den vorgegebenen Erfahrungsbereich anknüpfenden Lebensorientierung, die der Einführung in die wissenschaftliche Arbeit auf allen Gebieten vorangehen muß, deren Grundlage sie bildet. In der Dissertation „Die Kunde in der Pädagogik“ von Elisabeth Hess-Krug ist diese Theorie im einzelnen entwickelt worden. Die Arbeit von Martin Wagenschein hat in unseren Tagen die Richtigkeit dieses Einsatzes für die Mathematik und die Naturwissenschaften bestätigt.

4. Gegen Ende der zwanziger Jahre wurde Nohl fast gegen seinen Willen durch das Vertrauen der Lehrer- und Erzieher-schaft mehr und mehr in den öffentlichen Kampf gezogen. Das geschah zum ersten Mal 1928, als die Göttinger Lehrer in ihrer leidenschaftlichen Abwehr des Entwurfs eines *Reichsschulgesetzes* seine Unterstützung erbat. Hinter diesem Gesetzentwurf stand die Absicht, die Konfessionsschule zur Normalschule zu machen und die Einrichtung von Simultanschulen nur auf Antrag zu gestatten. Auch Nohl sah in der beabsichtigten Re-konfessionalisierung des Volksschulwesens und der dadurch

möglichen konfessionellen Bevormundung einen Eingriff in die pädagogische Verantwortung der Lehrerschaft und damit eine Bedrohung der Eigenständigkeit der Pädagogik überhaupt. Daher konnte er den Lehrern die pädagogischen wie auch die staatsrechtlichen Argumente für ihren Kampf liefern aus seiner Überzeugung vom Sinn der Reichsverfassung und von dem unableitbaren, d. h. „autonomen“ Auftrag des Erziehers, der in erster Linie vom Kinde und nicht von den Anliegen der Konfessionen her zu denken hat. Die den Kindern entsprechende Arbeit der Schule liegt seiner festen Überzeugung nach diesseits der Trennung der Konfessionen als gemeinsame Aufgabe aller Lehrer. Der Garant für diese Freiheit der Lehrer mußte der Staat sein. Er selber hat seinen hier als Kampfpapare gebrachten Begriff der *Autonomie der Pädagogik*, mit dem er schon lange als mit einer Selbstverständlichkeit arbeitete, in vielen späteren Äußerungen verdeutlicht und seine Modifikationen, die für einen so stark geisteswissenschaftlich Denkenden selbstverständlich sind, sichtbar gemacht (vgl. das einschlägige Kapitel in der „Theorie der Bildung“). Seine Position ist eingegangen in die damals entstehende Dissertation seines Schülers Georg Geißler über die „Autonomie der Pädagogik“. In einem Brief vom 25. 9. 1928 (an EB) berichtet Nohl über seinen Vortrag vor den Göttinger Lehrern: „Dann verlangte die Lehrerschaft einen Vortrag von mir über das Reichsschulgesetz im Stadtpark, Volksversammlung! Mir liegen diese politischen Dinge eigentlich so fern, ich ging sehr ungern daran und hätte mir ja auch schönen Ärger auf den Hals ziehen können — am Morgen vor dem Vortrag war schon der erste anonyme Brief da —, wenn es nicht gelang. Zum Glück ging alles gut, es waren weit über tausend Menschen da, die Spannung sehr stark geladen, die dann auch in einer grotesken Diskussion sich entlud: der Eindruck des Vortrags war jedoch genau der beabsichtigte, man war mäuschenstill, ohne Zwischenruf aufhorend und sichtlich gepackt und zum Teil sogar . . . erschüttert — auch nach dem Schlußwort sichtlich auf *allen* Seiten befriedigt. Der Superintendent und der Kommunist bedankten sich gleicherweise in der Diskussion . . . Als ich dann im Bett lag, war ich aber doch müde wie nach einem Kampf . . . Schließlich diktierte ich den Reichsschulgesetzvortrag für die ‚Erziehung‘, wo er erscheinen

soll, wenn er noch in die Oktober-Nummer kommen kann, sonst ist er überholt . . . In der Diskussion nach meinem Vortrag war das Tiefergreifende die babylonische Sprachverwirrung aller dieser Seelen, an der doch im letzten Grunde *wir* schuld sind, die ihnen keine einfachen, klaren Gedanken zu geben haben. Mir wurde wieder ganz deutlich, wie verheerend hier das historische Bewußtsein gewirkt hat, das nicht verstand, die Wahrheit der Aufklärung festzuhalten. Jetzt ist die Aufklärung bei den Massen in ihrer entstelltesten Gestalt — bei den Geistigen ein Hinweisen auf die ‚historischen Mächte‘, die doch alle gegeneinander stehen. Unser Idealismus war so klassisch, weil er die Aufklärung in sich aufbewahrt hat — Kant, Schiller, Hegel, Pestalozzi — so behielten sie die kritische Kraft und zugleich die ewige Zukunft der Idee, — einen Glauben mit einer Spitze nach vorwärts und den Mut des Neinsagens zum Verwesten. Während wir heute alle Kraft aus dem Anschluß an Traditionelles nehmen wollen, nun aber auch die Toten immer noch verehrungsvoll mitschleppen, was das Volk nicht versteht, das hier vor allem Klarheit nötig hat. Die grauenhafte Unklarheit neulich abend war das Furchtbarste, die sich doch mit so großer Leidenschaft verband.“

Ein zweites Mal hat sich Nohl 1931 auf Wunsch der Pädagogischen Akademie Frankfurt/M. in die Arena begeben mit einer Ansprache über „Konfessionalität und Erziehung“. Sie enthält einen scharfen Protest gegen die wachsende Fanatisierung der öffentlichen Meinung, wie sie von den Nationalsozialisten wie den Kommunisten, aber auch von radikalen Vertretern der Konfessionen ausging. Mit dem Begriff „Konfessionalität“ bezeichnet er — freilich nicht sehr glücklich — die intolerante und dogmatische Vertretung jedes einseitigen Standpunktes, dem er als das einzige Element, in dem Erziehung überhaupt gedeihen kann, den „leidenschaftlichen Willen zum Allgemeingültigen“, also zur „Humanität“, entgegenstellt. Als bezeichnend für die wachsende Vergiftung der Atmosphäre, die seinen Protest hervorrief, seien hier einige charakteristische Sätze zitiert: „Das fremdartigste und zugleich abstoßendste Phänomen der Gegenwart ist für mich der neue Fanatismus der Konfessionalität, der sich heute in Kirchen und Parteien geltend macht. ‚Eine wirkliche Überzeugung diskutiert nicht mit ihrem Gegner, son-

dem vernichtet ihn', soll neulich ein nationalsozialistischer Abgeordneter gesagt haben, und ganz ähnlich drückte sich mir gegenüber ein kommunistischer Kollege aus, der dann Justizminister wurde: 'Eine Überzeugung kann so stark werden, daß sie den Träger der gegenteiligen vernichten muß'. Ich erinnere mich, daß ich mit einem Theologen vor einer arbeitenden Häckselmaschine stand und wir die Grausamkeit der schneidenden Messer bewunderten, worauf er meinte: 'Schade, daß X. (ein bekannter ermordeter Politiker) schon tot ist, sonst könnte man ihn dort hineinwerfen.' Jeder wird leicht aus seiner Umgebung solche Aussprüche in Menge beibringen können; das ganze frivole Gerede vom 'an die Wand stellen', 'baumeln', 'Köpfe rollen lassen' gehört hierher.

Besonders merkwürdig ist dabei, daß dieser Fanatismus der Konfessionalität heute weithin bereit ist, sich mit der bloßen Intensität des Glaubens zu begnügen, ohne weiter nach seinem Inhalt zu fragen. 'Es kommt darauf an, wollen und glauben zu können, ganz abgesehen von den Inhalten, die sich dieses Wollen und Glauben gibt', heißt es bei Ernst Jünger, oder wie Dwiniger einmal schreibt: 'Es kommt nicht darauf an, daß das, was man tut, einen Sinn hat, sondern darauf kommt es an, daß es schwer ist und weh tut.' Das sei der Standardspruch der neuen Jugend, die heranmarschiere. Hier wird denn auch der tiefere Sinn dieser Haltung sichtbar, eine Opferbereitschaft, die dem Glücksverlangen der früheren Generation gegenüber das Leiden sucht, weil es allein Echtheit verbürgt. Aber die Bodenlosigkeit solchen rein formalen Glaubenswillens erlaubt dann, von einer Konfession zur andern zu wechseln — es gibt nie mehr Konvertiten als in den Blütetagen der Konfessionalität. Eine echte persönliche Überzeugung geht nur aus tiefen Gehaltserfahrungen hervor, die langsam erwachsen und durchprobt sein wollen, während die Konfessionalität ihren Mut aus der kollektiven Suggestion entlehnt, die die Menschen anfällt wie eine Infektion. Trotzdem meint man heute in allen Lagern, daß solche Konfessionalität die Voraussetzung für eine gesunde Erziehung sei, und selbst außerhalb ihrer hat man eine sonderbare Verehrung für ihren Radikalismus."

Die Ansprache erschien 1931 in der „Deutschen Schule“, wurde dann aber im gleichen Jahr in der Zeitschrift der Volksbiblio-

thekare („Bücherei und Bildungspflege“) abgedruckt. Auch sie wußten, was kommen konnte. (1948 bringt Nohl ihn noch einmal im 2. Jahrgang seiner Zeitschrift „Die Sammlung“ unter dem Titel „Weltanschauung und Erziehung“ „aus einer tiefen Besorgnis“, wie es da heißt, daß „das ungeheuerliche Geschehen, das wir seitdem durchlebt haben, unser Volk nicht belehrt hat“.)

Nachdrücklicher noch appelliert Nohl an das pädagogische Gewissen in der immer unheimlicher werdender Zeit bei der Kundgebung aller sozialpädagogischen Verbände in Berlin im Oktober 1932 mit dem Vortrag: „Pädagogische Bewegung oder pädagogische Reaktion?“ Wieder spricht er nur als Pädagoge zu Pädagogen. Er vertrat den fast leidenschaftlichen Glauben, daß gerade in Zeiten beängstigend wachsender wirtschaftlicher Bedrängnis und angesichts der zunehmenden politischen Verwirrung alles darauf ankäme, daß die Pädagogen ihre Aufgabe der Jugend gegenüber treu und unbeirrt erfüllten. So hat er noch nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten von seinen Schülern, soweit sie noch im Amt waren, gefordert, daß sie, solange es irgend ging, auf ihrem Posten ausharrten um der Jugend willen. Der Vortrag von 1932 aber bringt sein Entsetzen darüber zum Ausdruck, daß die sozialdemokratische preußische Regierung in diesen Jahren in einer Art von Panik vor der Wirtschaftskrise auf allen Gebieten die reguläre Erziehungsarbeit drosselte und damit — zugunsten radikalisierten Gruppen — schwächte und schädigte.

Wir haben diese bedenkliche Politik damals gerade an den vielversprechenden Pädagogischen Akademien in Altona, Frankfurt/Oder, Halle, Stettin und Elbing, die erst 1930 gegründet waren und an denen eine größere Zahl von Nohl-Schülern in glücklicher Arbeit verbunden waren, bitter empfunden. Die unkonventionelle Zusammensetzung der Kollegien, die die Kooption von Dozenten wie Adolf Reichwein oder von Künstlern wie F. Kaufmann, Musikern wie H. Hoffmann oder Schriftstellern wie H. Krantz und anderen ermöglicht hatte, die materielle Begünstigung durch gute Bauprojekte, die beschwingte Zusammenarbeit in diesen Kollegien und mit den Studenten, das Hineinwachsen in die Lehrerschaft der ganzen Provinz — alles hatte 1930 hoffnungsvoll begonnen, aber schon im Lauf des Jahres

1931 fielen die Schatten des drohenden Abbaus auf unsere Arbeit. Und 1932 wurden Altona und Frankfurt/Oder aufgelöst, Halle mit den sehr anders orientierten Kollegen und Studenten von Cottbus zu einer ungewollten Einheit verbunden. An den Schulen wurde die Pflichtstundenzahl erhöht, viele Lehrer wurden abgebaut. Den Studenten drohte auf lange Zeit die Beschäftigungslosigkeit. Es war wie ein alles lähmender Bann, der sich auf die Pädagogen und ihre Arbeit legte. Die Empörung Nohls über diese reaktionäre Bewegung, die jetzt, 1932, überall spürbar wurde, drückt sich in folgenden Worten aus: „Die Erziehung kämpft heute nicht bloß mit dem Unverständnis, sondern geradezu mit der Feindschaft gegen ihre Arbeit. Das zeigt sich in der Personalpolitik, die führende Kräfte auf tote Geleise abschiebt oder ihnen die Arbeitsmöglichkeit nimmt, das zeigt sich aber vor allem in der geistigen Reaktion gegen die pädagogische Bewegung, also in dem inneren Abbau. Dieser innere Abbau begann mit dem Gerede von der ‚Grenze der Pädagogik‘ und von der ‚Verschulung‘. Was führende Pädagogen, wie Litt und Spranger, hier aus echter erzieherischer Gesinnung in ganz bestimmtem Sinn gemeint hatten, wurde das Feldgeschrei für alle faulen Köpfe, mit dem sich jede Reaktion rechtfertigen zu können glaubte. Verschulung? Also warum neue Fortbildungsschulen? Grenze der Pädagogik! Also wozu das pädagogische Geschrei? Und dann tauchten nacheinander alle die alten Begriffe und Methoden wieder auf, die die pädagogische Bewegung umgeschmolzen hatte: Autorität, Leistung, Gedächtniswissen, Übung und vor allem der Stock. Autorität, Zucht, Leistung, Strenge, Wissen — sie sind gewiß von ewiger Bedeutung, und kein Pädagoge kann sie entbehren; aber wie sie nun hier wiedererscheinen, sollen sie etwas rechtfertigen, was die pädagogische Bewegung glücklich überwunden hatte: die bloße Autorität des Amtes statt der der Persönlichkeit, die objektive Leistung statt der Leistung als Wachstumsreiz und Material der Selbstdisziplin, ein Wissen, das nicht selbst erarbeitet ist, und eine Strenge, die nicht auf dem Grunde des Vertrauens ruht. Die heftigste Ablehnung erfährt aber die Sozialpädagogik in all ihren Gestalten und mit ihrer Gesinnung als ‚Humanitätsduselei‘ — dies dumme Wort ist wieder modern geworden, und wer es benutzt, fühlt sich als starker Mann.“



Selbst ein um den Freiwilligen Arbeitsdienst der Studenten, Arbeiter und Bauern in den zwanziger Jahren so verdienter Mann wie Rosenstock habe gemeint, die Zeit der Sozialpädagogik sei vorbei, und es ginge jetzt um die „Wiederbetreuung der Männlichkeit“, und daß im Jahre 1932 „die Kugel im Roulette der Mannwerdung und der Normalerziehung“ rolle, nicht bei der „Sozialpädagogik der Asozialen“. Worauf Nohl fortfährt: „Als wenn nicht jede Sozialpädagogik gewußt hätte, daß sie ein Notstand ist und immer die Normalerziehung zur Voraussetzung hat. Aber dieser Notstand verschwindet nicht dadurch, daß man ein maskulines Zeitalter dekretiert.“ Wohl habe die Pädagogik jetzt andere Aufgaben als zu Beginn der Pädagogischen Bewegung — auch sie habe ihren geschichtlichen Verlauf, aber die früher gesehenen Aufgaben werden darum nicht unwahr: „Die Struktur des pädagogischen Lebens ist immer dieselbe polare. Immer steht der Selbstwert des Individuums und sein kleines Leben den großen Objektivitäten gegenüber, die sein Opfer und seinen Dienst verlangen. Auf welchem Pol dieser Spannung jeweils der Akzent zu liegen hat, das bestimmt die geschichtliche Stunde. Aber das autonome Ziel der Erziehung bleibt immer der Mensch . . . Die Pädagogik ist nicht die Politik und hat ihr eigenes Gewissen, das ihr niemand abnehmen kann. Wir Erzieher kämpfen in jeder Situation der Geschichte für das Recht des Menschen, daß er zur Entfaltung seines Lebens komme . . . Man hat gemeint, die Zeit der Pädagogik sei vorbei, jetzt habe die Politik das Wort. Das ist sehr naiv gedacht: die richtige Pädagogik ist immer an der Zeit. Pädagogik und Politik sind untrennbar verbunden wie Einatmen und Ausatmen, die geschichtlichen Kräfte eines Volkes sind vor allem eine Funktion seiner Erziehung. Der Sinn unserer Kundgebung ist, das wieder einmal mit aller Deutlichkeit ins Bewußtsein zu rufen. Deutschland wird die historische Aufgabe dieser Jahre nur lösen im Bunde mit der Erziehung und nur mit einer Erziehung, die dem eigensten Gesetz ihres Wesens mit heiligem Ernst die Treue wahrt, aber niemals mit einer pädagogischen Reaktion. Für uns Erzieher aber heißt es in diesen Tagen: ‚Zusammenhalten und arbeiten!‘“<sup>22</sup>

Die Pädagogik hat in den folgenden Jahren die bittere Erfahrung ihrer Ohnmacht gegenüber der Politik des Totalitarismus

machen müssen. — Was sie selber versäumt haben mag, ist eine schwer zu beantwortende Frage.

5. Doch ehe es soweit war, kam die pädagogische Energie Nohls noch einmal zum Durchbruch. Es wurde in den vorangehenden Kapiteln versucht zu zeigen, daß hinter seinem wissenschaftlichen Bemühen immer auch der Wille des Pädagogen stand, die erzieherische Arbeit auf allen Gebieten der Praxis zu beleben und zu verbessern. Man kann vielleicht sogar sagen, daß, zeitweise jedenfalls, der pädagogische Impetus stärker war als das rein theoretische Interesse des Wissenschaftlers.

Noch ein Zweites aber muß für das Verständnis des Folgenden festgehalten werden: für ihn, der um die Jahrhundertwende bei Hintze Geschichte und Politik studiert hatte, der den ersten Weltkrieg durchlebt und der nach 1918 mit großer Leidenschaft für eine Erneuerung des Lebens in seinem Volk gewirkt hatte, war bei aller Kritik an bestehenden Zuständen das positive Verhältnis zu Volk und Staat ungebrochen. Die Arbeit in der Volkshochschule war dem Willen entsprungen, die Kluft von Gebildeten und Ungebildeten im Volk zu überbrücken. Auch die sozialpädagogischen Bemühungen sollten mit ihrem Einsatz bei der Not zum Wohl des Volksganzen beitragen. Es entsprach seiner Auffassung des Pädagogischen, daß er nicht den Weg über eine politische Partei einschlug, die soziale und wirtschaftliche Mißstände radikal zu bekämpfen suchte. Die Aufgabe des Pädagogen als Pädagoge war für ihn im Kern eine Frage der persönlichen Zuwendung, des „pädagogischen Bezugs“, und sie fordert als solche die ganze Kraft des Erziehers in diesem Verhältnis und seine produktive Phantasie. Die Erziehung macht seiner Auffassung nach nicht halt an den Grenzen einer Partei oder einer Konfession. Ihr Auftrag ist universal, oder besser vielleicht: er ist fundamentaler als die Trennungen. Der wachsende Gegensatz zwischen den Parteiungen, der die Spannungen im öffentlichen Leben gegen Ende der zwanziger Jahre so ungeheuer steigerte, war für ihn doppelt beunruhigend, weil er die Integrität der pädagogischen Arbeit bedrohte. Dazu kam die wachsende Not, die bedrückende Arbeitslosigkeit gerade der Jugend, die immer weiter um sich greifende Hoffnungslosigkeit

seit der Wirtschaftskrise gegen Ende der zwanziger Jahre. Aber wie er das Volk immer wie in Analogie zum Einzelnen sah, so war ihm klar, daß es aus der Depression nur *einen* Weg gäbe: den einer großen gemeinsamen Aufgabe, die eine neue Zuversicht erwecken konnte. In der Situation der Zeit boten sich Ansätze dazu. Schon seit den frühen zwanziger Jahren hatten einzelne Gruppen und Instanzen Aufgaben der Landpädagogik in den agrarischen Gebieten des deutschen Ostens aufgegriffen: Studenten und Jugendgruppen im freiwilligen Arbeitsdienst, Landwirtschaftskammern mit der Einrichtung von Kursen von Wanderlehrerinnen und mit der Schaffung von Erntekindergärten in den Dörfern, Landwirtschaftliche Frauenschulen mit ihrer Ausbildungsarbeit, Ländliche Volkshochschulen mit ihren Bildungsbemühungen, Pädagogische Akademien mit Landschulwochen und dem Studium der Probleme der Landbevölkerung — um nur einiges zu nennen. Auch die Preußische Regierung hatte gegen Ende der zwanziger Jahre begonnen, die bäuerlichen Wirtschaften (im Gegensatz zum ostelbischen Großgrundbesitz) zu fördern und eine Siedlungspolitik großen Stils in den Provinzen Ostpommern und Grenzmark, sowie in Ostpreußen in die Wege zu leiten. Auf großen Gütern, die sich wirtschaftlich nicht mehr halten konnten, wurden Kleinsiedlungen geschaffen, auf denen sich in der Landarbeit vielfach unerfahrene Familien eine neue Existenzgrundlage schaffen sollten. Verantwortliche Menschen des öffentlichen Lebens wie Dr. Aenne Sprengel von der Landwirtschaftskammer in Stettin, Schulrat Fuchs in Ortelsburg und andere erkannten die sozialpädagogischen Aufgaben, die sich hier ergaben, und Nohl griff diese Aufgaben mit dem ganzen Schwung, dessen seine Natur auch jetzt noch fähig war, auf. Wie er in seiner Konzeption der Pädagogischen Bewegung die heterogen erscheinenden Energien verschiedenster Versuche der Praxis zu einer auf die Zukunft gerichteten produktiven Kraft zusammengefaßt hatte, so knüpfte er jetzt an schon hier und dort geleistete Arbeit an und versuchte mit einer neuen, die vorhandenen Ansätze zusammenfassenden Idee der unruhigen Jugend eine ihre Aktivität ansprechende nationale Aufgabe zu zeigen.

Es ist nicht meine Aufgabe, Wert oder Unwert dieser Preußischen Siedlungspolitik, die mit der „Reagrarisierung“ zugleich

der politisch bedenklich erscheinenden Entvölkerung jener östlichen Grenzprovinzen zu begegnen versuchte, zu beurteilen. Das Faktum dieser Bevölkerungspolitik lag vor, und aus ihm ergaben sich in überwältigender Zahl die menschlichen Probleme, die Nohl jetzt, wie im Folgenden gezeigt werden wird, zu lösen versuchte. Er hat Fakten und Zahlen aus dem damals zugänglichen Material in seinen Aufsätzen sorgfältig zusammengestellt. Worauf es hier ankommt, ist zu zeigen, daß er innerhalb dieser sozialpolitischen Gegebenheiten eine große nationalpädagogische Aufgabe sah und zugleich die Möglichkeit, die Flut der weithin noch vagen nationalen Emotionen junger Menschen, in denen sich Unwille, Verzweiflung und dumpfe Sehnsucht mit einem weitverbreiteten neuen Interesse am deutschen Osten mischten, in einen Strom zu lenken, der ihnen die Richtung auf eine positive Aufgabe geben konnte, eine Art Entwicklungshilfe, damit sie nicht in den Radikalismus einmündeten. Das von Nohl in diesen Jahren Gewollte ist unzweideutig vom Nationalsozialismus unterschieden durch die wache Humanität, die seinen sozialpädagogischen Willen be-seelte. Der Begriff „völkisch“ kommt dabei nirgends vor. — Die preußischen Provinzen, um die es sich in dieser Bewegung handelte, befanden sich schon seit langem in einem kulturellen Notstand. Wie in einem Zirkel hatte dieser zur Entvölkerung des Landes beigetragen, und diese steigerte wiederum den Rückstand. Er betraf das Landschulwesen wie die Wohlfahrtspflege und das kulturelle Leben. In diese verödete Welt kamen nun die unerfahrenen Siedler, die auf ihren kleinen Siedlerstellen einer unerhört schweren Aufgabe fast mittellos gegenüberstanden, was die Frauen mit besonderer Härte traf. Daraus ergab sich, daß der menschliche Beistand, vor allem für die Frauen, genauso notwendig war wie die finanzielle Hilfe. Nohl sah, daß neben der Einrichtung von Jugendheimen die Schaffung eines neuen sozialpädagogischen Berufs die dringendste Aufgabe war, des Berufs der *Siedlungshelferin*. Die landwirtschaftlichen Frauenschulen erwiesen sich hier neben den sozialpädagogischen Schulen als die besten Bundesgenossen für die Gewinnung weiblicher Kräfte. Daneben war von Anfang an auch an einen freiwilligen Erntehilfsdienst von Studenten in diesen Provinzen gedacht, wie er auch von einzelnen Gruppen durch-

geführt wurde. Der Bericht eines Kreises von Göttinger Studenten, die im August 1932 für drei Wochen noch unter Curt Bondys Führung nach Jablonken in Ostpreußen gingen, liegt in dem Büchlein „Studenten auf einer Siedlung in Masuren“ vor, das bei Beltz erschienen ist. Er zeigt, wie man damals die Aufgaben sah, primär in fürsorgerischer, erzieherischer und volksbildnerischer Hinsicht, und wie man sie zugleich politisch als nationale Aufgabe verstand. Weiter hoffte man, daß junge Menschen in die Arbeit der Schulen und der Volkshochschulen jener Provinzen eintreten würden.

Im Jahr 1931 hat Nohl der Leitung des Berliner Zentralinstituts den „Plan einer national-pädagogischen Organisation im Rahmen der Osthilfe“ vorgelegt. Über diesen Plan berichtet er bei einer Zusammenkunft von Mitgliedern der Gilde Soziale Arbeit mit dem Göttinger Pädagogischen Seminar am 19. Juli 1931 in Lippoldsberg. Es heißt da: „Es handelt sich darum, in diese kulturarmen Bezirke geistige Energien einströmen zu lassen . . . die, aus allen Gauen Deutschlands kommend, das höhere Leben des weiten Vaterlandes wie Transformatoren umwandeln in Tat und Hilfe, keine Bildung von oben her, die außerhalb des Volkes bleibt, sondern echt sozialpädagogisch, praktische Hilfe und Vergeistigung des täglichen Lebens. Das Jugendheim kann hier die Zelle werden, in der die Jugendpflege, die ländliche Fortbildungsschule und Volkshochschule ihren Raum finden. Das Herz solchen Jugendheims ist der Kindergarten. Das Ziel wäre, daß schließlich jedes Dorf solch ein Jugendheim bekommt, ähnlich wie die Schweiz seinerzeit den Kanton Tessin zu entwickeln suchte, indem sie überall die case dei bambini einrichtete. Die Leiterinnen dieser Jugendheime, die zugleich die Mütterberatung und die weibliche Jugendpflege übernehmen, wären in einer straffen Organisation zusammenzuhalten durch Bezirksjugendpflegerinnen und schließlich durch eine Zentrale, die in ihnen kein Gefühl der Isolierung aufkommen läßt, sie stützt durch Anregungen aller Art, Besuche und Tagungen, durch eine Zeitschrift usf. [er selbst plante diese Zeitschrift, die unter dem Titel „Der Osten, Zeitschrift für Landschule und Landkultur“ bei Beltz erscheinen sollte], so daß sie sich nicht bloß als Angestellte ihrer Gemeinden, sondern immer zugleich als staatliche Organe des nationalen Willens fühlen. Diese Zen-

trale hätte vor allem aber auch die Aufgabe, die soziale Arbeit des Jugendheims mit der Arbeit der Schulen (insbesondere auch der Wanderhaushaltschulen, Fortbildungs- und Hauswirtschaftsschulen, Volkshochschulen und Volksbüchereien) in den engsten inneren Zusammenhang zu bringen. Die Unterlage für den Aufbau müßte eine Denkschrift bilden, die ein klares Bild der gegenwärtigen Lage, der vorhandenen Ansätze und vor allem einen durchgearbeiteten Arbeitsplan vorlegt, der das Ineinandergreifen der verschiedenen Kräfte zu einem einheitlichen Kulturwerk sichtbar macht. Die Durchführung selbst erforderte statt der toten Hand der Bürokratie die Einschaltung einer führenden Persönlichkeit als Staatskommissar, der zwischen den verschiedenen Ämtern vermittelt und mit den genügenden Vollmachten versehen wäre, um das Werk geschlossen durchzusetzen.“ — Ein gut geleiteter Kindergarten erschien gerade für das Dorf so wichtig, weil er „nicht bloß eine Erleichterung für die schwer überlasteten Landfrauen bringt, sondern ganz von unten her wie keine andere Institution in die Familie hineinwirkt und hygienisch, erzieherisch und allgemein menschlich von dem größten Einfluß auf die Mütter ist. Wie mir denn überhaupt die Entwicklung gerade der weiblichen Kultur bei dieser ganzen Arbeit fast am wichtigsten zu sein scheint“. Während er früher schon für die Jugendämter die aufbauende, also jugendpflegerische Arbeit gegenüber der nachträglich heilenden betont hatte, heißt es jetzt: „Was hier noch einseitig sozialpädagogisch ausgedrückt ist, hat heute einen neuen Sinn bekommen und damit eine stärkere Dringlichkeit. Wie denn überhaupt die entscheidende Wendung heute darin liegt, daß sich die großartige sozialpädagogische Energie, von der Deutschland seit dem Kriegsende vorwärtsgetrieben wurde und die in ihrem Volksbegriff von Beginn an einen latenten nationalen Gehalt hatte, jetzt nationalpädagogisch ausrichtet. Das heißt nicht, die alte Aufgabe vergessen, sondern sie erweitern und im Hegelschen Sinne aufheben in einer neuen, die alle dort gewonnenen Mittel, Erfahrungen und Einsichten zu Hilfe ruft. Aus der Not eines Teils unseres Volkes ist die Not des ganzen geworden, und der Aufbau einer lebendigen sozialen Kultur in diesen gefährdeten Bezirken des Ostens ist keine Angelegenheit einer Schicht unseres Volkes mehr, sondern eine Lebensfrage

unserer Nation.“ Nach dem Zusammenbruch von 1807 habe der preußische Staat „durch die Gründung der Berliner Universität seine äußere Verarmung durch geistige Kräfte zu ersetzen gesucht. So sollten auch wir heute über dem Ringen der Wirtschaft das eigentliche Leben nicht vergessen und mit dem Dennoch des politischen Willens, der unser Volk beseelt, tapfer ein solches nationalpädagogisches Unternehmen in großem Stil beginnen, diesmal nicht von oben herab, sondern gemäß der Struktur unserer Zeit von unten aus dem Alltag des arbeitenden Daseins herauf, ein Unternehmen, das die nationalen Leidenenschaften unserer Jugend nicht mehr sinnlos verströmen läßt, sondern wie in einer Talsperre aufstaut, um sie für das ganze Land fruchtbar zu machen“.

Die acht Vorträge aus den Jahren 1931 und 1932, die dann 1933 in dem Büchlein „Landbewegung, Osthilfe und die Aufgabe der Pädagogik“ (bei Quelle und Meyer) zusammengefaßt wurden, variieren die hier ausgesprochenen Gedanken. Das Ziel all dieser Hilfe sollte sein, selbst in dem mühseligen Lebenskampf der Siedler die Basis aller Kultur, und das heißt: ein beseeltes Familienleben zu ermöglichen.

Tatsächlich ist infolge der unermüdlichen Bemühungen Nohls bei allen zuständigen Stellen am 19. 3. 1932 vom Minister für Landwirtschaft in Preußen ein Erlaß ergangen, der im Regierungsbezirk Köslin einen ersten „kleinen Versuch“ mit der Anstellung von einer Anzahl von Siedlungshelferinnen und von einer ihre Arbeit koordinierenden Hauptberaterin machte, dem dann bald noch weitere gefolgt sind. Doch es blieb bei den Anfängen. Aber durch die Übernahme der ersten Siedlungshelferinnen und der ihnen beigeordneten Siedlungshilfsgruppen, denen auch Schülerinnen Nohls angehörten, in den zunächst freiwilligen Frauenarbeitsdienst und schließlich in den NS-Arbeitsdienst ist vieles von dem Geist dieses Pionierwerks in den weiblichen Arbeitsdienst dieser östlichen Provinzen übergegangen und hat von da auch in die Führung *dieser* Organisation hineingewirkt. Aber als großes humanes Projekt ist das Ganze gescheitert. Die nationalen Energien waren so nicht oder nicht mehr zu sammeln. Sie wurden in eine andere Richtung gerissen.

Es ist heute leicht, die Fehlkalkulation zu erkennen und über

die großen Hoffnungen zu lächeln, die hier auf den pädagogischen Idealismus als rettende Macht gesetzt wurden, und noch leichter, jede Bejahung des Nationalen in der damaligen Zeit als wegbereitend für das Böse zu verdammen. Man wird aber erkennen müssen, daß in den letzten Jahren der Weimarer Republik der Nationalsozialismus unter der Jugend auch deshalb so rasch Boden gewann, weil für sie kaum irgendwo sonst ein klares Ziel zu erkennen war, das positive Aufgaben stellte, die ihren Aufbauwillen wachriefen und in die Zukunft wiesen. Auf diesem Hintergrund wird man diesen pädagogischen Entwurf Nohls sehen müssen als den aufrichtigen Versuch einer Hilfe im Großen in der damaligen Zeit, Hilfe für die Siedler, Hilfe für die Jugend und darüber hinaus für die Provinzen des deutschen Ostens.



## Der Wirkungskreis

Mit dem Versuch, die Thematik der Arbeit Nohls zwischen 1920 und 1933, also während der entscheidenden Jahre seiner Wirksamkeit, darzustellen, ist das Geheimnis seiner starken Wirkung auf weite Kreise der pädagogischen Welt von damals noch nicht aufgeheilt. Von der eigentümlichen Lebendigkeit und Intensität seiner geistigen Art läßt sich schwer ein Bild geben. — Auch der Hintergrund des Überkommenen in Schule und Anstaltsleben, gegen den sich der neue pädagogische Wille richtete, ist heute kaum mehr zu greifen. Den autoritären, z. T. fast militärischen Geist durchschnittlicher Schulen der Zeit, den unreflektierten Inhalt des Unterrichts mit seinen nationalistischen Akzenten, die methodische Starrheit der Formalstufen, die weithin noch galten, die konfessionelle Enge der meisten Erziehungsanstalten, ihren unpersönlichen Anstaltscharakter und das Odium der „Zwangserziehung“, das noch auf vielen von ihnen lag, kann man sich trotz mancher heutigen Rückständigkeiten kaum mehr vorstellen. Nur die moderne Lesebuchkritik gibt eine Ahnung von der nationalistischen Befangenheit damaliger Unterrichtsgesinnung. Es war die ganze rückständige Welt, gegen die die neue Erziehung sich wendete mit dem intensiven Bemühen um das Verständnis der wirklichen Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen und um den Sinn der Bildungsarbeit. Es wurde eine pädagogische Perspektive gewonnen, die mit dem neu verstandenen Wohl der Jugend Ernst machte und die sich in Jahrzehnten hätte konkretisieren sollen. Die Schüler Nohls fühlten sich als Träger des neuen Erziehungswillens, und dieses Pionierbewußtsein war es, was sie in ihrer Arbeit in den sozialpädagogischen Ausbildungsstätten, in Heimen aller Art, in der Erwachsenenbildung, in Schulen und in der sog. sozialen Betriebsarbeit und schließlich auch in der neuen Lehrerbildung trug und was sie bei aller Distanz, die sie zu einander zu wahren wußten, fast geschwisterlich verband. Natürlich standen sie nicht isoliert. Auswirkungen der Jugendbewegung fanden sich auch außerhalb des Kreises. Bei den Entschiedenen Schulreformern, den neuen „Gemeinschaftsschulen“, bei Peter Petersen,

in der Erwachsenenbildung und der Volksbüchereibewegung, in den aus der Frauenbewegung stammenden Sozialen Schulen, überall spürten sie einen verwandten Geist, und überall fanden sie sich an der gleichen Front und vor erregenden Aufgaben. In der Gewißheit, jedenfalls in der erzieherischen Gesinnung auf dem rechten Wege zu sein, haben die meisten von ihnen wohl zu lange das sich anbahnende Unheil unterschätzt, und sie überschätzten die Tragweite der Bemühungen der eigenen Kreise. Dies gilt auch für Nohl selber und wahrscheinlich für die Mehrzahl der so zuversichtlich in jenem aktiven Erziehungswillen Verbundenen.

Zum ersten Mal fanden sich Vertreter der Universität, die der Erziehung einen neuen Sinn und der Pädagogik einen wissenschaftlichen Rang zu geben versuchten, zusammen in der Gründung der Zeitschrift „*Die Erziehung*. Monatsschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben“, deren erste Nummer im Oktober 1926 bei Quelle und Meyer erschien. Die Herausgeber waren neben Herman Nohl Aloys Fischer, Theodor Litt, Eduard Spranger und Wilhelm Flitner, der die Schriftleitung übernahm. Die Zeitschrift sollte den Sammelpunkt der neuen, im geisteswissenschaftlichen Sinn verstandenen Erziehungsbewegung bilden. Sie war die erste pädagogische Zeitschrift, die nicht den Sonderaufgaben der Schulmeister oder anderer Spezialisten diente, sondern in der die Pädagogik als eine der großen Kulturfunktionen im philosophischen Sinne verstanden wurde, die, wie Nohls eigene Theorie, alle Gebiete umfaßte, in denen pädagogische Probleme im weitesten Sinne sich stellten. Sie sollten von führenden Autoren der Zeit, aber auch von zuständigen jungen Kräften behandelt werden. Nohl und seine Schüler haben sich besonders im Anfang rege an dieser Zeitschrift beteiligt, so daß Flitner gelegentlich Sorge vor ihrem Übergewicht haben konnte. Aber es war nur natürlich, daß die Zusammenarbeit zwischen ihm und seinem einstigen Lehrer anfangs besonders eng war, ging doch wohl auch die in jeder Nummer an zweiter Stelle wiederkehrende Abteilung „Die pädagogische Bewegung“ auf Nohls Anregung zurück. Die Geschichte dieser Zeitschrift wird uns hoffentlich noch aus der Feder ihres langjährigen Schriftleiters geschenkt werden. In unserem Zusammenhang ist die Tatsache

wichtig, daß Nohl von jetzt an in einer Arbeitsverbindung mit diesen Kollegen stand. Zu *Spranger* bestand seit ihren letzten Schuljahren und dem gemeinsamen Studium — vor allem bei Paulsen, aber auch bei Dilthey — eine nähere Beziehung, die auch noch in die Privatdozentenzeit beider hineinreichte. Dann scheint sie lange geruht zu haben. *Spranger*, schon seit 1911 Ordinarius in Leipzig und seit 1920 in Berlin, gewann auch durch den Erfolg seiner Bücher im öffentlichen Bewußtsein früh einen Vorsprung vor Nohl, der ihm doch in der Klarheit der Theorie überlegen war. In den ersten Jahren der gemeinsamen Arbeit an der „Erziehung“ war das Verhältnis nicht ganz spannungsfrei, nicht nur wegen des Gegensatzes der Temperamente, sondern auch, hiermit zusammenhängend, weil dem progressiven pädagogischen Willen Nohls eine mehr konservative Tendenz bei *Spranger* entgegenstand. Sie zeigt sich etwa in *Sprangers* Aufsatz über die „Verschulung“, dessen den pädagogischen Willen lähmende Wirkung Nohl sofort voraussah. Die wenigen Briefe *Sprangers*, die mir zugänglich waren, zeigen erst in den späteren Jahren wieder ein wärmeres persönliches, wenn auch immer höflich distanziertes Verhältnis, das dann bis zum Tode Nohls ungetrübt blieb.

*Litt* war erst nach dem ersten Weltkrieg aus dem Schuldienst in die Hochschularbeit übergetreten. Ein Brief an Hermann Heimpel, in dem er nach Nohls Tod sein Verhältnis zu ihm rückschauend charakterisiert, darf vielleicht an dieser Stelle eingefügt werden, obgleich er über den hier besprochenen Zeitraum hinausreicht.

„Für mich war es, als ich in mein akademisches Lehramt hineinwuchs, eine ganz besondere Fügung, daß ich mit zwei so grundverschiedenen, ja entgegengesetzten Naturen, wie Nohl und *Spranger* es waren, in freundschaftliche Beziehungen eintreten konnte. Dabei habe ich die persönliche Ausstrahlung des damals noch sehr leidenschaftlichen Nohl aufs stärkste empfunden. Von uns damals zusammenwirkenden Pädagogen ist er unzweifelhaft der am stärksten Schulebildende gewesen. Besonders in Niedersachsen stößt man allenthalben auf die Spuren seines Wirkens. Unvergeßlich ist ein Besuch in Lippoldsberg während seiner durch die Nazis erzwungenen Kaltstellung. Bewundernswert war die Gelassenheit, mit der er sein Los ertrug. Schließ-

lich habe ich mich dann an seiner Altersverklärung erfreuen können. Er war ein ganzer Mann." (24. 4. 1961)

Auch Litt war „ein ganzer Mann“, und die Freundschaft, die auf der später immer mehr hervortretenden Gesinnungsgemeinschaft beruhte, war auch imstande, wissenschaftliche Gegensätze zu tragen. Die einzige große wissenschaftstheoretische Rezension, die Nohl (von der kritischen Einleitung zu Diltheys Abhandlung über „Die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft“ abgesehen) in jenen Jahren geschrieben hat, gilt Litts Buch „Die Philosophie der Gegenwart und ihr Einfluß auf das Bildungsideal“. Die Rezension ist 1927 in der Deutschen Literaturzeitung erschienen. Die Kritik trifft das Zentrum der Littschen dialektischen Denkweise und versucht ihre Unvereinbarkeit mit der zugleich von Litt hier vertretenen Lebensphilosophie aufzuweisen. Auf einer seiner beliebten, mit den feinen Schriftzügen gefüllten Postkarten antwortet Litt und versucht in aller Kürze seine Auffassung zu rechtfertigen. Er endet mit den Worten: „Schade, daß die Schrift noch nicht vorlag, als wir in Dresden zusammen waren. Mündlich geht das alles besser. Und vielen Dank noch für die ganze Sendung, die mich natürlich noch intensiv beschäftigen wird.“ Und er schließt wie immer „mit herzlichen Grüßen“.

Aloys Fischer hat Nohl erst 1929 anläßlich einer Tagung des Fröbelverbandes in München persönlich kennengelernt. Nohl war stark beeindruckt von dem gesammelten Ernst dieses Mannes, von dem er, trotz gelegentlicher Ungeduld, nur mit Hochachtung sprach und in dessen psychologischen und soziologischen Studien er eine wertvolle Ergänzung der eigenen Arbeit sah. Im „Handbuch der Pädagogik“ hat Fischer dann den Artikel über „Die Berufserziehung“ übernommen. Eine späte Äußerung Nohls über ihn mag hier noch folgen: Am 29. 3. 1953 schreibt er an L. Froese: „Aloys Fischer war großartig im mündlichen Vortrag — formvollendet und immer gedankenreich, nie bloß formal. Aber seine Aufsätze sind sonderbar mühsam zu lesen. Jedenfalls war er ein wirklich pädagogisch denkender Mensch, da mehr als Litt und Spranger.“

Das Verhältnis zwischen dem jungen W. Flitner und Nohl ist weiter oben schon angedeutet worden. Die Stellung des um ein Jahrzehnt Jüngeren zu seinem früheren Lehrer und jetzigen

Kollegen spiegelt sich in dem Brief, den er Nohl zum 50. Geburtstag (1929) geschrieben hat und der als ein charakteristisches Dokument der Verbundenheit des einstigen Schülers mit diesem Lehrer im Zusammenhang dieses Kapitels seinen Platz finden muß.

„Hamburg, den 4. Oktober 1929

Lieber Freund! Ein Schrecken durchfuhr mich, als Weniger vor einiger Zeit mich darauf aufmerksam machte, daß Ihr diesjähriger Geburtstag der 50. sein wird, und als ich dann selber meinen 40. Geburtstag hinnehmen mußte, so konnte ich es leicht daran berechnen. In zehn Jahren Abstand ziehe ich ja nun schon stets hinter Ihnen her, immer in dem frohen Gefühl, in Ihnen einen Lehrer gefunden zu haben, dem noch beinahe ich einen Gesellendienst tun kann. Sie sind uns — Ihren vielen Schülern, von Ferdinand Bulle an — nicht der Lehrer aus einer anderen Generation —, wir haben, trotz dieser 10 Jahre Abstand, noch das Glück der Gleichaltrigkeit. Indem die Älteren nun sterben, die Jüngsten aber deutlich ihr ganz anderes Gesicht annehmen, wird mir das immer mehr bewußt. Darf ich Ihnen an diesem merkwürdigen Tage, einem Tag der endlosen Verwunderung über die Zeit *des Menschen* — meinen Dank, meinen *innigen Dank* einmal mit Worten sagen für die Schöpfung, die Ihnen gelungen ist und in die Sie mich früh und mit Vertrauen eingegliedert haben, die Schöpfung eines ganz einzigartigen Arbeitskreises, in dem wir alle das Bewußtsein erhalten haben, eine zusammenhängende Leistung zu vollbringen und in dem wir zugleich aber das Maß von Selbständigkeit bekommen haben, für das unsere Kräfte, wenn wir uns anspannen, gerade ausreichen. Es gibt in unserem Kreise, glaube ich, keine Mißgunst, keine Gefühle des Nicht-zur-Geltung-Kommens und ähnliche Krankheitserreger, mit denen wir arbeitswilligen Menschen sonst geschlagen sind, es ist eine saubere frische Luft da, und es fehlt nicht an der Liebe. Wo wir versagen, versagen wir aus Mangel an Kraft, von Ihnen aus ist mehr geschehen, als man fordern kann, Sie haben alle Menschen gesteigert, durchaus über ihren eigenen Anlauf hinaus befeuert — Sie müssen mir erlauben, daß ich das Ihnen heute einmal so einfach schreibe, es muß eben doch einmal gesagt, nicht nur immer empfunden sein.

Wir haben uns verabredet, zu Ihrem Festtag Ihnen Arbeiten zu liefern, und Sie finden hoffentlich mit diesem Brief zugleich das letzte Heft der ‚Erziehung‘ auf Ihrem Tisch, das Sie als eine Gabe Ihrer Schüler zum Geburtstag ansehen wollen. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß die Öffentlichkeit den Geschenkcharakter des Heftes bemerkt — zu einer Festschrift sind wir alle doch noch nicht weit genug, und so habe ich auch einen Vermerk auf dem Titelblatt vermieden. Es bleibt eine *häusliche* Gabe. Aber ich glaube, Sie werden an den schönen Beiträgen von Weniger, Flug, Lehmensick, Frankenberger ihre Freude haben. Ich selber habe nichts geliefert; ein Aufsatz, der Ihnen zugedacht war, fand nicht mehr Platz und war nicht originell genug, um neben den anderen zu stehen. Sie müssen meinen Beitrag im Handbuch als Geburtstagsgabe ansehen, in den ich eine Menge hineingeheimnißt habe, was Ihnen ja gewiß offenkundig geworden ist. Mögen Sie aus der ganzen jungen Gruppe, die aus dem Heft spricht, den fröhlichen Eindruck mitnehmen, daß wir alle, selbständig mehr oder weniger, auf dem unübersehbar weiten Kampffeld marschieren und kooperieren, auf dem Sie uns angesetzt haben, für das wir durch Sie ausgebildet sind, und auf dem wir alle uns gesund und frisch fühlen, weil wir belebt sind durch die Liebe, die Sie uns schenken und die Sie uns immer wieder erwidern. Die herzlichsten, treuesten Wünsche für eine weite Zukunft! Ihr Flitner.“

Das dritte Jahrzehnt des Jahrhunderts brachte Nohl seine beiden Rufe, den nach Frankfurt 1926 und den nach Hamburg 1927, beide zunächst verlockend, weil es sich jedesmal um eine junge, noch ausbaufähige Universität handelte. Beide Male lehnte er nach kurzer Überlegung ab, Frankfurt, weil ihm der geforderte Einfluß auf die Pädagogische Akademie nicht zugestanden wurde, Hamburg wegen der Schwierigkeiten, die er für die Zusammenarbeit mit dem nächsten Fachkollegen voraussah. Er hat sich zwar später manchmal gefragt, ob er da nicht doch der eigenen Kraft zu wenig getraut und sich die Möglichkeit eines noch einmal neuen und größeren Anfangs verbaut habe. Aber im Grunde sprach wohl auch bei diesen beiden Entscheidungen ein Motiv mit, das er 1929 auf eine Anfrage Kühnemanns aus Breslau, ob er einen Ruf dorthin annehmen würde, aussprach:

„Es hat etwas Verlockendes, in meinem Alter — ich bin vor einigen Tagen 50 geworden — noch einmal den Kriegsschauplatz zu wechseln und neu anzufangen, zumal an einer so großen und lebendigen Universität, wie es Breslau ist. Andererseits aber ist gerade die Tradition einer zusammenhängenden Tätigkeit hier für meine dauernde Wirkung auf meine Schüler von einer so eigenen Bedeutung — die Pädagogik hat ja da andere Gesetze wie sonst die Wissenschaft — daß ich wohl schon hier bleiben muß, wenn mir nicht ganz besondere Bedingungen für meine Arbeit gegeben werden können.“ — Wie sich in diesen Rufen die wachsende Anerkennung Nohls in der wissenschaftlichen Welt ausdrückt, so wird auch seine Stellung innerhalb der eigenen Universität immer angesehener. 1931 erhält er wie ein Geschenk für sein Seminar das schöne Haus in der Wagnerstraße mit dem großen Garten, das für die persönliche Atmosphäre, die er seinem Arbeitskreis immer zu geben bemüht war, einen so viel günstigeren Rahmen bildete als das provisorische Domizil in dem alten Waisenhaus. Auch die Schulklassen und der Kindergarten siedelten mit in dieses frühere Professorenhaus über, ein kleines Stück nachbarlicher pädagogischer Wirklichkeit auch für die Studenten. Der Assistent wohnte im Haus, und Nohl selber gewann dort ein ruhiges Arbeitszimmer mit dem Blick auf die schönen alten Bäume, wo er nun auch seine Sprechstunden abhalten konnte. Das Klubzimmer für die Studenten im Erdgeschoß war eines der ersten seiner Art in einem Universitätsseminar. — Im Jahre 1930 wurde Nohl Dekan seiner Fakultät. Er übernahm das Amt, das ihm mit der Freude der Verantwortung auch die Mühsal seiner vielen Verpflichtungen brachte, gern.

Seit der Mitte der zwanziger Jahre hatte sich sein Arbeitskreis auch nach außen sehr erweitert. Zunächst hatte er sich vor allem um die Weiterbildung der Lehrerschaft bemüht, hatte die Göttinger Denkschrift zur Ausbildung der Volksschullehrer entworfen und ihre endgültige Fassung redigiert. Den Schulen in und um Göttingen galt sein Interesse. Das gute Verhältnis der Universität zu den Schulen der Stadt hat ihm immer am Herzen gelegen. Allmählich wurde er für immer weitere Kreise zum Berater und seit der Mitte des Jahrzehnts vor allem auch in sozialpädagogischen Fragen. Von der umfangreichen Vor-

tragstätigkeit war weiter oben schon die Rede. Denkschriften zu Ausbildungsproblemen der Sozialarbeiter wie der Lehrer an höheren Schulen entstanden. Immer mehr Gutachten wurden von außen angefordert. Die halbamtliche Korrespondenz stieg ständig. Das Pädagogische Institut der Universität, das er neben dem Seminar leitete, griff in Kursen und Vorträgen aktuelle pädagogische Aufgaben auf. Universitätswochen führten ihn als Vortragenden von Lüneburg nach Braunschweig oder nach Esens in Ostfriesland. Seit 1926 war er Mitglied der im vorhergehenden Jahr gegründeten Studienstiftung des Deutschen Volkes und zwar für die Auswahl der Stipendiaten aus der ganzen Provinz Hannover und als einziger Vertrauensdozent in Göttingen. So sehr ihn bei seiner Art, sich dem Einzelnen zuzuwenden, die zusätzliche Arbeit zeitlich belastete, er hat sie mit immer gleicher Freude getan<sup>23</sup>, auch weil er das hohe Niveau und die unbeirrbar Sachlicheit der Verhandlungen des damals noch kleinen Kreises der Mitglieder bei den alljährlichen Sitzungen in Dresden als so wohlthuend empfand.

Agnes von Zahn-Harnack war damals als einzige Frau bei den Dresdner Zusammenkünften zugegen. Nohl hat bei aller Schätzung kraftvoller Männlichkeit nie aufgehört zu betonen, wie wertvoll ihm die Mitarbeit der Frauen an den großen Aufgaben des öffentlichen Lebens war, und er hat nicht nur hier alles in seiner Macht Liegende getan, um die Frauen in ihrer Arbeit zu stützen. Auch bei der Auswahl der Studierenden für die Studienstiftung war er bei den Mädchen besonders sorgfältig, weil er die Vorurteile kannte, denen sie noch ausgesetzt waren. — Das Interesse an der Arbeit der Frauen zeigte sich auch in seiner Bereitschaft, 1929 den Vorsitz des Fröbelverbandes, der überkonfessionellen Vereinigung der Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen, zu übernehmen, eine Verbindung, die später für die Siedlungspädagogik wichtig werden sollte.

Nach außen festigte sich in den zwanziger Jahren seine Stellung weiterhin durch die Publikation von Dissertationen in den „Göttinger Studien zur Pädagogik“, von denen manche starke Beachtung fanden. Heft V (1926) enthielt seine eigenen Aufsätze „Zur deutschen Bildung“, unter denen der Aufsatz über „Geschichte in der Schule“ auch heute noch Beachtung verdient. Die „Kleinen Pädagogischen Texte“<sup>24</sup>, die bei dem Man-



gel an pädagogischem Arbeitsmaterial die Grundlage für Seminarübungen bilden sollten und bildeten, erschienen seit 1928 in rascher Folge, sechs allein auf einen Schlag, „eine kleine Flottille“, wie Nohl sagte. Einige von den Heften ermöglichten den Zugang zu noch schwer greifbaren Einzelschriften, wie etwa die von Nohl selbst eingeleitete Abhandlung Diltheys über „Die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft“ oder, ebenfalls von ihm herausgegeben und eingeleitet, von Schriften des Diltheyschülers Frischeisen-Köhler. Andere brachten Texte zu bestimmten Problembereichen wie dem Problem der Unterrichtsmethode oder das Heft von Gaulhofer-Streicher über „Das neue Schulturnen“. Seine eigenen Aufsätze von 1919 erschienen jetzt erweitert als „Pädagogische Aufsätze“ (1929) bei Beltz, die sozialpädagogischen Vorträge in dem Büchlein „Jugendwohlfahrt“ (1927) bei Quelle und Meyer und schließlich „Landbewegung, Osthilfe und die Aufgabe der Pädagogik“ (1933) im gleichen Verlag.

Die Hauptarbeit der Jahre aber galt dem „Handbuch der Pädagogik“, das Nohl zusammen mit Ludwig Pallat von 1928–1933 in 5 Bänden herausgab, auch dies in seiner besonderen Art damals noch ohne Vergleich in seinem Fachgebiet. Vielleicht geben diese Andeutungen eine Ahnung von der vielseitigen Beanspruchung und der weitreichenden Wirkung dieses Professors vor allem gegen Ende der zwanziger Jahre. Über Arbeitsüberlastung zu klagen aber ging gegen seine Natur, und er konnte solche Klagen auch bei anderen schwer ertragen. Nur seine immer wiederkehrende Erschöpfung beklagte er oft.

Für Umfang und Richtung der eigenen wissenschaftlichen Arbeit in jenem Jahrzehnt können die Themen der Dissertationen einen Hinweis geben. Bei den meisten von ihnen — nicht bei allen — geht es um Fragestellungen, die aus Nohls eigener Arbeit kamen, systematische Probleme meist in ihrem historischen Zusammenhang oder auch rein historische, vor allem das 18. Jahrhundert und die Aufklärung betreffend, darunter das ihn selbst stark interessierende Thema der „Revolutionspädagogik“, eine systematische Studie. Bei manchen der Themen, die er stellte, hatte er sehr deutliche Vorstellungen, wie das Resultat der in die Details gehenden Untersuchung aussehen müßte, und oft verschenkte er seine eigenen Gedanken. Beides

war für die selbständigen Naturen unter seinen Schülern nicht leicht. Auch setzten die Themen oft ein Maß von Kenntnissen und von wissenschaftlicher Reife voraus, das der selbstkritische Student trotz intensiver Arbeit noch nicht zu haben glaubte. So haben gerade einige seiner begabtesten und selbständigsten Schüler schwer unter der Arbeit — und unter ihm! — gelitten, gerade weil sie seinen Anspruch anerkannten. Während einige der Schüler berichten, der Doktorvater habe sie an dem selbst gewählten Thema ganz selbständig arbeiten lassen, nur in bestimmten Abständen den Vortrag der einzelnen Kapitel gefordert, gab es bei anderen, und nicht den schlechtesten, beinahe Katastrophen. Einige wenige sind ihm auch davongegangen. Bei manchen hat er stark eingegriffen. Nohl konnte sehr ungeduldig sein und schon allein durch sein eigenes Niveau sehr fordernd. Er war kein leichter Doktorvater. Der Schüler, den Nohl mehr als alle seine anderen Göttinger Studenten geschätzt und wirklich geliebt hat, Wolfgang Döring, hat sich jahrelang mit dem Thema „Zur pädagogischen Problematik des Begriffs des Klassischen“ abgequält. Als er schließlich nach immer neuen Umarbeitungen Nohl das abgeschlossene Manuskript abgab, begleitete er es mit einem langen Brief, der eine einzige bittere Anklage darüber ist, daß man ihm die Last einer so schweren Arbeit auferlegt und ihm damit Jahre seines Lebens verdorben habe. Man ist noch heute von der Echtheit dieser Anklage betroffen und doch zugleich voll Bewunderung für den Studenten, der in diesem Moment, also vor der Beurteilung seiner Arbeit und vor seinem mündlichen Examen, den Mut hatte, seinem Professor gegenüber so offen zu sein, aber doch auch für den Doktorvater, dem gegenüber das möglich war, und der sich in seinem Wohlwollen für den Schüler in gar keiner Weise irritieren ließ. Dies ist ein extremer Fall, aber die Erfahrung von eigenem Ungenügen bei größter Leistungsbereitschaft, von Abwehr und dennoch nicht zu zerstörender Verbundenheit, in der man über sich selber hinauswuchs, hat mehr als einer gemacht. Es war in jenen Jahren ohne Frage „aufregend“, bei Nohl zu promovieren. In den „Göttinger Studien“, in denen, wie erwähnt, die meisten dieser Arbeiten erschienen sind, liegt ein für die damalige, an neuer pädagogischer Literatur noch relativ arme Zeit wertvolles und vielseitiges wissenschaftliches Ma-

terial vor. Die Arbeiten nach 1945 sind weit weniger dramatisch entstanden. Die besten unter ihnen aber stehen den früheren an wissenschaftlichem Wert nicht nach. Die Bibliographie, die in der geplanten Neuausgabe von Nohls Gesammelten Schriften wieder abgedruckt werden soll, führt die Themen aller bei Nohl gemachten Dissertationen auf, einschließlich derer, die er schon in Jena angeregt und gefördert hatte. Die Habilitation Erich Wenigers, in dem er früh schon seinen künftigen Erben sah, mit der Arbeit „Über die Grundlagen des Geschichtsunterrichts“, fällt in die gleiche Zeit (1926).

Nicht nur der wissenschaftlichen Arbeit seiner Studenten galt Nohls Sorge. Es konnte vorkommen, daß er sich nach dem Semester, immer wieder sehr erschöpft, zur Erholung und um zur eigenen Sammlung zu kommen, in den Harz oder die Rhön zurückzog, aber selbst dahin folgten ihm alte und neue Schüler, bestellt oder aus eigener Initiative. Sie genossen, daß er dann stundenlang ganz für sie und die Probleme, die sie bewegten, da war, aber die Klage, daß er nicht zu gesammelter eigener Arbeit käme, und daß er müde ins Semester zurückkehrte, wiederholt sich bei Nohl in jenen Jahren. Dennoch fand er immer Zeit und Gelegenheit, die alten Schüler an den Stätten ihrer so verschiedenartigen Arbeit zu besuchen. Das bedeutete für ihn auch zugleich eine Ausweitung seines Erfahrungskreises. Er war ein immer interessierter Zuhörer, und wenn er uns auch stets zu eigener Produktion aufforderte, ja anreizte, so war er auch bereit, Einsichten, die wir in unserer Arbeit gewonnen hatten, in seine Gesamtkonzeption hineinzunehmen, wodurch sie oft erst ihre systematische Bedeutung gewannen. Ein Beispiel aus den späten zwanziger Jahren ist sein Interesse an der Frauenoberschule, das auf unseren Erfahrungen an den sozialpädagogischen Ausbildungsstätten beruhte, die den bildenden Wert, den frühe praktische Verantwortung, wenn sie von der entsprechenden Theorie begleitet ist, haben kann, betrafen. Es ließen sich viele andere Beispiele für dieses schöne *give and take* anführen, vor allem aus seinem Verhältnis zu der ihm befreundeten österreichischen Turndozentin Dr. Margarete Streicher. Ihr schrieb er am 10. 10. 1930: „Eben kam der lange Aufsatz, den ich gleich gelesen habe und der mich ganz besonders angeregt hat. Im Turnerischen kehren ja alle diese Probleme

in einer vervielfältigten Form wieder und sind mir damit ein Prüfstein für unsere Gedanken, da Sie einen erstaunlichen Instinkt für die Sache und dazu eine wundervolle Sachkenntnis haben. Da haben Sie es wieder einmal ganz deutlich gesagt bekommen! Wenn Sie meinen Aufsatz ‚Widersprüche‘ in der Erziehung lesen, so werden Sie begreifen, wie zurecht mir die ‚Haltung‘ mit dem labilen Gleichgewicht kam und welch ein körperlicher Ausdruck sie mir für den straffen Charakter in der Spannung seiner Gegensätze ist. Ich hatte gerade auf der Fahrt mit dem Begriff der ‚Gehaltenheit des Charakters‘ gespielt und einen Nachtrag zu meinem Aufsatz schreiben wollen. So schlug Ihr Aufsatz wie ein Blitz ein. Dafür 1000 Dank!“

Aber die fehlende Hilfe in seinem Amt war für einen so Vielbeschäftigten ein schweres handicap. In einem Brief vom März 1929 (an EB) heißt es: „Ich lasse jetzt noch ein Stück Dilthey abschreiben, eine Vorarbeit zu der Abhandlung, die wir vielleicht noch bringen könnten . . . Leider kann Frau Paquin seine Schrift nicht lesen, und mir fehlt jemand, der es ihr diktiert. Ach überhaupt — *einen guten Assistenten!* der nur für mich da wäre — man könnte so viel mehr leisten. Ich werde ihn mir spendieren müssen, habe nur keinen rechten Platz hier für ihn, und wenn ich ihn ins Institut stecke, muß ich wieder das Telefon hin haben. Daß einem die Leute solchen Apparat nicht einfach zur Verfügung stellen. — ‚*Einfach*‘ das ist jetzt mein Lieblingswort. Das Leben könnte so viel einfacher sein bei einem bißchen mehr Geld und gutem Willen der Menschen.“ Auch Pallat gegenüber beklagt er sich einmal bitter über den Mangel an Unterstützung durch das Ministerium<sup>25</sup>. (Siehe S. 144)

Dennoch erlaubt ihm seine elastische Natur, doch immer wieder mit ganzem Elan in das Semester zu gehen, und neben dem Ernst der Arbeit gibt es immer auch Raum für fröhliches Genießen, z. B. bei den Faschingsfesten des Seminars, bei denen er durchaus kein Spielverderber war. — 1929, als die vier in oder vor ihren Ausbildungen stehenden Töchter noch einmal alle zu Hause vereinigt waren, nahm er an deren Tanzstunde in den frühen Morgenstunden (mit hinzugezogenen Studenten) mit übermütigem Vergnügen teil, aber zugleich mit dem Gefühl, daß die Geschlossenheit der Familie wohl nur noch kurze Zeit dauern könne. Am 31. 5. 1929 (an EB) hatte es geheißt: „So

nett ist das jetzt mit den Mädchen, richtig festlich, wenn sie so alle vier um den Tisch sitzen . . .“, oder am 9. 6. 1929: „Nach dem Abendessen mußte das Grammophon spielen, damit sie tanzen konnten, und den vier Mädchen in ihrer Tanzfreude und Beschwingtheit zuzusehen, gab den schönen Schluß des Tages, entzückend sind sie dann und von einer herrlichen Frische und Lebendigkeit.“ Aber am 15. 7. heißt es: „Daß Bärbel heute abfuhr und damit die Sommerfreude mit den vier Mädchen ihr Ende hat, war mir sehr schmerzlich: das erste Blatt fällt vom Baum, sagte ich, vielleicht kommen wir nie wieder so zusammen mit den vier Kindern. Es war ja auch diesmal schon nur ein Zufall, und wir haben ihn alle mit Bewußtsein genossen, dieses heiter festliche Beisammensein.“ Oder einige Tage später: „Gestern ist Mariele abgereist, und wir hatten alle, auch die Kinder, ganz stark das Gefühl, daß nun eine sehr schöne Zeit zu Ende sei. So einen Sommer hätten sie noch nie erlebt, meinen sie, mit Tanzen, Baden, Tennis, Musik, Liebe — das letzte sagen sie nicht, aber jede von ihnen hat irgend so ein Spiel im Gange, — und vor allem mit dem Beisammen. Die Tage waren ja aber auch so heiter all die Wochen.“ (20. Juli 1929)

Bei der Erwähnung der Familie an dieser Stelle sollte doch auch gesagt werden, daß das Haus immer für die Schüler offen stand, manchmal zu Festen, öfter für einzelne Studenten oder Studentinnen, die zu Mahlzeiten mit nach Hause gebracht wurden. Frau Nohl musizierte mit dem einen oder anderen, und sie half manchen in ihren Nöten. Zwei Briefe von früheren Studentinnen bezeugen, was Frau Nohl für sie bedeutet hat. So schreibt Elisabeth Siegel am 19. 5. 1960 rückblickend an ihren alten Lehrer: „Ich weiß noch, wie überrascht ich von der zu Ihnen gehörigen Familie war, als Sie mich eines Sommertags (das mag wohl 1926 gewesen sein) nach der Vorlesung ohne lange Vorbereitung, nachdem wir miteinander den üblichen Weg über den Wall gegangen waren, zum Mittagessen mit in die Bau- rat-Gerber-Straße nahmen und nacheinander immer noch eine neue Tochter auftauchte, alle zwar in roten Kleidern, alle mit dicken Zöpfen, aber doch so erstaunlich verschieden, jede für sich, daß ich mich gar nicht genug verwundern konnte. Dazu Christel, damals noch ein junger Bursche mit einer Männer-

nase in seinem Kindergesicht und so ernsthaft beobachtenden Blicken. Dann bekam ich den Gästeplatz gegenüber Ihrer lieben Frau; ich konnte sie immer wieder ansehen, ihre Augen, die mir später so vertraut wurden und von denen ich später über den Tisch hinüber so viele liebe Zeichen empfang, Teilnahme, Fürsorge, Ermunterung, manchen wortlosen Austausch, betrachteten mich damals so ruhig und fragend, daß ich auf ihre stumme Frage an mich gern gleich laut und vernehmlich: Ja, ja, ja! geantwortet hätte.“ Eine andere Studentin (Anneliese Hübottter), die schon 1929 promoviert hatte, schreibt am 12. 9. 1939 in dem Brief, in dem sie sich für die Erinnerungsschrift Nohls an seine Frau bedankt: „Sie wissen, daß Ihre liebe Frau mir mit ihrer warmen, feinen Mütterlichkeit so unendlich viel war. Ich fühlte die ganze Ruhe, die von ihr ausging und wurde selber ruhig. In ihrer Gegenwart habe ich mich immer der Verzagtheit geschämt, die manchesmal über mich kam; und so oft ich bei ihr war, nahm ich Kraft von ihrer Kraft.“ Viele würden Ähnliches bezeugen können, gerade von denen, die durch den fordernden wissenschaftlichen Anspruch Nohls zeitweise in Bedrängnis gerieten.

Im Laufe des Jahrzehnts zwischen 1920 und 1930 war Herman Nohl zu einer souveränen Sicherheit den pädagogischen Hauptproblemen gegenüber gelangt, und die Jahre 1929, 1930 bilden einen Höhepunkt in seiner Wirksamkeit. Als ein Beispiel der Anerkennung, die die „Nohlschule“ damals fand und die sich außer in der Bemühung der Sozialen Schulen um seine Schülerinnen am deutlichsten in den Berufungen an die Pädagogischen Akademien zeigte, sei hier noch einmal aus einem Brief Pallats und der Antwort Nohls zitiert. Pallat schreibt: „In Berlin habe ich viel Erfreuliches über die ‚Nohlschule‘ gehört. U. a. erzählt v. d. Driesch<sup>26</sup> begeistert von Wenigers Auftreten in Hannover. Er selbst erklärte, daß er bedauerte, daß nicht noch mehr Nohl-Schüler zur Verfügung stünden. Auch Wende<sup>27</sup> äußert sich im gleichen Sinne. Wollen Sie sich nicht einen Brutofen anschaffen?“ (Halle a. S. 22. 12. 1929) Darauf antwortete Nohl am 24. 12. 1929: „... Daß die Nohlschule sich in Hannover so bewährte, freut mich sehr, ich hatte nach dem Echo auch schon den Eindruck, daß sie sich gut geschlagen hatten, vor allem Weniger, der eine starke Kraft ist.

Den ‚Brutofen‘ könnte mir das Ministerium so einfach verschaffen, indem es mir mehr als einen außeretatmäßigen Assistenten bewilligte. Im Ernst! Ich muß die Menschen nach dem Studium noch zwei Jahre hier haben können in Assistentenfunktionen, dann werden sie, wie sie sollen. Mit der *einen* Stelle aber geht es nur sehr langsam, oder sie gehen mir zu schnell ab, so daß ich ohne angelernte Hilfe bin. Aber für so etwas hat man in Berlin kein Organ. Den Naturwissenschaften bewilligen sie alles ohne weiteres. Daß die Pädagogik da eine andere Stelle hat als die übrigen Geisteswissenschaften, scheinen sie nicht einsehen zu wollen. Schade, daß Sie nicht K. M. sind!“ Diese eine Assistentenstelle war in der Tat außerplanmäßig, d. h. mit 250,— RM monatlich dotiert, weshalb die Assistenten nebenbei an der Sozialen Frauenschule in Thale am Harz unterrichten mußten, um ihre Familie zu ernähren. Das bedeutete auch, daß sie während des Semesters zwei Tage in der Woche für das Seminar ausfielen.

## Das Landheim Lippoldsberg

Daß sich im Umgang Nohls mit seinen Studenten und dieser untereinander eine eigene Lebensform herausbildete, ist verständlich. Sie entwickelte sich auf Studienfahrten (in die mitteldeutschen Landerziehungsheime, nach Wien und Hamburg), bei Seminarfesten und auf Wanderungen im Reinhardswald, im Solling und an der Weser. Schon in der Mitte der zwanziger Jahre hatte sich dieser Stil herausgebildet. Eine der begabtesten Doktorandinnen, die in der Kulturferne eines ostpreußischen Dorfes aufgewachsen war und für die „Göttingen“ darum noch mehr bedeuten mußte, als für die aus „gebildeten“ Bürgerhäusern Kommenden, schildert in ihren unveröffentlichten Jugenderinnerungen, wie schwer ihr nach ihrer Promotion der Abschied von der Universität wurde: „Letzten Endes war es wohl doch der Schmerz, aus der Lebensgemeinschaft zu scheiden, die wir alten Nohlschüler mit ihm und untereinander hatten. Für Nohl hatte ich eine unbegrenzte Hochachtung und töchterliche Liebe. Ich war gern und ganz seine Schülerin, blieb aber offen für andere Sicht durch das breit gehaltene Studium und die Verbindung mit Kommilitonen aus anderen Kreisen, wenn das auch nie vergleichbar war mit der geistigen Heimat bei Nohl und dem geschwisterlichen Miteinander unter ihm. Diese bildende, in vielem unbeabsichtigte Lebensgemeinschaft war doch einzigartig. Gerade dadurch, daß Nohl an unserem Leben teilnahm, uns die Sonntage schenkte für Fahrten an die Weser, die Werra, mit uns wanderte, uns in sein Haus mitnahm, hat er uns entwickelt und uns gelehrt, daß Erziehen eine personale Beziehung ist und daß Lehren Erziehung sein muß, um Bildung zu vermitteln. Wie hilflos habe ich mich anfangs gefühlt, wenn er uns in moderne Konzerte mitnahm und ich zunächst gar nichts verstand, nur staunend miterlebte, wie seine kleine Tochter mit Sicherheit sagen konnte: das war schön — oder: das Stück war langweilig — und wie erfreut er zustimmte. Wie zugeschlössen fühlte ich mich, als er mir ein neuerworbenes Bild zeigte, eine Landschaft von Seewald. Ich konnte nichts Schönes daran sehen, aber ich glaubte es ihm.



Ich redete es mir nicht ein, es zu verstehen, aber ich versuchte, im Verstehen mitzugehen, wenn er Kunstwerke mit wenigen Worten erläuterte, nicht lehrend, sondern weil er selbst davon bewegt war.“

Von dem Hintergrund der vielen Daseinsnöte, denen der Einzelne im Materiellen wie im Geistigen damals ausgesetzt war — es ging noch sehr bescheiden zu unter uns, und wer in die Arbeit hinausging, sah sich oft sehr rasch in politische oder berufliche Konflikte verwickelt — hebt sich die Heiterkeit des Lebensstils in diesen und verwandten Kreisen deutlich ab. In seinem Alter erinnert sich Nohl an jene Zeit (XIII. Jg. der „Sammlung“, S. 592): „Zwischen 1920 und 1930 sang unsere Jugend noch. Wer abends durch unsere Universitätsstadt wanderte, hörte das Singen von allen Seiten. Als ich den Ruf an eine andere Universität abgelehnt hatte, sangen die Studenten in meiner Vorlesung zum Entsetzen meiner Kollegen ‚Die Gedanken sind frei‘, hielten eine Rede und endeten mit dem Gesang ‚Viel Freuden mit sich bringet die schöne Sommerzeit‘. Auf einer Fahrt mit meinem Seminar nach Wien ging das Singen von früh bis spät, es war wie ein Jubel des Glücks.“

Auf einer Weserfahrt 1929, auf der die Mitglieder des Seminars die romanischen Kirchen in Bursfelde und Lippoldsberg besucht hatten, kehrten sie auch bei Hans Grimm ein, der das stattliche Haus der Benediktinerinnen des früheren Klosters von Lippoldsberg bewohnte. Wie die Beziehung zu Grimm zustande gekommen war, weiß ich nicht mehr, nur daß man ihn als Schriftsteller bewunderte, und daß eine Verbindung schon seit dem Anfang der zwanziger Jahre bestand, also schon lange vor seiner bekannten politischen Wendung. Wozu dieser Besuch des Seminars bei dem eigenwilligen Manne, der den Nationalsozialisten noch in den dreißiger Jahren mehr Widerstand entgegensetzte, als man heute weiß, führte, hat Nohl selber in dem Aufsatz über „Das Landheim des Pädagogischen Seminars“ in der Dezembernummer der Zeitschrift „Studentenwerk“, die dem Thema „Studentenheime“ gewidmet war, berichtet: „Als ich an einem der letzten Septembertage dieses Jahres mit meinem Seminar nach einer Fahrt durch das Wesertal in dem Hause des Schriftstellers Grimm landete, dessen bekannter Roman ‚Volk ohne Raum‘ in jenem

schönsten Teil Mitteldeutschlands beginnt, erzählte er, daß das Verwalterhaus des alten Benediktinerinnenklosters von der Lippoldsberger Gemeinde gerade den Abend versteigert werden sollte. Das Haus, das unter Denkmalschutz steht, stammt gewiß aus dem 15. Jahrhundert, sieht mit seiner Front in den Klostergarten und weit ins Flußtal und über die Wälder und grenzt mit seinem Gärtchen an eine der kostbarsten romanischen Kirchen, unter deren Glockengeläut man des Sonntags aufwacht. Wir griffen mit schnellem Entschluß zu und erstanden das Haus für 4000 RM. Auf der Rückfahrt war die Begeisterung über den Kauf groß, die abenteuerlichsten Pläne für seine Einrichtung und Benutzung wurden geschmiedet. Ich wußte noch nicht, wo ich das Geld für den Kauf und Ausbau hernehmen sollte, das Seminar aber stiftete bereits das Boot für die Weserfahrten. Der Gedanke, durch ein solches Landheim die Gemeinschaftskraft meines Seminars zu verstärken, hatte mich seit langem bewegt. Die Schulen, vor allem die Volksschulen, aber auch die höheren Schulen besitzen solche Landheime ja schon seit Jahren. 1928 wurden 160 solcher Schullandheime gezählt, inzwischen haben sie sich aber noch sehr vermehrt, und selbst die Gymnasien haben sich dieser Bewegung nicht entziehen können. Nur die Universitäten sind bisher so gut wie gar nicht von ihr berührt worden. Soviel ich weiß, hat nur Breslau ein derartiges Heim, das aber mehr volkshochschulmäßigen Zwecken dient, um die Studierenden mit Menschen anderer Volksschichten zusammenzuführen. Dann haben einige Institute für Leibesübungen Skihütten und Ruderhütten erstanden. Ich glaube aber, daß auch die Hochschule im engeren Sinne sich dieser neuen Form des geselligen Lebens junger Menschen bedienen muß, wenn sie die Studierenden über die bloße Facharbeit hinaus beeinflussen will. Und zwar scheinen mir die Seminare in besonderem Maße als die Träger solcher Landheime in Frage zu kommen. Das Landheim eines Seminars entspricht den deutschen Verhältnissen vielleicht noch mehr als das allgemeine Studentenheim nach angelsächsischem Muster, in dem ein wirkliches Zusammenkommen der Studierenden bei uns nicht so zu gelingen scheint wie dort. Unsere Studierenden werden doch in einem einzigartig starken Maße durch ihre Facharbeit zusammengehalten, erst auf der Universität und dann über sie hinaus

in ihrer späteren Berufsarbeit. Es wird darauf ankommen, diese Seminargemeinschaft, die zudem den großen Vorteil hat, von den politischen Gegensätzen nicht berührt zu sein, gewissermaßen menschlich zu vervollständigen. Das ist durch die Seminarfeste und Seminarausflüge ja bereits überall versucht worden; auch die Tendenz, die Seminare mehr klubartig einzurichten, wie sie in Göttingen das mathematische Institut, in Heidelberg das volkswirtschaftliche zeigt, geht in derselben Richtung. Das Landheim bietet nun dafür ein ganz besonderes Mittel. Es hat den Zweck des Wochenendheims sowohl wie des Ferienheims und gibt den Studenten alle Gelegenheit zur körperlichen Betätigung im Spiel, Wandern, Schwimmen und Rudern. Der gemeinsame Besitz des Hauses und die Arbeit an seiner Einrichtung, das frohe Leben in ihm und in seiner Landschaft und mit der Bevölkerung wird sie in ganz neuer Weise zusammenführen. Dazu kommt die Möglichkeit, in solchem Landheim mehrtägige Arbeitsgemeinschaften des Seminars zu veranstalten, bestimmte Probleme unter Hinzuziehung anderer Dozenten sowie fremder Gäste gemeinsam zu erörtern, Treffen mit dem parallelen Fachseminar anderer Universitäten zu bewerkstelligen usw. In den Ferien gewährt das Haus für die Studierenden, die sonst nicht verreisen können, einen Unterschlupf, steht aber auch früheren Mitgliedern des Seminars zur Verfügung, die auf diese Weise den Nachwuchs kennen lernen und sich mit ihnen anfreunden.“

Es ging Nohl also um einen frühen Versuch einer Universitätsreform und zwar auf der menschlichen Ebene. Ich habe Nohls eigene Darstellung hier eingefügt, weil sie, obgleich „das zunächst alles Zukunftsmusik“ war, schon alle Hoffnungen enthält, die dann in den folgenden Jahren in Lippoldsberg verwirklicht wurden — das gemeinsame Leben, die Arbeitsgemeinschaften, die Begegnung der jungen mit den früheren Mitgliedern des Seminars und mit interessanten Gästen, das herzliche Verhältnis zu den Dorfbewohnern, die ihren Professor und seine Leute ganz akzeptierten (darauf hat er immer besonderen Wert gelegt, grüßte er doch auch jeden Menschen draußen, wie selbstverständlich, zuerst, und bald kannte man die benachbarten Familien mit ihren Schicksalen) und das Leben in

der Landschaft mit Wandern, Schwimmen im Fluß, Rudern und Paddeln.

Sehr bezeichnend für die Wandlung der Zeiten ist der Abschnitt, mit dem Nohl den Artikel schließt: „Das Zusammenhausen der Studierenden beiderlei Geschlechts hat natürlich seine Gefahren. Der freie Verkehr unter ihnen setzt eine Discretion auf der einen Seite und eine Ritterlichkeit auf der anderen voraus, die beiden Geschlechtern das Gefühl einer eigentümlichen Sicherheit gibt, ohne die das gemeinsame Leben in solchem Hause keine Unbefangenheit erlaubt und wahrscheinlich schnell entarten würde. Dagegen gibt es denn auch kein anderes Mittel als den guten Geist des Seminars und den klaren Willen aller seiner Mitglieder, die Ehre des Hauses zu schützen. Aber hier liegt eben gerade die große erzieherische Bedeutung solchen Unternehmens, und wer den Gewinn will, muß auch das Risiko wagen.“<sup>28</sup>

Das neu erworbene Haus war in einem schlimmen Zustand. Es hatte jahrzehntelang als Armenhaus gedient, und der Schweinekoben befand sich unter dem gleichen Dach. Nur der Optimismus Nohls konnte die Vision eines schmucken, wenn auch schlichten Landheims entwickeln. Es war ein glücklicher Zufall, daß die jüngere, praktisch sehr tüchtige Schwester Erich Weinigers, die als Jugendleiterin zwischen zwei Anstellungen ein paar Semester im Seminar mitgearbeitet hatte und nun noch einige berufsfreie Wochen vor sich hatte, die Instandsetzung in die Hand nehmen konnte. Sie zog in das unwirtliche, offene Haus und arbeitete wochenlang in beschwingter Freude mit den Handwerkern, bis alles in Ordnung war und bis auch die Betten vom Zimmermann des Dorfes fertiggestellt waren nach den Entwürfen Waltmanns, des gemeinsamen Schülers von Gardini und Nohl, der ähnliche auch für den Rothenfels entworfen hatte. Die Matratzen wurden in Bondys Jugendgefängnis gearbeitet.<sup>29</sup>

Über die Einweihung berichtet ein Brief an Frau Streicher in Wien vom 23. 6. 1930: „In der Pfingstwoche haben wir also nun unser Lippoldsberger Haus eingeweiht. Es war sehr schade, daß Sie nicht dabei waren, ich glaube, es hätte Ihnen große Freude gemacht. 52 Menschen waren da, darunter fast alle meine alten Schüler . . . eine Fülle von Dozenten, Akademiedi-

rektoren usw., richtig eine kleine Armee der Pädagogik, und alle so harmonisch und glücklich miteinander, wirklich eine Gemeinschaft. Das Haus ist wunderschön geworden, eine Sehenswürdigkeit, wie ein kleines Kunstwerk. Es bewährte sich auch praktisch sehr, der Tagraum nahm die 50 Menschen ohne weiteres auf, nachts war es so still, daß man von den anderen Zimmern nichts hörte. Es wurde getanzt und geschwommen, 4 km von Gieselwerder nach Lippoldsberg, ein Auto fuhr die Kleider, endlos geredet und dazu das herrliche Sommerwetter, die Mädchen in ihren hübschen Kleidern — alles ungemein festlich. Ge frühstückt wurde an einer riesigen Tafel in Grimms Garten. Mittags und abends aßen wir auch im Freien mit dem Blick über die ganze Landschaft. Wir hätten Sie alle gern dabei gehabt.“ Ein Brief vom 17. 6. an EB erzählt ebenfalls von Lippoldsberg: „Am Nachmittag kamen die Bauern, das Haus zu besuchen, was sehr nett war, so klug, fein und ungeniert waren sie, urteilten so richtig und bewunderten sehr. Das hätte Ihnen auch Spaß gemacht, besonders die Frauen in ihrer ruhigen Freundlichkeit.“

Regelmäßig fuhr Nohl mit dem Seminar zu Advent hinaus, man wanderte — „schön war die Landschaft im Schnee mit dem schwarzen Bogen des Stroms“ — man sang „gut und sauber und voll“ im Haus und auch in der großen romanischen Kirche, und Nohl las vor, „Die drei Greise“ aus Tolstois Volkserzählungen oder aus Spittlers „Olympischem Frühling“ oder anderes. Abends fuhr man wieder zurück. Ein paar Tage später schreibt Nohl: „Gestern waren alle noch ganz gesteigert von dem Tag, meinten, sie hätten so etwas noch nie erlebt, und ich war auch stolz und glücklich über mein Seminar.“ Pfingsten fanden sich immer die alten Freunde ein, manche auch in den Sommerferien. Nohl hat viele Wochen und später sogar Monate draußen verbracht, in seinem schönen Zimmer mit dem Blick in den alten Klostergarten, arbeitend, mit den Doktoranden ihre Arbeiten besprechend, in endlosen Gesprächen die leichten und die schweren Fragen des Lebens erörternd und als ein ländlicher Hausherr den Menschen, die aus und ein gingen, ein Heimatgefühl gebend im Haus, im Dorf und in der großen Landschaft. Der gute Geist des Hauses aber war all die Jahre Lisel Engel-

hard, die mit der Sicherheit ihres Geschmacks den Stil des Landheims wesentlich bestimmt hat.

Als das Haus erworben war, gründete Nohl den „Verein der Freunde des Göttinger Pädagogischen Seminars“, dem anzugehören für die einstigen Seminarmitglieder und einige andere Freunde, die er aufforderte, Ehrensache war. Die Beiträge und Einkünfte einiger Mitglieder aus ihren Veröffentlichungen gaben den finanziellen Hintergrund, zu dem auch das Ministerium, das Studentenwerk, der Kurator, der Universitätsbund und der Verlag Beltz durch großzügige Geschenke beigetragen haben. Die Rundbriefe Nohls hielten den Kreis zusammen, berichteten über Lippoldsberg, über die Arbeiten der Mitglieder und ihre Familienereignisse. Sie sind das Dokument einer besonderen Zusammengehörigkeit, keiner Sekte, keines Ordens, auch eigentlich keiner „Schule“, — eher eines Freundeskreises eigener, geistig bestimmter Art, der die Jahre überdauert hat. Bis zu seinem Tode, also drei Jahrzehnte lang, hat Nohl diese Rundbriefe in kürzeren oder längeren Abständen hinausgehen lassen. Keiner, der sie empfing, konnte sich vergessen fühlen. Meist waren Sonderdrucke von Nohl selbst oder einzelnen Mitgliedern beigefügt.

In der Benutzung des Landheims seit seiner Gründung 1930 spiegeln sich die Schicksale der Menschen in jener Zeit. Die heiteren geselligen Zusammenkünfte zeigen nur die eine Seite des Lebens in seinen Mauern. Von der Einführung eines größeren Kreises in das Projekt der Siedlungspädagogik war oben schon die Rede, ebenso von der wachsenden Bedrängnis der pädagogischen Arbeit, die zu vielen Gesprächen führte. Am denkwürdigsten war die Zusammenkunft einer großen Anzahl von jungen und alten Schülern, die Nohl im August 1933 nach Lippoldsberg eingeladen hatte. Keiner der Teilnehmer wird diese Zusammenkunft je vergessen können, den absoluten Ernst, mit dem jeder Einzelne, von seinem persönlichen Schicksal absehend, zur Klarheit über das Geschehen zu kommen versuchte, die immer wieder aufflammende Leidenschaft der Auseinandersetzung, bei der doch das Bewußtsein der alle verbindenden persönlichen und pädagogischen Verantwortung keinen Augenblick in Zweifel stand. Es gab unterschiedliche Bewertungen des „Neuen“ bei Einzelnen und dementsprechend den Gegensatz

von Depression über eine verzweiflungsvolle Situation und von Hoffnung, daß dennoch dem Schlimmen noch ein Besseres abzurufen sei. Nohl selbst wollte den Glauben an die Möglichkeit einer nationalen Regeneration, wenn man nur selber in Haltung und Arbeit fest und kritisch wachsam bliebe, damals noch nicht aufgeben, aber davon muß später die Rede sein. Für manche von uns, denen die Arbeitsmöglichkeit schon genommen oder bedroht war, wurde Lippoldsberg für Wochen und Monate ein Zufluchtsort. Auch Nohl brachte das Sommersemester 1933, das sein schon seit langem beantragtes Freisemester war, zum großen Teil draußen zu, und nach dem Tod seiner Frau (1936) und der eigenen Entlassung aus dem Dienst im April 1937 wurde das Haus, in dem er gut versorgt war und in dem immer Freunde sich einfanden, eine Art zweiter Heimat für ihn. Auch die Hochzeit seiner jüngsten Tochter wurde draußen gefeiert. — Hier überarbeitete und ergänzte er seine alten Manuskripte zu den Büchern, die alle in den dreißiger Jahren ihren Abschluß fanden. Eine neue Freude brachte ihm die Arbeit der jungen Bildhauerin Hella Breddin, die damals für ihn sorgte. In einem Brief an Pallat vom 22. 12. 33 heißt es: „Meine Ästhetik ist bis auf die letzten zehn Seiten fertig und die sollen jetzt in den Weihnachtsferien geschrieben werden . . . Eine kleine Bildhauerin, die ich neulich entdeckt habe und die den Kopf von Grimm und mir modelliert hat, während ich an der Ästhetik schrieb, habe ich aber doch beneidet. Ein Stückchen selber bilden ist doch viel mehr, als ein Buch über die ganze Kunst schreiben.“ Dieses Modellieren draußen in Lippoldsberg, an dem Nohl großen Anteil nahm, ebenso wie die wiederholten Malaufenthalte Otto Herbig's, der seine Weserbilder schuf, gaben dem Leben im Haus und seinen Räumen einen eigenen Zauber. Der Kriegsbeginn wurde auch noch draußen erlebt, und Freunde erinnern sich, wie Nohl bei aller schweren Betroffenheit die Kraft aufbrachte, eine Gelassenheit zu bewahren und dem guten Augenblick auch jetzt noch sein Recht zu gewähren, eine Kraft, die ihn bis ins hohe Alter nicht verlassen hat. Das Haus aber wurde schon 1940 für Flüchtlingsfamilien aus dem Saargebiet requiriert, und als sie es nach Jahresfrist verlassen hatten, kamen Mütter und Kinder aus dem Freundeskreis aus den bombenbedrohten Städten. Schließlich wohnten

da vier Familien zugleich, im ganzen vierzehn Menschen, die sich mit der einen kleinen Küche und anderen Unbequemlichkeiten zurechtfinden mußten. Nohl war immer glücklich über den freundschaftlichen Frieden, den die Frauen trotz der Enge untereinander hielten<sup>30</sup>. Schließlich konnten die aus dem Krieg heimgekehrten Männer ihre Familien nach Hause holen. Nur eine aus dem Osten geflüchtete Freundesfamilie blieb noch eine Weile in Lippoldsberg, die Mutter als Lehrerin in der Dorfschule unterrichtend. Schließlich aber gingen auch sie, und nur die inzwischen verwitwete Bildhauerin (jetzt Frau v. Boetzelar), behielt mit ihren beiden kleinen Söhnen, die Nohls Herz gewannen, für Jahre eine Heimat in unserem Häuschen, und sie sorgte als Hausmutter, als nach 1945 Nohl selber, alte Freunde und die neuen Studenten wieder erschienen. Am 7. Oktober 1949 haben wir Nohls 70. Geburtstag an einem strahlenden Herbsttag im großen Kreise draußen feiern können. Auch dieser festliche Lippoldsberger Tag ist wohl allen, die teilnehmen konnten, unvergeßlich. Noch einmal bewährte sich da das Haus mit seinem schönen Vorplatz als Stätte der Vereinigung, nun freilich schon lange nicht mehr in der engen Verbindung mit dem Grimmschen Haus und Garten. Die Differenz der politischen Auffassungen hatte die beiden Männer in den vorausgehenden Jahren immer stärker voneinander entfernt, wenngleich Nohl nie seine Anerkennung für Grimms erzählerische Kraft und seinen bei aller Verquerheit echten Willen verleugnet hat. Eine zunehmende Belastung des Verhältnisses stellte die Entwicklung der „Dichtertreffen“ dar. Waren anfangs noch wirkliche Dichter wie R. A. Schröder und Carossa erschienen, so wurden diese Treffen nach dem Ende des Krieges immer mehr zu politischen Kundgebungen im reaktionären Sinne, wodurch der Name Lippoldsberg zu unserem Leidwesen einen unguten Klang bekam.

In dem Jahrzehnt, das nun noch blieb, wo es keine neuen Studenten für Nohl mehr gab und wo Weniger als Nachfolger mit seinen Schülern relativ wenig Gebrauch vom Hause machte, wurde es so etwas wie Nohls eigenes Landhaus und wieder eine Stätte der Gastlichkeit für viele Freunde wie die Pallats, Litt, R. A. Schröder, manche Kollegen, die neuen englischen Freunde, und immer wieder Otto Herbig oder der dem



Kreis seit langem verbundene Johannes Pfeiffer. So hat das Haus, von dem dieses Kapitel — über den chronologischen Rahmen weit hinausgreifend — handelt, eine bewegte Geschichte, und es gibt wohl keinen aus dem alten Freundeskreis, für den es nicht mit einem wesentlichen Stück seines Lebens verflochten ist.

## Das Handbuch der Pädagogik

Mit dem *Handbuch der Pädagogik* von H. Nohl und L. Pallat, das von 1928—1933 bei Beltz erschien, findet nicht nur das Wirken Nohls im vorausgehenden Jahrzehnt, sondern eine Epoche im pädagogischen Leben Deutschlands ihren Abschluß. *Das Handbuch* kam auf eine merkwürdige Weise zustande. Die erste Anregung stammte vom Atheneion-Verlag, der noch andere wissenschaftliche Handbücher veröffentlichte und der Nohl mitteilte, daß er auch ein Handbuch der Pädagogik plane, für das der Geheimrat Pallat als Herausgeber „in Verbindung mit einem Vertreter der Pädagogik“ vorgesehen sei. Wie es dann dazu kam, daß das Handbuch, von Nohl und Pallat herausgegeben, bei Beltz erschien, ist nicht mehr festzustellen, nur daß Pallat in einem Brief an Nohl vom 27. 3. 1926 schreibt, daß es ihn freuen würde, wenn sie den Atheneionplan „gemeinsam verwirklichen könnten“. Es entstand eine gute sachliche und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen den beiden, die auch durch eine gelegentliche heftige Äußerung Nohls über einen Fehlgriff des Ministeriums bei der Besetzung einer für die pädagogische Arbeit in Göttingen wichtigen Schulleiterstelle, für den Pallat als Oberregierungsrat mitverantwortlich gewesen war, nicht beeinträchtigt wurde. Im Grunde stand Nohl dem älteren Manne verehrend gegenüber. Wie er ihn schätzte, drückt das biographische Vorwort zu Pallats posthum publizierter Schöne-Biographie aus, das Nohl dann in der zweiten Auflage der „Erziehergestalten“ abgedruckt hat. Er nennt Pallat da einen „tief gerechten Mann“, der die „oft wunderlichen Erscheinungen der Pädagogik“ mit Humor sah und der in seiner Umgebung und bei den leidenschaftlichen Gegensätzen in den öffentlichen Verhandlungen immer „den frohen Frieden zu bewahren wußte“. In der Arbeit für das Handbuch war Pallat mit seinem „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht“ in Berlin offiziell federführend, aber der Aufbau des Ganzen war im wesentlichen Nohls Werk, wenn er sich auch Pallat besonders für die Anordnung von Band II verpflichtet wußte. Die Auswahl der meisten Autoren und die Verhandlungen mit

ihnen fielen Nohl zu. Der Prospekt spricht auch deutlich Nohls Sprache, und er ist noch getragen von der ungebrochenen Zuversicht, daß man in der dargestellten pädagogischen Arbeit der Gegenwart an einer Zukunft baue, die im gleichen Geist weiterarbeiten werde. Wegen seines programmatischen Charakters soll der Text hier folgen: „Der pädagogischen Bewegung der Gegenwart fehlt zur Zeit *ein Handbuch*, das nicht bloß Nachschlagewerk oder Kompendium ist, sondern die lebendige pädagogische Arbeit in ihrer ganzen Ausdehnung wirksam zusammenfaßt. Diesem Bedürfnis möchte das vorliegende Werk entsprechen, das 75 führende Pädagogen ganz Deutschlands zu gemeinsamer Darstellung der heutigen Erziehungswirklichkeit und der in ihr vorhandenen Energien, Probleme und Lösungsmöglichkeiten vereinigt. Die letzten Jahre haben eine solche Festigung der pädagogischen Überzeugungen herbeigeführt, daß die Zeit zu kommen scheint, da ein solcher Versuch gewagt werden darf.

Das vorliegende Handbuch kann als die erste Gesamtdarstellung des Ertrags gelten, den die Umwälzung der Pädagogik in den Jahren seit 1900 gebracht hat. Aus dem Widerstreit der pädagogischen Überzeugungen, die dem Erzieher die Arbeit oft so schwer machen, treten hier die deutlichen Linien der neuen Anschauung hervor, auf die sich der Fortschritt der pädagogischen Arbeit gründen wird. Trotz der zahlreichen Mitarbeiter ist das Werk in sich geschlossen. Es kommen darin nicht nur einzelne Persönlichkeiten nebeneinander zu Worte, sondern der Aufbau der Erziehungswirklichkeit selber wird sichtbar. Die innere Einheit ist auch in den einzelnen Abschnitten gewahrt. Der Leser findet in jedem Beitrag eine historisch-systematische Einführung in das jeweilige Problem, die den Unterbau für sein Verständnis abgibt, und eine objektive Darstellung des Tatbestandes und der in ihm enthaltenen Fragen und Lösungsmöglichkeiten, so daß er sich immer selbst ein Urteil bilden kann. Als besonderen Reiz aber wird er es empfinden, daß jedesmal eine Persönlichkeit zu ihm spricht, die den Umkreis der von ihr behandelten Fragen völlig beherrscht und mit der ganzen Verantwortlichkeit gegenüber ihrer Lebensaufgabe klar ausspricht, woher wir kommen, wo wir stehen und wohin nach ihrer Ansicht die Entwicklung gehen wird.

Das Werk ist vor allem für den in der Ausbildung befindlichen oder auf seine Fortbildung bedachten Lehrer bestimmt — und zwar für Lehrer aller Schulgattungen. Aber auch der Sozialpädagoge und wer sonst noch an der Entwicklung der pädagogischen Arbeit in Deutschland beteiligt ist, wird nach ihm greifen, wenn er den Zusammenhang der deutschen Erziehungswirklichkeit überschauen, die Stellung der eigenen Arbeit in ihr finden und erkennen will, welche Aufgaben ihm und der pädagogischen Welt in der nächsten Zukunft gestellt sind.“

Versucht man das Werk näher zu charakterisieren, so wird man von den Hauptthemen der einzelnen Bände ausgehen müssen. Band I bringt Theorie und Entwicklung des Bildungswesens, Band II die biologischen, psychologischen und soziologischen Grundlagen der Pädagogik, Band III die Allgemeine Didaktik und Erziehungslehre, Band IV die Theorie der Schule und den Schulaufbau, Band V die Sozialpädagogik. Erschienen sind sie seit 1928 in fast umgekehrter Reihenfolge, pünktlich in monatlichen Lieferungen. Welcher Plan dabei zu Grunde lag, läßt sich nicht mehr feststellen. Die fünf ersten Bogen von Band I mit Nohls Theorie der Bildung erschienen zuletzt, nachdem die anderen Bogen schon lange geliefert worden waren, so daß der ganze Band leider erst Anfang 1933 vorlag, was die Wirkung des Werkes schwer beeinträchtigte. Die Theorie der Bildung mußte ja in gewissem Sinne die Summe des Ganzen geben, eine nicht leichte Aufgabe, mit der Nohl sich sehr gequält hat. Es ist nicht möglich, in unserem Zusammenhang die Bände im Einzelnen darzustellen, und es ist auch nicht unsere Aufgabe. Nur einige bezeichnende Züge seien hervorgehoben: das erste ist, daß mit dem 5. Band zum ersten Mal die Sozialpädagogik in ihrer ganzen Breite in einem pädagogischen Handbuch ihre Stelle bekam. Die Einbeziehung von Kindergarten und Schulkindergarten in Band IV stammt aus der gleichen Blickrichtung, ebenso wie die der Heilpädagogik in Band III. Gerade für den V. Band sind eine Reihe von Mitarbeitern gewonnen worden, die bahnbrechende Arbeit auf ihrem Gebiet geleistet hatten, so vor allem Gertrud Bäumer und Anna von Gierke, Ruth von der Leyen und der Jugendrichter Herbert Francke. Der Anteil der Frauen ist in diesem Band besonders auffallend, aber es finden sich auch in anderen Bänden weibliche Autoren, was

kennzeichnend ist für Nohls oben schon erwähnte Bereitschaft, der Arbeit der Frauen den ihr gebührenden Platz einzuräumen. Für das Handbuch ist weiterhin bezeichnend, daß außer den psychologischen Grundlagen, die durch die „menschenkundlichen“ ergänzt werden, auch die biologischen, pathologischen und die soziologischen — natürlich im Verständnis der Zeit — einbezogen worden sind. Auch der III. Band: „Allgemeine Didaktik und Erziehungslehre“ unterscheidet sich von allen früheren Werken. Nach Erich Wenigers „Theorie der Bildungsinhalte“ und Wilhelm Flitners „Theorie des pädagogischen Weges und Methodenlehre“ und einer Theorie der Lehrmittel folgt als Hauptteil des Bandes „Die Didaktik der geistigen Grundrichtungen“, also nicht eine Lehre von den einzelnen Schulfächern oder den Kulturgebieten als den objektiven Mächten, sondern eine Darstellung der Formen und Inhalte des körperlich-geistigen Lebens und ihrer Bedeutung für die jugendlichen Menschen. Sie beginnt mit der Körpererziehung und der sexuellen Erziehung der männlichen und der weiblichen Jugend und führt über die ethische, die religiöse und die nationale Erziehung zur Spracherziehung, zur wissenschaftlichen Erziehung, zur Kunsterziehung etc. — Nohl hätte gern die religiöse Erziehung ganz ans Ende gesetzt, was auch seiner Aufbauidee besser entsprochen hätte. Er gab hier aber Pallats Wünschen nach, so daß der Aufbau nicht ganz folgerichtig ausgefallen ist. — Charakteristisch für diesen Band ist auch die Einbeziehung der jüdischen religiösen Erziehung neben der katholischen und der evangelischen. Daß aber weder, wie geplant, Martin Buber selber das erste Thema übernehmen konnte, noch Guardini das zweite, war bedauerlich. Aber Leo Baeck übernahm die Aufgabe an Bubers Statt, und Guardini bezeugte sein außerordentlich großes Interesse an dem ganzen Unternehmen dadurch, daß er Ludwig Pallat einen eigenen detaillierten Plan dafür entwickelte. Von heute her gesehen ist es auffallend, daß die Frage der politischen Bildung unter der Überschrift: „Die staatliche und nationale Erziehung“ erscheint und aus der Feder des Historikers Karl Brandi stammt. Bei seiner Wahl mag mitgesprochen haben, daß er ein naher Freund Pallats und ein Kollege Nohls war. Als „Ziel der staatlichen und nationalen Erziehung“ nennt der liberal eingestellte Autor: „Weniger ein Wissen als

ein Wollen, weniger Kritik am Bestehenden, als die Einfügung in das Gegebene.“ Darin mag man in jenen unruhigen Jahren (1930) eine Frontstellung gegenüber der um sich greifenden rechtsradikalen Kritik am Bestehenden sehen, sicher nicht eine Wegbereitung für den NS-Staat. Denn weiter heißt es: „Vor allem müßte das staatsrechtliche Gefüge für den angehenden Staatsbürger so durchleuchtet werden, daß er seinen Platz darin und die Möglichkeit seiner Wirksamkeit erkennt. An der Hand unserer Reichsverfassung wären die Grundbegriffe und Besonderheiten, beispielsweise der Sinn qualifizierter Majoritäten bei wichtigen Abstimmungen, darzutun.“ Von den Grundbegriffen des Rechts, vom Wesen der Rechtsordnung, von ihrer Notwendigkeit und ihren elementaren Einrichtungen soll mehr als bisher im Unterricht die Rede sein. Die Grundlagen des Wirtschaftsprozesses, weltpolitische Probleme sollen einbezogen werden. Das alles soll zu aktiver Mitarbeit im Staat und in seinen Parteien führen, freilich nur auf dem Wege über die theoretische und die historische Unterweisung, die zwar die Probleme des politischen Handelns erkennen lassen soll, die aber ein kritisches Bewußtsein im künftigen Staatsbürger kaum entwickelt, was, wie wir heute wissen, damals mehr denn je notwendig gewesen wäre, *wenn* das Handbuch überhaupt noch hätte zur Wirkung kommen können. Aus Band IV sei nur auf Sergius Hessens meisterliche „Kritische Vergleichung des Schulwesens der anderen Kulturstaaten“ hingewiesen, die neben dem sowjetischen auch das italienisch-faschistische Schulwesen behandelt. Nohl selber hat drei Artikel zum Handbuch beigetragen: den oben besprochenen über die „Pädagogische Menschenkunde“, den über „Die Pädagogische Bewegung in Deutschland“ und die Einleitung zu Band I „Die Theorie der Bildung“. Dieser letzte und wichtigste Artikel ist ihm ungewöhnlich schwer geworden, aber die Mühe, die er auf diese systematische Arbeit verwandt hat, zeigt, wie wichtig sie ihm war. Im Sommersemester 1929 las er zum fünften Mal eine „Allgemeine Pädagogik“, und von dieser Vorlesung meinte er, daß sie ihm sehr zur weiteren Klärung der Probleme geholfen habe. Aber erst am 22. 1. 31 berichtet er an Pallat, daß 150 Seiten des Artikels geschrieben seien und daß nur noch etwas umzuarbeiten sei. Am 7. September des gleichen Jahres hofft er, nach der Ruhe

und Besinnung eines Schwarzwaldaufenthaltes, „den Artikel, den sehr schweren Artikel — denn er muß doch wenigstens 30 Jahre halten — zu Ende zu schreiben“. Am 4. 2. 32 bricht auf Pallats drängendes Mahnen der Kummer über das Stocken seiner Produktivität leidenschaftlich hervor. Den Hauptgrund dafür meint er in der jahrelangen Vergiftung durch eine nicht erkannte schwere Parodontose sehen zu müssen. Erst am 18. 4. 33 kann er Pallat seine Freude darüber ausdrücken, daß diesem der Artikel, der also nun vorlag, zusagt. Über den Grund für die schließlich rasche Vollendung heißt es jetzt: „Nun, wo die Kriegslage ganz klar war, war es ja sehr viel leichter abzuschließen als in den Monaten vorher, wo man das Gewitter nur kommen sah. Jetzt sind die Fronten deutlich, und Sie haben gewiß recht, daß er jetzt aktueller ist als vor einem Jahr. Etwas leidenschaftlicher und prägnanter könnte er sein. Aber dann wäre der Handbuchcharakter zu sehr verwischt.“ Kurz darauf, am 15. 7. 33 schreibt er noch einmal an Pallat: „Unser Handbuch ist nun endgültig heraus, da ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen noch einmal für diese Waffenkameradschaft zu danken. Das Handbuch wird seinen historischen Platz als Zusammenfassung der pädagogischen Bewegung vor der Revolution behalten. Ob es noch aktiv wirksam sein kann, erscheint mir zweifelhaft, wenigstens in die Breite. Von einzelnen höre ich dankbare Äußerungen.“ Das Handbuch, das dem Vertrag nach in 4 500 Exemplaren gedruckt wurde, war rasch vergriffen, und es tauchte die Frage einer zweiten Auflage auf — es ist nicht klar zu erkennen, von welcher Seite. Diese würde ohne einen Ersatz für die „belasteten“ Mitarbeiter nicht möglich gewesen sein. Am 13. 2. 1935 heißt es in einem Brief Nohls an Pallat: „Wenn eine zweite Auflage des Handbuchs ernsthaft in Frage kommt — woran ich noch zweifle — würden wir schon geeignete Menschen finden. An eine völlige Umstellung ist ja nicht zu denken, jedenfalls würde ich die nicht mitmachen und würde die Herausgabe dann ablehnen. Wohl aber könnten wir für die ausfallenden Mitarbeiter gute neue finden, daran zweifle ich nicht.“ Es kam nicht zu dieser Neuauflage, und nach dem 2. Weltkrieg schien es den vom Verlag befragten Mitarbeitern nicht richtig, in einer so stark veränderten Zeit ihre Beiträge in der alten Form für ein Handbuch, das noch weiterhin Gültig-

keit beanspruchen sollte, abdrucken zu lassen. Aber der schöne Faksimile-Druck, den der Verlag dann von sich aus zu seinem Verlagsjubiläum im Juli 1966 herausgebracht hat, darf als das vielleicht wichtigste historische Dokument des großen pädagogischen Wollens einer heute versunkenen Zeit gelten. — Anhangsweise muß hier aber noch über das Schicksal von Band V, dem sozialpädagogischen, der 1929 erschienen war, berichtet werden. 1931 wird bereits an eine gesonderte Neuauflage dieses Bandes gedacht, in dem der Eingangsartikel von Gertrud Bäumer „zu der ursprünglich geplanten Länge von 4 Bogen“ erweitert werden soll. Außerdem ist Nohl eingefallen (21. Juli 1931), daß die ländliche Jugendhilfe völlig fehlt. „Da sie in den nächsten Jahren, besonders auch durch die Osthilfe, eine besondere Bedeutung bekommen wird, sollten wir ihr einen eigenen Artikel widmen.“ Er schlägt auch gleich einen geeigneten Bearbeiter vor. Am 13. 12. 32 aber heißt es: „Frau Bäumer hat das Manuskript immer noch nicht geschickt... Ich habe großes Mitleid mit ihr dabei aus eigenem Gewissen und kann verstehen, daß ihr im Augenblick dieser Artikel sehr schwer wird. Andererseits *müssen* wir jetzt diesen sozialpädagogischen Band in neuer Form herausbringen. Die anderen Mitarbeiter, die ihre Beiträge schon abgeliefert haben, mahnen seit Monaten.“ Der Band ist dann mit einem knappen Vorwort Nohls, das ein Zitat aus seinem Aufsatz „Die Pädagogik der Verwehrlosten“ bringt, in unveränderter Form und ohne die Bäumersche Erweiterung noch im gleichen Jahr erschienen. Aber habent sua fata libelli, vor allem in der damaligen Zeit. Am 19. 11. 1936 schreibt Nohl an Pallat: „Eben schreibt man mir, daß die Generalstaatsanwaltschaft in Sachsen die dortigen Gefängnis- und Beamtenbüchereien aufgefordert hat, den Band V unseres Handbuchs [also nicht den Separatdruck] herauszunehmen und zu *vernichten*! Das unterhält mich nun sehr und wird Sie auch interessieren. Haben Sie auch schon davon gehört? Franckes Artikel? oder Löwenstein? Bondy? oder die ganze Richtung? Ich habe geschrieben, sie sollen es vierteilen und verbrennen — hinrichten durch den Scharfrichter.“ Der Rest des Separatdrucks von Band V konnte im Dritten Reich dann auch nicht mehr abgesetzt werden.

Als das Handbuch 1933 abgeschlossen vorlag, schreibt Nohl an



den Mitherausgeber: „Es wäre nett von Ihnen, wenn Sie auch Beltz zum Abschluß des ganzen Handbuchs eine Zeile schreiben. Wir haben keinen Ärger mit ihm gehabt und er hat seine Verpflichtungen bereitwillig, ja mit einer gewissen Freudigkeit erfüllt. Er ist glücklich, wenn Sie ihm das anerkennen: Das Handbuch ist der Stolz seines Verlages.“

Das „Dritte Reich“ brachte für Nohl schwere persönliche Erfahrungen. Zwei seiner jung verheirateten Töchter mußten ihrer Männer wegen, denen die begonnene Universitätslaufbahn versperrt wurde, emigrieren. Den einzigen Sohn, der noch Schüler in Salem war, ließen die Eltern zu Kurt Hahn nach Schottland gehen, damit er in einer reineren politischen Atmosphäre aufwachsen konnte. Frau Nohl hätte gewünscht, daß ihr Mann sich entschlösse, auch mit ihr auszuwandern, aber er meinte damals noch, eine solche Flucht nicht ergreifen zu dürfen. Und womöglich draußen Menschen, die in größerer Not waren, einen Arbeitsplatz wegzunehmen oder gar fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, ging ihm ganz gegen die Natur. Von den Schülern Nohls waren mehrere gerade von denen, die ihm besonders nahe standen (C. Bondy, H. Ebstein und auch ich, auch Erich Meißner u. a.) so oder so „betroffen“. Auch ihnen, wie seinen Kindern, mußte Nohl zureden, sobald wie möglich auszuwandern. Bondy freilich blieb noch ein paar Jahre (bis man ihn 1938 nach Buchenwald gebracht hatte — zum Glück nur für Monate —) in Deutschland, wo er in seiner neuen landwirtschaftlichen Schule Groß-Breesen junge jüdische Menschen für die Auswanderung in agrarische Länder, Argentinien z. B., schulte. Nohl nahm regsten Anteil an diesem Unternehmen. Noch 1935 fuhr er im Auto mit Bondy nach Holland, der dort an der Zydersee eine vorbildliche jüdische Einrichtung, „Das Werkdorf“, das ähnliche Ziele hatte, besuchen wollte und dem dabei an Nohls Rat gelegen war. — Das schönste Zeugnis seiner Anteilnahme am Schicksal eines jüdischen Schülers ist der Brief, den er Hermann Ebstein am 2. Januar 1936 vom Krankenlager seiner todkranken Frau aus Wien schrieb, als dieser sich endlich entschlossen hatte, nach Palästina auszuwandern:

„Lieber Freund Ebstein, das war einmal ein guter, ausführlicher Brief! Vielen Dank! Ihren Entschluß kann ich verstehen, bin im Grunde immer etwas betrübt darüber, daß Bondy ihn nicht fassen kann, wenn ich auch begreife, warum nicht. Ich selbst ginge an Ihrer Stelle bestimmt denselben Weg, auch ‚auf jede Gefahr‘.

Der Mensch muß eine Heimat haben und ein Volk, das im Guten wie im Bösen das seine ist. Ich sehe die grausamen Schwierigkeiten in Palästina, die Zerrissenheit des Judentums, die arabische Gefahr, die auch dort keinen Frieden erwarten läßt, das ungeheure Probleme, wie Juden ein Volk werden können — aber sie haben die Sprache bewältigt, ich meine, für ihre Jugend — und da ist der Grund gelegt. Und jedes Opfer hat jetzt Sinn und produktive Bedeutung. Für Palästina kann ein Mensch sterben, für Argentinien, wo man an eine Kolonie denkt, nicht — das sagt alles . . .“

Eine viel größere Zahl von Schülern Nohls, die an den Pädagogischen Akademien lehrten, wurde sofort entlassen und zwar, *weil* sie Nohls Schüler gewesen waren und eine Pädagogik vertraten, die wesensmäßig der Gleichschaltung widerstehen mußte. Das war der Sinn ihrer Autonomie! Rückblickend schreibt Adolf Grimme, der von 1930—1933 der letzte vornazistische preußische Kultusminister gewesen war, in einem Brief an einen jüngeren Lehrer vom 24. 5. 1959, wo er davon spricht, daß Nohl einen zugleich prägenden und verselbständigenden Einfluß auf seine Schüler gehabt habe: „Das spürten sogar die Unmenschen damals; denn es genügte, ein Nohl-Schüler zu sein, um als Erzieher zur Nohlschen Idee der Humanität aus dem Prozeß der Abrichtung zur Inhumanität ausgeschaltet zu werden.“ Genau dieses, daß wir *als* Nohl-Schüler — durch „den Geist, den Sie vertreten“ — für das neue Regime „untragbar“ seien, wurde damals mehr als einem von uns von dem Referenten im Ministerium unverblümt gesagt. Nohl selber hat man noch ein paar Jahre in seinem Amt gelassen, wenn er auch natürlich *persona ingrata* war.

Für ihn, der an „die gewaltlose Macht des Geistes“ glaubte, in deren Dienst er seit den Jenaer Tagen seine Lebensarbeit gestellt hatte, war die Erkenntnis der Ohnmacht der geistigen Menschen gegenüber der „Methode der Gewalt“ der neuen Machthaber tief enttäuschend. Daß die Ohnmacht aber weithin auf der Uneinigkeit und der Schwäche der bis dahin führenden Schicht beruhte, wie es sich z. B. in der Universität sofort zeigte, machte die Lage besonders schlimm. Kein gemeinsamer Protest entstand bei der Entlassung der großen Göttinger Naturwissenschaftler Born, Franck und Courant und später des Phi-

Wien 2/1/36

Lieber Herrns Epstein,

Das war eine ~~sehr~~ sehr gute,  
ausgezeichnete Brief! Vielen Dank!  
Ihre Entschuldigungen sind  
hier den Freunden unserer Sache  
vorher, ich weiß, Sie werden  
sagen, wenn Sie auch  
nicht. Es ist ja an der Stelle  
explizit dasselbe was, auch  
"auf jede Weise" der Kunst  
wird. Hiermit haben wir die



losophen Misch, Nohls nahem Freund, die die Zierde der Universität gewesen waren. Keine klare eigene Verantwortung verband die Vertreter der Wissenschaft. So trat gerade hier der Verfall des geistigen Lebens besonders deutlich zutage.

Nohls Stimmung in jener Zeit spiegelt sich in seinen Briefen an den alten „Waffenkameraden“ L. Pallat, der 66jährig, von seinen Amtspflichten entbunden, 1933 nach Athen gegangen war, um dort seine archäologischen Studien wieder aufzunehmen. Ihn beglückwünschte Nohl in einem Brief vom 3. 10. 1933 zu dem „Refugium“, das er dort in seiner schönen Arbeit habe. Er fährt dann fort: „Das Haus und das Lebenswerk ist einem zerstört — fast alle meine Leute abgesetzt! Mich selbst scheinen sie auf dem Katheder zu lassen. Den Sommer über habe ich in stiller Verzweiflung an meiner Ästhetik gearbeitet, die auch beinahe fertig geworden ist — auch so ein bißchen Archäologie.“ Ein Jahr später, am 24. 12. 1934, heißt es: „Im Kolleg und Seminar geht es gut wie immer, die Leutchen sind fleißig und vertrauend. Die Universität als Ganzes ist eine Ruine, die täglich mehr zerfällt. Vor allem, weil ihre sogenannten Führer . . . selbst nicht an ihre Wissenschaft glauben. So fehlt ihr die eigene Seele und damit jeder selbständige Impuls. Dazu der Abgang so vieler gescheiter führender Menschen — unsere naturwissenschaftliche Fakultät! — nun auch noch der 65jährigen — z. B. Brandi — und die Versetzungswolke, die über jedem hängt. So entsteht eine totale Lethargie. Die neue Habilitationsordnung nimmt auch noch den letzten Rest von Initiative. Alles, was lebendig war, ist ‚verdächtig‘, es regieren äußerlich die alten deutschnationalen Reaktionäre schlimmster Sorte. Ob es auch anderswo so ist wie bei uns in G., weiß ich nicht. Die Jugend, der man selbst unmittelbar begegnet, ist immer wieder sehr erfreulich, aufgeschlossen und zur besten Leistung bereit. Was könnte man mit der machen! . . . Das Schicksal meiner Schüler geht mir immer noch sehr nah. Ostern muß ich meine Schulkasse schließen . . . Ihr ausgezeichnete Lehrer wurde stellungslos . . . Als Mann von mir sieht man ihn natürlich mißtrauisch an . . . Meine Kinder sind in der Welt zerstreut . . . die Sorgen sind oft groß.“ Und am 20. 3. 37 kommt noch einmal der Kummer über die Universität zum Ausdruck:

„Die Universität ist ein Leichnam, in dem die Würmer sich nähren, jammervoll.“

Leider sind nur verhältnismäßig wenige Briefe Nohls aus dieser Zeit erhalten. Daß die an Th. Litt, mit einer Ausnahme, verloren gegangen sind, ist besonders zu bedauern. Aber Litts Briefe begleiten Nohl durch diese für sie beide so bedrückenden Jahre, und sie bringen ihr Vertrauensverhältnis und ihre Bundesgenossenschaft in dieser Zeit mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck. Zu jeder von Nohls Arbeiten gibt Litt seinen z. T. kritischen aber immer freundschaftlichen Kommentar. So hieß es schon am 1. 6. 1933 zu dem in der „Deutschen Schule“ veröffentlichten Aufsatz über „Pädagogische Bewegung oder pädagogische Reaktion?": „Das Schlußwort spricht mit dankenswerter Offenheit und Wärme aus, was wohl unser ganzer Kreis — über alle Meinungsdivergenzen interner Art hinweg — in der neuen Lage empfindet. Ich bin der Meinung, daß unser Wort niemals unentbehrlicher gewesen ist als jetzt (so vermessen das angesichts des Wesens des Geschehenden klingen mag).“

Am 12. 1. 35 schreibt er im Anschluß an eine Auseinandersetzung zwischen ihnen über Dilthey: „Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich Ihrer und dem was Sie zu tragen haben, oft gedacht habe. Der Bund der anständigen Leute muß sich ja gerade heute seiner inneren Zusammengehörigkeit versichert halten, damit der einzelne nicht verzweifelt.“ Als auch ein so verdienstvoller Mann wie Misch im April desselben Jahres seines Amtes enthoben wird, kann Litt nur mit „Gram und Empörung“ reagieren. Er schreibt (29. 4. 1935): „Es ist meine feste Überzeugung, daß vieles von dieser Art nicht geschehen wäre, wenn die Professorenschaft von vornherein auch nur *einigermaßen* geschlossen gegen dies alles Front gemacht hätte. Jetzt, nachdem sie gezeigt hat, was sie sich alles widerspruchslos bieten läßt, ist ja alles verloren . . . Ich habe mich innerlich ganz und gar von dieser Zunft losgesagt . . . Daß unsere akademische Welt so sehr der Substanz, des Glaubens an ihre Sache entleert sei — das habe ich doch vorher nicht gewußt. Und insofern muß ich ihr Schicksal als wohlverdient bezeichnen. Leider muß unsereiner es dann mit auslöffeln. In die Fakultät gehe ich so gut wie gar nicht mehr, weil ich zu oft erfahren

habe, daß man, falls man in entscheidenden Dingen Widerspruch anmeldet, *nicht einen einzigen* Sekundanten findet . . . " Er bemerkt noch, daß Spranger dieselben Eindrücke und Erfahrungen von seinen Kollegen habe.

Nohl selbst nahm die unheimliche Entwicklung, wie sie sich seit Beginn der dreißiger Jahre immer deutlicher erkennen ließ, als Herausforderung seiner gesammelten pädagogischen Energie. Es ist schon in einem der vorausgehenden Kapitel gezeigt worden, wie das Anschwellen des politischen Fanatismus ihn mit wachsender Sorge erfüllte und ihn in den Kampf des Tages eingreifen ließ. Die Sorge vertiefte sich angesichts des Nachlassens des pädagogischen Willens, wie es sich schon 1932 in den verhängnisvollen preußischen Sparmaßnahmen z. B. gegen die Pädagogischen Akademien gezeigt hatte, die dieses zukunftsvolle Werk aufs schwerste gefährdeten. Aber auch sonst machten sich Symptome des „Absinkens des pädagogischen Interesses“ bemerkbar. Die erzieherische Bewegung war überall „im Abflauen und die lebendigsten Kräfte, die noch da waren“, gehörten der linken Seite an und wurden eben darum kaltgestellt, wie z. B. die Träger des pädagogischen Strafvollzugs in Thüringen, bei dessen Zerstörung „alles schweigt, oder in den Zeitungen sich höchstens die Nationalsozialisten in frechen Artikeln regen“. —

Auf der anderen Seite aber war sich Nohl schon lange darüber im klaren, daß da, wo man in weiteren Kreisen noch von „pädagogischer Bewegung“ sprechen konnte, also bei den Jugendbünden, eine neue Phase dieser Bewegung eingesetzt hatte, die in dem wachsenden Bedürfnis junger Menschen nach festerer Ordnung und nach Bindung, also einer „Wendung zum Objektiven“, ihren Ausdruck fand, ein Bedürfnis, das sie bereit machte, sich in den Dienst einer Sache oder einer Idee zu stellen, sei es die Kirche oder sei es — allmählich immer stärker betont — Staat und Nation. In dieser Bereitschaft der Jugend aber spiegelte sich etwas von dem tiefen Unbehagen vieler verantwortlicher Menschen auch der älteren Generation an der parteipolitischen Zerrissenheit und politischen Hilflosigkeit der Weimarer Republik und an ihrer Unfähigkeit, nach der schweren Krise der Anfangsjahre und in ihrer immer prekärer werdenden Situation ein ressentimentfreies, in sich sicheres nationales



Bewußtsein zu entwickeln. Nohl selber teilte dieses Unbehagen, und nicht nur das ermöglichte ihm, dieses Verlangen in den jungen Menschen zu verstehen und ihnen z. B. im Siedlungsdienst der Studenten eine nationalpädagogische Aufgabe zu zeigen, sondern er konnte auch, nach seiner Art, geschichtliche Verläufe zu deuten, in diesen Tendenzen der bündischen Jugend eine dritte Phase der pädagogischen Bewegung erkennen und sie als solche begrüßen. Sein Vortrag vor dem Fröbel-Verband vom Sommer 1932 über „Die volkserzieherische Arbeit in der pädagogischen Bewegung“ (im VIII. Jg. der „Erziehung“, S. 337 ff.), ebenso wie der Schluß der Einleitung zu seinem Artikel über „Die pädagogische Bewegung“ im „Handbuch“ spricht die Erkenntnis dieser Phasenentwicklung deutlich aus. So macht er noch einmal den Versuch, aus dem Leben in seiner historischen Bewegung die inhärente Idealität herauszuarbeiten und die nationalpädagogischen Aufgaben in die humanitäre Zielsetzung seiner Pädagogik hineinzunehmen in dem klaren Bewußtsein, daß dies einen *Kampf nach zwei Seiten* mit sich bringen mußte. Niemals hat sich Nohl so entschieden in einer Kampfstellung befunden wie zu Beginn der dreißiger Jahre. Der weiter oben besprochene Vortrag „Pädagogische Bewegung oder pädagogische Reaktion?“ gehört in diesen Zusammenhang. Nie hat er sich stärker um die Zeitschrift „Die Erziehung“ bemüht als in dieser Zeit, wo die brieflichen Mitteilungen an Flitner sich häufen. So heißt es z. B. schon in einem Brief vom 27. 3. 1932 an den Schriftleiter der „Erziehung“, daß er das Manuskript (es handelt sich um einen seiner Ostvorträge) rasch zum Druck gebracht haben möchte, „um das Eisen zu schmieden, solange es warm ist. Auch politische Gründe machen notwendig, daß wir uns jetzt mächtig regen, vor allem aber eben die Sache, die zwar nun in Fluß gekommen ist, aber noch großer Steigerung bedarf“. Wichtig erscheint ihm dabei, „daß die Studentenschaft [die er in die Pionierarbeit der Siedlungspädagogik einschalten wollte] mal an entscheidender Stelle von uns geführt wird und nicht von ihren Demagogen.“ Ebenso drängt er ein halbes Jahr später (6. 9. 32), daß ein Manuskript seiner Schülerin E. Prößdorf, die vier Jahre lang in der Arbeit an einem deutschen Kindergarten in Chile gestanden hatte, rasch zum Druck kam. Eine andere Zeitschrift hatte ihr eine spätere

Veröffentlichung angeboten. „Das dauert mir angesichts der gegenwärtigen politischen Lage zu lange, wir müssen diese Produktion im Dienst der nationalen Aufgabe jetzt im Augenblick zu Wort kommen lassen, wo sie jeder unmittelbar versteht.“ Am 7. 1. 1933 schlägt er dann Flitner zwei Möglichkeiten vor, die Zeitschrift wirksamer zu machen:

„1. durch ganz aktuelle Besprechungen, d. h. das Buch muß in dem Monat erschienen sein und dann wirklich besprochen werden, und zwar nur solche Bücher, die entweder schneidend abgelehnt werden, weil sie gefährlich sind, oder auf die positiv hingewiesen werden soll, so daß *Ja und Nein deutlich wird* [von der Verf. hervorgehoben] — nichts Halbes und Laues, Gleichgültiges, also keine allgemeine Buchkritik! Nur ganz enge Auswahl!

2. pädagogische Stellungnahmen zu Zeitereignissen, wie Tews das früher machte in der Deutschen Schule. Man müßte das als Kreis machen. Aber ob wir dazu noch genug Lebendigkeit haben? Hitlers ‚Kampf‘ hätte z. B. so unbedingt besprochen werden müssen und so tausend Dinge, so z. B. Schleichers pädagogisches Programm ‚von unten‘. Die Reaktion müßte nur immer *prompt* im nächsten Heft erscheinen.“ Leider ist die Zeitschrift diesen Forderungen nicht gefolgt. Nohl ist nach dem Schlag gegen seine Schule nicht mehr selbst in der Zeitschrift hervorgetreten. Aber er wendet sich in ähnlich forderndem Sinn mündlich und schriftlich an seine alten Schüler. So heißt es Anfang 1933 in einem Brief an Erika Hoffmann: „Wir haben jetzt so große Aufgaben und Pflichten, insbesondere gegen die Kinderfürsorge, aber überhaupt für die Kontinuität der pädagogischen Arbeit, daß wir uns an keiner Stelle einen Ausfall oder ein Versagen leisten können. Wir werden uns in der nächsten Zeit ein ganzes Programm der nächsten Pflichten und Möglichkeiten machen müssen, wo jeder seinen Posten bekommt und sein Teil, und ich rechne da sehr auf Ihre Hilfe und mit ein paar klugen Aufsätzen und Anzeigen.“ Ähnlich mahnt Nohl seine anderen Schüler und Freunde, keinen Posten freiwillig aufzugeben, vielmehr mit doppelter Energie pädagogisch weiter zu wirken, wo immer möglich. Die pädagogische Arbeit zu retten war sein leidenschaftliches Bemühen. Am 9. 2. 33 klagt er, daß Flitner nicht einmal nach Göttingen kommen könne, um ein gewis-

ses Programm für die „Erziehung“ zu verabreden, um den Hef-ten eine neue Stoßkraft zu verleihen. Und im August des gleichen Jahres bedauert er, daß Flitner nicht nach Lippoldsberg hatte kommen können, wo der Kreis gemeinsam die neuen Aufgaben besprochen hatte. Als Flitner sich 1934 unter dem Druck der Zeitumstände mit dem Gedanken trug, die Schriftleitung aufzu-geben, schreibt ihm Nohl: „Daß Sie nun doch daran denken wol-len, die Schriftleitung der Erziehung aufzugeben, halte ich für ein richtiges Unglück, das könnten Sie in einem Jahr vielleicht tun, aber im Augenblick würde das ganz falsch aussehen, bloß wieder eine Position aufgeben heißen und eine Schwächung für uns alle sein.“

Wenn er die Aufnahme von Aufsätzen einzelner Schüler befür-wortete, so geschah das immer unter dem Gesichtspunkt, daß sie die Kontinuität der pädagogischen und besonders der sozial-pädagogischen Arbeit beweisen und daß sie zugleich die klare Linie zwischen dem Ja und dem Nein, *den Weg „zwischen den Lagern“* [von Verf. hervorgehoben] festhalten, wofür er meinte, mit seinem Kreis einstehen zu müssen. Denn „So geht es nicht“ hatte der Aufsatz heißen sollen, mit dem er sich im Sommer des Jahres 1933 lange trug und der dann doch leider nicht geschrieben wurde. Aber seine Gedanken sind eingegan-gen in das Kolleg über „Die Grundlagen der nationalen Er-ziehung“, das er im Wintersemester 1933/34 auf Wunsch seiner Studenten hielt, mit dem er versuchte, ihnen zu zeigen, wie sie auch unter den veränderten Umständen und unter Anerken-nung bestimmter neuer Prinzipien pädagogisch verantwortlich und sinnvoll arbeiten könnten. Inhalt und Aufbau dieser Vor-lesung spiegelt sich in gedrängter Form in dem Nachwort über „Die zwei Formen der Pädagogik“, das er der Buchgestalt von „Die pädagogische Bewegung und ihre Theorie“ (1935) beige-geben hat und das auch in den späteren Auflagen mit einem weiteren Nachwort wieder abgedruckt wurde. Aus ihm ist zu erkennen, welche neuen Motive er in jener ersten Zeit, in der die Möglichkeit positiver Entwicklung noch offen zu sein schien, als pädagogisch bedeutsam ansah (bessere Sorge für die biolo-gische Substanz des Volkes, Anerkennung und Pflege der ge-staltenden Kraft der „Volksgeistigkeit“ und Bejahung eines auf die Einheitlichkeit der Bildung gerichteten nationalen Er-

ziehungssystem), aber auch, wo er von seiner Grundstellung her unzweideutig die Grenze setzte. Im letzten Abschnitt dieses Nachworts heißt es: „Wo einem Volk solche freie Geistigkeit versagt ist, weil sie gehemmt wird wie in den Staaten der Inquisition, oder nicht gewertet wird wie in Sparta, oder weil die radikalen Köpfe fehlen . . . da geht es zugrunde.“ — Nohl hat eine Abschrift des Kollegs noch im Dezember 1940 Theodor Litt zu dessen 60. Geburtstag übersandt, und er schreibt dazu: „Es gibt für mich zur Zeit kein Problem, das mir wesentlicher wäre als diese Auseinandersetzung, und ich weiß keinen Kollegen im Reich der Pädagogik, mit dem ich so gern eines Sinnes wäre wie mit Ihnen . . . Die Vorlesung macht den Versuch, in einem Augenblick höchster allgemeiner Spannung unsere pädagogische Haltung der großen Bewegung [gegenüber], die über uns hinwegstürmte, vor der Jugend meines Kollegs zur Geltung zu bringen und . . . ihre Wahrheit ohne Polemik und Apologie zu behaupten. Sie werden sagen, wie weit mir das gelungen ist.“ Th. Litt, der seiner sehr viel kritischeren, ja skeptischeren Natur nach von vornherein ganz negativ zu allen Erscheinungen der Zeit stand, hat Nohl noch Ende 1940 nach der Lektüre attestiert, daß es ihm besser als ihm selber gelungen sei, seine „eigene Haltung zu wahren und dabei doch das Anerkennenswerte in dem Neuen zu würdigen und einzubauen“. Aber am 4. 6. 1941 schreibt er noch einmal in bezug auf dieses Manuskript: „Wenn ich nun sehe, daß ein Mann wie Sie imstande gewesen ist, dem Neuen mit so viel mehr Vertrauen entgegenzutreten und ihm aus sich so viel an beseelender Kraft zu leihen, dann lege ich mir eine Frage vor, die mich schon oft beschäftigt hat . . ., ob ein willigeres Entgegenkommen, von einer hinreichend großen Zahl geeigneter Menschen geübt, den Dingen einen anderen Lauf gegeben hätte. Ich komme dann aber immer wieder, wie ich Ihnen gestehen muß, zu einer verneinenden Antwort . . . Es wäre für uns alle ein unendliches Glück gewesen, wenn die verkündeten neuen Prinzipien in dem Sinne verstanden und bestätigt worden wären, den Sie ihnen gegeben haben. Aber — ich fürchte, alles ist ferne davon geblieben.“ Niemand wird bestreiten wollen, daß Litt hier sehr viel klarer sah als Nohl in seinem Bemühen, um der pädagogischen Arbeit willen der neuen Sicht eine positive Seite abzugewinnen, aber

die Fairness, mit der Litt die Reinheit der Intention seines Kollegen in dieser für sie so schweren Zeit zu würdigen verstand, ehrt sie beide.

Nohl selber hat angesichts der faktischen Entwicklung des Dritten Reichs, der Brutalisierung des öffentlichen Lebens und der Drosselung der pädagogischen Arbeit, seine Hoffnung auf die Rettung des Humanum in der Erziehung für das Ganze aufgeben müssen. Es blieb ihm nur die Möglichkeit, da, wo er persönliche Verbindungen hatte, die Menschen in ihren schwierigen Lagen zu beraten und die Schüler, wo immer sie standen, zum tapferen Weiterarbeiten zu ermutigen.

Neben dem angestrengten Bemühen, das Pädagogische in der sich immer stärker verändernden Welt zu retten, vollzog sich im wissenschaftlichen Leben Nohls eine Wendung zu gesammelter Arbeit an den eigenen Schriften. Der Sommer 1933 brachte ihm, wie erwähnt, ein Freisemester, in dem er sich zuerst der Überarbeitung seiner ästhetischen Vorlesungen und Vorträge zuwandte. So entstand teils in der Rhön, teils in Lippoldsberg die Einführung in die Ästhetik mit dem Titel „Die ästhetische Wirklichkeit“. Alle seine größeren Bücher, „Die Einführung in die Philosophie“, die erweiterte Fassung der Pädagogischen Menschenkunde unter dem Titel „Charakter und Schicksal“ und „Die sittlichen Grunderfahrungen“ sind zwischen 1933 und 1939 auf der alten Basis fertiggestellt worden und zwischen 1935 und 1939 erschienen, also in der Zeit, wo sein Wirkungskreis immer enger wurde, und wo die Konzentration auf die wissenschaftliche Arbeit das hilfreichste Mittel war, das innere Gleichgewicht zu bewahren. Auch die beiden pädagogischen Artikel aus dem „Handbuch“ erschienen jetzt vereinigt und unverändert als „Die pädagogische Bewegung und ihre Theorie“, nur durch ein Vorwort und jenes besprochene Nachwort ergänzt, als zweite Auflage. 1939 und 1940 entstanden auch die beiden Erinnerungsbücher an die Familie seiner Frau und seine eigenen Vorfahren, die nur als Manuskript gedruckt wurden. Das alte Kolleg über die „Deutsche Bewegung“ so gründlich zu überarbeiten, wie er es für nötig hielt, ist ihm trotz verschiedener Anläufe weder damals noch später gelungen. — Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß „Die Theorie der Bildung“ schon während des Krieges, mit besonderer Genehmi-

gung des Propagandaministeriums! in Mexiko und Argentinien, ins Spanische übersetzt, erschienen ist, etwas später folgten dann auch Menschenkunde und die Ethik. — Auch die „Geschichte der Pädagogik“ und „Das historische Bewußtsein“ blieben unbearbeitet liegen. Das Erscheinen all jener Bücher wurde möglich durch die tapfere Übernahme der Veröffentlichung durch den jungen Verleger Schulte-Bulmke, während Beltz, der Nohl lange verbunden gewesen war, um seines Verlagshauses willen es schon nicht mehr wagen konnte, einen vom Regime so deutlich abgelehnten Autor zu drucken. Es zeigte sich aber, daß es noch einen großen Leserkreis gab, dem diese Schriften willkommen waren. Der Verlag hat bis 1942 (1943 sind alle Restbestände in Frankfurt verbrannt) noch im ganzen 5960 Bände absetzen können. Eine Anzahl von Besprechungen der Bücher zeigen das unveränderte Verhältnis der Leserschaft zu ihrem Verfasser. Freilich darf auch nicht vergessen werden, daß es neben den positiven Rezensionen seiner Werke aus der Perspektive der veränderten Zeit auch radikale Abwertungen seiner Pädagogik und böse Besprechungen gab, selbst von Autoren, die nicht lange vorher zu den Anhängern von Nohls Lehre gehört hatten. — Der Absatz der Ethik, die erst unmittelbar vor Ausbruch des Krieges erscheinen konnte, hat aber mit nur 551 verkauften Exemplaren am schwersten unter den Zeitverhältnissen gelitten. Aber sie konnte nach 1945 noch in zwei neuen Auflagen erscheinen. Sie ist von allen seinen Büchern dasjenige, in dem sich die Grundhaltung Nohls dem Leben gegenüber am reinsten spiegelt. Probleme der Ethik hatten ihn seit seiner Sokrates-Dissertation beschäftigt. Sie hatten eine zentrale Stellung in seinem Leben. In Jena hatte er geglaubt, seine „Ethik“ schon veröffentlichen zu können. Jetzt heißen „Die sittlichen Grunderfahrungen“, in denen er an die frühen Gedanken anknüpft, im Untertitel „Eine Einführung in die Ethik“. Weil der Aufbau so aufschlußreich ist, soll er hier kurz charakterisiert werden: Das Buch beginnt mit dem „Prinzip der sittlichen Selbstbestimmung“ und es endet mit der „Grenze der Ethik“. Dazwischen stehen zwei große Hauptteile: „Die Mehrheit der inhaltlichen Prinzipien der Sittlichkeit“ auf der einen Seite, „Die sittliche Not und die Freiheit“ und „Der Konflikt des Sittlichen“ auf der anderen. Daß die inhaltlichen Prinzipien zuerst

kommen, ist charakteristisch. Sie sind aufgebaut nach der von Nohl so oft gebrauchten Schichtentheorie, beginnend mit der biologischen Schicht und dem Problem der Lust und gipfelnd in der geistigen Schicht mit ihren absoluten Forderungen (Wahrhaftigkeit, Treue in der Bindung und Gerechtigkeit). Davor aber stehen, bei weitem den breitesten Raum einnehmend, „Die Prinzipien der seelischen, schöpferischen Schicht“. In ihr gibt es kein gut oder böse, sondern nur Grade der Erfüllung oder des Versagens (so gegenüber dem Ideal der Kraft und Größe, im Werk und in der Liebe). Die Problematik der menschlichen Situation beginnt bei der Frage des Maßes. Erst der zweite Hauptteil bringt Gesetz und Pflicht, Schuld, Scham, den Pflichtenkonflikt und die anderen schweren Probleme der Moralität und schließlich das Problem der Individualität. Während es im ersten Hauptteil vor allem um Fragen der Entfaltung und der aufbauenden Möglichkeiten geht, zeigen sich hier die Probleme der Entscheidung und die Gefahren und Nöte von Recht und Unrecht in ihrer Deutlichkeit. — Etwas verkürzt erscheint das vorletzte Kapitel über den „Geist der Gemeinschaften“. — In dem Schlußkapitel über die Grenze der Ethik findet das Problem des Verhältnisses von Sittlichkeit und Religion seinen Platz. Selbstverständlich hat die Frage der Religion einen so philosophischen Geist wie Nohl ein Leben lang beschäftigt, jedenfalls seit den Tagen der Freundschaft mit der Herrnhuterin Anna Rinneberg und der engen Zusammenarbeit mit dem Theologen Heinrich Weinelt in Jena. Die entscheidende Wendung aber hatte er wohl in der Zeit seiner Arbeit bei Dilthey genommen. Über ihn, der als Theologe begonnen hatte, schreibt Nohl noch 1946 im Nachwort zu seiner Auswahl Diltheyscher Schriften „Die Philosophie des Lebens“: „Es war aber seine persönlichste Genialität, daß er diese Gewißheit eines höheren Lebens nicht mehr aus irgendeiner Transzendenz begründete, sondern entschlossen im Diesseits stehend, sie aus der lebendigen Erfahrung der menschlichen Existenz selber gewinnen wollte.“ (Ähnlich hatte das Kolleg über die „Deutsche Bewegung“ geendet.)

Er hat sich oft als einen Heiden bezeichnet und in vielen Wendungen bekräftigt, daß für ihn „transzendent“ „nur die Innerlichkeit selbst“ sei. „Der Weg geht nicht ‚hinüber‘, sondern

nach Innen, aber er transzendiert eben doch“, schreibt er an R. Joerden (1. 11. 1942). Oder, „die Transzendenz liegt nur im Geistigen“. Wie das gemeint ist, lassen einige Sätze des letzten Kapitels der Ethik erkennen, wo er wie auch in anderen Äußerungen an der Realität „des Göttlichen“ festhält. „Jeder Inhalt, den wir dem Göttlichen geben, wird aus dem endlichen Gebiet entnommen und nur seine Begrenzung wird aufgehoben. Wir stehen im Endlichen und nur in ihm erfassen wir das Unendliche . . . Wir handeln sub specie aeterni und leben im Himmel des Unbedingten, wo immer wir in der Wahrheit oder in der Liebe oder in der Pflicht stehen.“ Er hat in den späten Jahren oft geäußert, er habe sein letztes Wort über die Religion noch immer nicht gesagt. Es hätte ihm daran gelegen. 1944 ist sogar die Rede von einem Kolleg über die Religion, das er plane für die Zeit nach dem Ende des Krieges. Wie dieses letzte Wort gelautet haben würde, ist schwer zu sagen. Ein frommes Weltverhalten ähnlich dem Goetheschen war ihm eigen, und mit Goethe teilte er auch die Lebensdankbarkeit als eine Grundverfassung, aber mit Schiller doch auch etwas von dessen prometheischem Idealismus. In einem frühen Schreiben spricht er davon, daß man „das religiöse Sehen“ einmal gelernt haben müsse, wie man auch das künstlerische lernt. Aber eine Gottesvorstellung erlaubte ihm die Unbestechlichkeit seiner Vernunft nicht, wenn er auch jede echte Frömmigkeit in anderen respektierte, wie ihm selbstverständlich auch die welthistorische Bedeutung des Christentums immer bewußt war. Vielleicht darf hier das Wort eines frommen Christen (Johannes Pfeiffer) eingeschaltet werden, das er zu Nohls 70. Geburtstag schrieb: „Der Mann, der sich so oft und mit betontem Behagen einen unverwüstlichen ‚Ketzer‘ genannt hat, er, der gegenüber aller konfessionalistischen Restauration unbeirrbar festgehalten hat an der kritischen Vernünftigkeit der vielgeschmähten Aufklärung: er hat in einem langen und an Prüfungen reichen Leben ein Maß an Liebe bewährt, das manchen ‚rechtgläubigen‘ Christen beschämen muß.“

Die Lage wurde für Nohl auch sonst schon von Mitte 1934 an immer bedrückender. Als ein von ihm geschätzter Kollege ein Manuskript für die „Erziehung“ einreichte, das ihm als im Ton



zu „gleichgeschaltet“ erschien, meinte er am 27. 9. 1934 Flitner gegenüber: „Aber mit dieser Unwahrhaftigkeit muß man heute wohl allgemein rechnen als einem machiavellistischen Mittel in dieser politischen Zeit. Mir tun nur die jungen Menschen so leid, die in dieser zweideutigen Luft aufwachsen. Man hofft aber, daß sie sie durchschauen und auf Kosten des Respekts vor der älteren Generation verachten.“ Im Sommer 1934 schien auch der Fortbestand der „Erziehung“ gefährdet. 1935 trat Flitner von der Schriftleitung zurück. Die Linie, um deretwillen die Herausgeber die Zeitschrift fortgeführt hatten, wurde immer unsicherer, so daß im Sommer 1937 nicht nur Nohl und Litt, sondern auch Flitner als Herausgeber zurücktraten. Aloys Fischer starb im gleichen Jahr.

Der besondere Grund für Nohls Ausscheiden stand im Zusammenhang mit seiner Entlassung aus dem Amt nach der ersten Vorlesungsstunde des Sommersemesters 1937. Die Vorlesung für das Semester war angekündigt worden unter dem Titel „Die Geistigkeit des deutschen Bürgers im 19. Jahrhundert“. „Die Pointe ist natürlich“, schrieb er am 26. 4. an Flitner, „die Rettung der bürgerlichen Geistigkeit, zugleich aber ihre Grenze und ihr Schicksal.“ Das Thema hatte ihm sehr am Herzen gelegen, und da ihm die Durchführung der Vorlesung unterbunden wurde, wollte er wenigstens die erste Stunde des Kollegs in der „Erziehung“ erscheinen lassen. Die neue Schriftleitung aber und der Verleger brachten den Mut dazu nicht auf. Das führte zum Protest Nohls und damit zu seinem Ausscheiden. Auch Litt hatte in der gleichen Zeit Schwierigkeiten bei der Zeitschrift mit der Veröffentlichung eines Aufsatzes über die Verwirrung des Generationenverhältnisses. Als Flitner ihm mitgeteilt hatte, daß Schriftleitung und Verlag den Abdruck von Nohls Aufsatz abgelehnt hatten, schreibt Litt an Nohl (9. 6. 1937), er habe Flitner sofort geschrieben, „daß meiner Meinung nach der Zeitpunkt gekommen sei, mit der ‚Erziehung‘ Schluß zu machen. Wir haben sie seinerzeit fortgeführt in der Erwartung, daß sie zu einer, wenn auch vorsichtigen, so doch freimütigen Aussprache die Möglichkeit offen halten werde. Damit ist es jetzt offenkundig aus. Ja, die Zeitschrift hat sich zu mancher unwahrhaftigen Konzession bereit gefunden. Da ist es an

der Zeit, daß wir vom Schauplatz abtreten. Es ist in jeder Hinsicht besser, daß das völlige Verstummen auch der loyalsten Opposition auch äußerlich ungemildert sichtbar wird. Ich hoffe, daß Flitner die Sache ähnlich ansieht. Natürlich ist es fatal, daß Spranger, der noch am meisten an der Zeitschrift hing, jetzt grade ferne weilt. Aber das ist für uns kein Grund, die sachlich gebotene Entscheidung hinauszuzögern. Ich warte nur noch Flitners Antwort ab und werde dann, falls er nicht einen annehmbaren Vorschlag hat, Ihnen nachfolgen. Ein klägliches Ende, aber doch einem weiteren Dahinvegetieren in dieser jämmerlichen Art weitaus vorzuziehen. Und zugleich ein Symptom dafür, wo wir stehen." Spranger aber führte dann die Zeitschrift doch mit seinem Schüler Wenke noch bis 1941 fort, weil er meinte, „jeden Fußbreit Terrain verteidigen“ zu müssen. Nohls Aufsatz „Der Bürger“ ist dann 1945 im ersten Jahrgang der „Sammlung“ erschienen.

Im April des Jahres 1937, nach der ersten Vorlesungsstunde also, wurde Nohl plötzlich seines Amtes enthoben. Welche besonderen Umstände dazu führten, daß er gerade in diesem Moment abgesetzt wurde, ist nie ganz deutlich geworden. Allerdings berichtet er schon am 11. 5. 1936 in einem Brief an mich, daß sein Freund Unger ihm gesagt habe, daß sich gegen ihn „ein Wetter zusammenballe auf Grund einer Denkschrift von Bäumler. Vedremo“. Und Litt erwähnt sogar noch am 6. 1. 1940: „Also Bäumler ist immer noch hinter Ihnen her!“ Da saß jedenfalls der eigentliche Feind. Groteskerweise war die Entlassung in der amtlichen Form vom Dank des Führers begleitet! Daß Nohl dieses Ende jetzt als Befreiung empfand, geht aus mehreren Briefen hervor. Am 23. April 1937 schreibt er an R. Joerden: „Natürlich fühle ich mich befreit, moralisch erleichtert. Jeder Semesterbeginn machte mich ganz krank vor Unbehagen. Die Wirkungsmöglichkeit wurde immer geringer, die Schüler litten unter der Tatsache der Schülerschaft bei Stellenbewerbungen usw.“ An Dr. Margarete Streicher in Wien schreibt er kurz danach am 27. Mai 1937: „So einen lieben Brief haben Sie mir geschrieben, man könnte der ‚Entpflichtung‘ schon deswegen richtig gut sein, weil sie einem so freundliche Zusprüche einträgt, viele! wenn sie nicht auch sonst ein Segen

wäre, eine Befreiung oder ein Geschenk. Den ‚irdischen Genuß‘ des Unterrichtens habe ich genossen wie wenige — das war jetzt sowieso vorbei, nur noch ein schaler Rest; dazu die schwierige Lage als ‚Professor‘, der man nur sein kann, wenn man wahrhaftig sein kann. Letztlich geht ja auch alle Wirkung als Pädagoge von diesem Eindruck der Wahrhaftigkeit aus, zumal wenn seine Lehre den schöpferischen Zug der Zeit ausspricht.“ — Der Lehrstuhl wurde nicht wieder besetzt, das Haus den Juristen übergeben.

Eine andere Stelle aus den Briefen an Joerden aus dem gleichen Jahr (23. 7. 37), die die Stimmung besonders deutlich spiegelt, sei hier noch angeführt: „In der Morgenzeitung las ich über die Bilder, die in München an den Pranger gestellt werden: Marcs Blaue Pferde, Corinths Groewold, Lehmbrucks Aufsteigender Jüngling, und mir ist, als ob Bruder und Schwester dort stünden.“

Das Leben war für Nohl jetzt sehr verändert. Schon durch die Heiraten der Töchter und die Auswanderung von dreien seiner Kinder, vollends aber durch den frühzeitigen Tod der geliebten Frau im Januar 1936 war es in seinem neuerworbenen Haus am Hohen Weg, das Frau Nohl nicht mehr hatte betreten können, einsam um ihn geworden, wenn auch tröstlicherweise seine Tochter Kläre Kamlah mit ihrer Familie in den oberen Stock des Hauses einzog. Neue Schüler im engeren Sinne waren nach 1934 kaum mehr hinzugekommen, die alten waren bis auf wenige Doktorandinnen, die noch zum Abschluß kommen mußten, weit verstreut. Nur der weibliche Arbeitsdienst verlangte noch seinen Rat und seine Hilfe. Die Siedlungshelferinnen und Mitglieder der Siedlungshilfsgruppen, unter denen auch eine Anzahl seiner Schülerinnen war, waren, wie oben schon berichtet wurde, fast alle in diese Organisation übergegangen, und es gelang ihnen, nicht nur in den Ostprovinzen unter der Landbevölkerung gute sozialpädagogische Arbeit zu leisten, sondern auch die Führung dieser Organisation weitgehend zu bestimmen und den Parteieinfluß in Grenzen zu halten. In den Bezirksschulen wie in der Reichsschule des weiblichen Arbeitsdienstes erbat man Nohls Rat wie seine Vorträge, oder man ließ sich Dozenten wie z. B. Adolf Reichwein durch

ihn vermitteln, und noch im Jahre 1940 entstand ein Plan, „jährlich 60 Arbeitsführerinnen nach Göttingen zu schicken, um sich hier frei weiterzubilden. Dann würde es noch einmal lebendig um mich, gerade jetzt wo das letzte Nestkücken [d. h. die letzte Doktorandin] aus Göttingen verschwindet“, berichtet er in einem Rundbrief an die Freunde. Dieser Plan ist nicht zustande gekommen, und bald wurde ihm auch diese glückliche Verbindung mit dem weiblichen Arbeitsdienst, von dessen pädagogischem Wert als Institution er auch später noch überzeugt war, von oben her untersagt. Dennoch entwirft er noch 1943 mit einigen Führerinnen „den neuen Pädagogikplan“, und eine „Weltkunde“ möchte er als verbindliches Unterrichtsfach dort eingeführt sehen. Die persönliche Verbindung zu vielen dieser aus der Siedlungshilfe, der Wohlfahrtspflege oder aus seinem Seminar kommenden Arbeitsdienstführerinnen aber blieb bestehen, und so konnte er mehr als einer von ihnen nach 1945 helfen, die Brücke in ein neues sinnvolles Leben zu finden.

Als wissenschaftliche Leistung gelang ihm in jener Zeit der Artikel über „Das Pulsieren aller Lebensfunktionen im Rhythmus von Spannung und Entspannung“, der als Ergänzung zu seinem Buch „Charakter und Schicksal“ das „sechste Aufbaugesetz der menschlichen Existenz“ entwickelt. Der Artikel wurde gleich im ersten Heft der „Sammlung“ 1945 veröffentlicht und dann 1947 der dritten Auflage der Pädagogischen Menschenkunde eingefügt. Er zeigt noch einmal, wie wichtig Nohl die von der medizinischen Forschung erhellten körperlichen Vorgänge im Menschen für das realistische Verständnis des Gesamtverhaltens von Kindern und Jugendlichen und für die entsprechende Pädagogik waren. Zwei weitere Beiträge zum ersten Jahrgang der „Sammlung“ entstammen ebenfalls der Zeit der Zurückgezogenheit und seiner hilfreichen Anteilnahme an meiner, die deutsche Literatur betreffenden neuen Lehrtätigkeit in Oxford. Es sind das die 1945–46 zu Vorträgen zusammengefaßten Gedanken über „Die Lyrik der Aufklärung“ und über „Schillers Lyrik“. Auch die Vorarbeit zu dem erst 1948 gedruckten Aufsatz über „Goethes Lebensproblem“, das er in der Spannung zwischen dem faustischen und dem zum Idyllischen neigenden Element in Goethes Natur sah, liegt in jener Zeit. Diese „zweifache Geistigkeit“ war für ihn überhaupt der Schlüs-

sel zu vielen Phänomenen des deutschen Lebens. In den Zusammenhang dieser Studien gehört auch die für das Sommersemester 1937 geplante Vorlesung über „Die Geistigkeit des deutschen Bürgers im 19. Jahrhundert“, deren erste Stunde oben schon erwähnt wurde. Alle diese Arbeiten zeigen im bewußten Gegensatz gegen die Übersteigerung des „Heroischen“ im Nationalsozialismus die Bedeutung des überzeitlich Gültigen, einfach Menschlichen in unserem Dasein. In dem Kolleg über den Bürger war noch einmal, wie schon diese erste Stunde zeigt, der Anfang zu einer originellen wissenschaftlichen Leistung gegeben. Daß die Ausführung fehlt, hat er selber bedauert. Es blieben ihm in jenen Jahren nur noch seine Privatbeschäftigungen, vor allem seine viele Gebiete des geistigen Lebens umfassende Lektüre<sup>31</sup>. Seit der Auswanderung von Kindern und Freunden nach England war als ein neues Interesse das an der ihm bis dahin fremden angelsächsischen Welt hinzugekommen. Als alter Humanist, der so gut wie kein Englisch konnte, hat er sofort angefangen, diese Sprache zu erlernen, und er hat das mit solchem Eifer getan, daß er bald die Bücher, die wir ihm von drüben noch schicken konnten, vor allem Pädagogik, Literatur und Philosophie betreffend, fast mühelos zu lesen vermochte. Eine Hilfe für das Verständnis des fremden Volkes waren wochenlange Besuche englischer Studentinnen im Nohlschen Hause, die noch bis zum Sommer 1939 zum Deutschlernen aus Cambridge oder Oxford nach Deutschland kamen. Dreimal hat Nohl selber noch vor Kriegsausbruch England besuchen können, und er hat sowohl von den beiden alten Universitäten wie von Städten und Landschaften von Kent bis Gordonstoun in Schottland reiche Eindrücke dieses fremden Landes mitnehmen können. Der Freiheitssinn, der common sense, die Bejahung der Abenteuerlust und die self-control, die freundlichen Umgangsformen — das alles entsprach dem, was er selber schätzte und in der eigenen Heimat jetzt so sehr vermißte. Anderes dagegen befremdete ihn, z. B. das Festhalten traditioneller Konventionen im Lebensstil der alten Universitäten, und auch zu der Art des englischen Philosophierens konnte er schwer Zugang finden. Aber für englisches Leben und englische Erziehung, für die er sich sachverständig zu machen versuchte, behielt er von da ab ein lebendiges Interesse,

was sich noch in seiner Zeitschrift „Die Sammlung“ vielfältig spiegelt.

Seit 1937, wo ihm das Lebenswerk zerstört und die Möglichkeit verantwortlicher Arbeit genommen war, wuchs bei Nohl die Neigung, Deutschland zu verlassen. So kam es, daß er die Anfrage eines Kollegen und Freundes aus der Jenaer Zeit, der nach Istanbul ausgewandert war, ob er bereit wäre, dort die Professur für Pädagogik zu übernehmen, positiv aufnahm, auch in der Hoffnung, daß er seine Liebe zu Deutschland, so wie er seine geistige Heimat verstand, draußen besser würde betätigen können als drinnen. Die Verhandlungen zogen sich hin, und sie wurden wohl dadurch erschwert, daß Nohl meinte, als Professor zugleich einen Einfluß auf das rückständige türkische Schulwesen zugesichert bekommen zu müssen. So verliefen sie zu seiner — und unserer — Enttäuschung schließlich im Sande. Aber es schienen sich dann doch auch Möglichkeiten für eine seiner Geistesart entsprechende Arbeit in England und schließlich auch in USA zu eröffnen. Schon am 4. 3. 1938 hatte er im Rundbrief an die Freunde bei der Erwähnung von zwei Doktorfeiern in Lippoldsberg geschrieben: „Dann sind nur noch drei Schluck in der Flasche. Wenn auch die erledigt sind, — ich hoffe sehr: im nächsten Semester — könnte ich eigentlich mein Zelt hier abbrechen.“ Ähnlich hat er sich auch anderen gegenüber geäußert. Aber auch diese Hoffnungen blieben, trotz der Bemühungen der Freunde draußen, noch ungewiß, bis die Tore sich endgültig schlossen und das weitere Schicksal Nohls durch den Ausbruch des Krieges bestimmt wurde.

Wenn ihm nun auch jede Lehrtätigkeit genommen war, so ging doch auch weiterhin noch eine nicht geringe Wirkung von Nohl aus, und zwar von seiner ganz persönlichen, ruhig sicheren Haltung. Sie hat er auch in anderen schweren Situationen immer zu bewahren gewußt, und er hat sie in den ihm Nahestehenden zu stärken versucht. An Erika Hoffmann schrieb er schon am 18. 6. 1935: „Die ganze Menschheit ist augenscheinlich überall noch so aufgereggt, unsicher und krankhaft vergrämt, daß man versuchen muß, sich selber ganz frei zu halten, wie ein Arzt einem Patienten gegenüber.“ Und am 27. 8. 1939 heißt es in einem Brief an die gleiche Empfängerin, daß er noch immer nicht an Krieg glauben könne, aber „wenn der

Krieg wirklich kommt . . . dann kann man nur an seiner Stelle still sein und seine Pflicht tun und mit den nächsten Menschen so freundlich und innig sein, wie es einem möglich ist.“ Und dann am 1. 9. 1939: „Nun ist aus dem Drohen wirklich Ernst geworden. Es wäre sinnlos, jetzt darüber noch etwas sagen zu wollen. Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß das Herz fest bleibt.“

Natürlich hat er dennoch, wie alle anderen, während der ganzen Dauer des Krieges schwer unter dem Druck der Zeit und der Sorge um die vielen ihm verbundenen Menschen drinnen und draußen und um das Ganze gelitten. Er versuchte auch jetzt, überall zu helfen und zu stützen, und im Lippoldsberger Haus, wo die vier Familien aus dem Kreis der Freunde eine Zuflucht gefunden hatten, hat er wie ein guter Hausvater immer wieder nach dem Rechten gesehen. Die eine Klage, die sich in den Briefen der Zeit findet, ist, daß ihm die eigene Produktion nicht mehr gelingen wollte, weil der Druck der Zeit und die vielen Sorgen zu schwer lasteten. Es entstanden noch einige kleine Artikel, die die Gelegenheit forderte, wie der über Salzmann oder über Comenius. Ungebrochen aber bleibt bei ihm der fördernde Anteil an den Arbeiten der anderen, an Erika Hoffmanns Briefen berühmter Männer und dann berühmter Frauen an Kinder, deren Sammlungen er selbst angeregt hatte und die ihm als eine neue Quelle der Pädagogik, die nicht Theorie war, besonders bedeutsam schien, oder an den Aufsätzen Joerdens oder Erich Wenigers.

Von den Schülern standen viele an der Front. Von den älteren hatten einige den Weg in die Heerespsychologie gefunden. Von anderen wünschte er, daß sie lieber in ihrer alten Arbeit bleiben sollten, statt sich freiwillig zum Frontdienst zu melden. Schmerzliche Verluste kamen schon in den ersten Wochen. Am schwersten traf ihn der Tod Wolfgang Dörings, des hoch begabten und ungewöhnlich noblen Menschen, auf den er große Hoffnungen gesetzt hatte. Döring fiel im Osten, als er bei einer „gewaltsamen Erkundung“ gegen den Befehl Gefangene einbrachte. Einer der Russen erschoss ihn von hinten. Seit Hans Kremers Tod im ersten Weltkrieg hat er keinen seiner Schüler so geschätzt und so tief betrauert wie ihn<sup>32</sup>. Er hat mit Hilfe von Dörings Freund R. Joerden alle seine Briefe gesammelt — drei

dicke Bände sind es schließlich geworden — und er hätte ihm und damit der besten deutschen Jugend jener Zeit gern mit ihrer Publikation ein Denkmal gesetzt. „Ver sacrum“ sollte das Buch heißen. Schon am 23. 11. 1943 schrieb er an E. Weniger: „Ich stelle jetzt alle Briefe W. Dörings zusammen, ein dickes Buch wird das mit einem erstaunlich großen und packenden Inhalt: die Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes in einer solchen lauterer Jünglingsseele und in einer solchen gefährlichen Zeit. Göttingen, Berlin, Heidelberg, Hamburg als vier Universitäten. Die Auseinandersetzung mit dem NS, die Erfahrung des Soldatseins, der Krieg. Dazwischen noch Begegnungen wie Heidegger (Davos!), Jaspers, Spranger, Westphal — alles in so grundsätzlicher Weise, oft ergreifend auch in seiner Leidenschaft. Dabei habe ich erst die Materien von Lisel Engelhard und mir und Oissar, es fehlen noch die von Joerden und Bischoff und Stadelmann. Wenn man das zum Druck kriegen könnte! es ist gewiß zeitlos, aber doch auch so paradigmatisch.“ Eine kleine Freude brachte ihm noch die Herausgabe von Sempers Arbeit über den „Schmuck“, eine „Perle“ der ästhetischen Literatur, zu der er das Vorwort schrieb.

Eine sonderbare Erfahrung, die er nicht erwartet hatte, mußte Nohl im Laufe des Krieges noch machen. Im März 1943 wurde er, als einziger unter den Göttinger Professoren, zur Fabrikarbeit „eingezogen“, als Arbeiter mit 54 Pfg. Stundenlohn. Er stand damals im 64. Lebensjahr, und die ungewohnte Arbeit, die man ihm in der Göttinger Schraubenfabrik, der Phywe, zuteilte, war mit den langen Stunden und den weiten Wegen zu schwer für ihn. Nach ein paar Monaten versagten seine Kräfte unter der Anstrengung. Aber der Urlaub, der ihm am 3. 9. nach einem halben Jahr „zustand“, betrug nur sechs Tage. Doch am 20. November mußte die Fabrik wegen Materialmangels bis zum Jahresende schließen, und am 2. Februar 1944 wurde Nohl, wie P. E. Schramm sich erinnert, wohl dank der Fürsprache des Dekans, von dieser Arbeit befreit. Nohl hat später gemeint, daß er auch diese Erfahrung in seinem Leben nicht missen möchte. Das Verhältnis zu den Arbeitern, die den alten Professor freundlich behandelten, war sehr erfreulich gewesen, und er wußte nun, wie es in einer Fabrik zugeht und wie schwer der Arbeitstag für die Frauen wie für die Männer ist, aber auch wie



fröhlich die Atmosphäre sein kann, viel fröhlicher, meinte er, als in einer Schule oder einem Büro.

Die Endphase des Krieges verlebte Nohl in der Gewißheit, daß die Niederlage kommen mußte, und daß nur der totale Zusammenbruch das Ende des verhaßten Regimes bringen konnte.

## DIE LETZTEN FÜNFZEHN JAHRE

Es war zu Anfang des Jahres 1946, daß Nohl einen Vortrag vor Lehrern in dem völlig zerstörten, einst so schönen Hildesheim gehalten hat. Der Vortrag existiert nur als Manuskript, und man kann bei der lockeren, z. T. skizzenhaften Komposition verstehen, daß der damals mit Arbeit überlastete Verfasser ihn nicht zum Druck hat fertig machen können. Für eine Veröffentlichung hätte er gründlicher Überarbeitung bedurft. Da dem Text aber ein biographisches und ein zeitgeschichtliches Interesse zukommt, soll an dieser Stelle versucht werden, die Hauptgedanken herauszuheben. Es geht in der Rede darum, daß angesichts „dieser Trümmerwelt“ einem nichts anderes übrig bliebe, als sich „auf die inneren Kräfte zu besinnen, den Schutt wegzuräumen und ganz bescheiden von neuem zu bauen“. Aber „wie schwer ist dieser Neubau. Ein jahrtausendalter Kampf um unsere deutsche Weltstellung hat ein tragisches Ende gefunden, außenpolitisch sind wir auf Generationen tot, ein zerbrochenes Volk, dem sein Machtwille genommen ist. Innenpolitisch geht es um unsere nackte leibliche und wirtschaftliche Existenz. Unsere Industrie ist zerstört, unsere Häuser, unsere Wohnmittel, Werkzeuge, die meisten unserer Kulturgüter und Erinnerungen, in denen die Gefühle unserer eigenen Jugend groß geworden sind — alles liegt an der Erde. Deutschland ist wie ausgebrannte Asche. Und dieser äußeren Vernichtung entspricht die innere. Auch da stehen wir vor einem Trümmerhaufen, einem Zusammenbruch unserer moralischen und intellektuellen Kultur, und bevor wir uns darüber nicht ganz klar geworden sind, und bevor wir auch hier die Trümmer einer Vergangenheit nicht sauber weggeräumt haben, wird auch im Geistigen der Neubau nicht gelingen. Ich meine damit nicht bloß die Schuldfrage, die heute so leidenschaftlich die Gemüter quält. Gewiß, der dunkle Flecken auf der Ehre unseres Volkes, mit dem die satanische Führung der Partei sie beschmutzt hat, liegt auf uns allen. In Göttingen ist ein Mann aus dem KZ zurückgekommen, der seinerzeit als abgestürzt gemeldet war. Er hatte sich geweigert, Bomben auf Bethel zu werfen, und so hatte man ihn

ins KZ gesteckt. Diese eine Tatsache ist symbolisch für eine lange, lange Liste von unmenschlicher Grausamkeit, für eine Skrupellosigkeit, die vor keinem Mittel zurückschreckt und für eine teuflische Verlogenheit — eine Liste, die uns die Welt jetzt in Nürnberg vorhält und die den deutschen Namen in allen Ländern der Erde verfeimt. Es liegt nahe, heute zu antworten, die Vergeltung der anderen ist wahrhaftig auch nicht christlich, ist auch nicht menschlich, und mit dem heißen Schmerz über das, was jetzt den deutschen Menschen geschieht, die eigene Vergangenheit abzuwaschen. Aber damit helfen wir uns innerlich noch nicht. Wir müssen mit diesen Verbrechen, die unter uns geschehen sind, in uns selber fertig werden, und solche Reinigung fordert eine innere Wendung, eine Metanoia als inneren Befreiungsakt, ohne den wir nicht mehr gerade und offen durch die Welt gehen können. Das ist etwas, was jeder von uns mit sich selber durchleben muß.

Wenn man nun aber fragt, wie war es überhaupt möglich, daß es so weit bei uns kommen konnte, dann wird sichtbar, daß der Nationalsozialismus mit seinen Methoden doch nur eine letzte entsetzliche Folge einer längeren geschichtlichen Entwicklung ist, in der wir alle mehr oder minder mitgemacht haben, ohne zu ahnen, wohin der Weg führte. Diese Entwicklung hier heute darzustellen, würde zu weit führen, ich will in dieser Stunde nur von der falschen Idealbildung sprechen, die wir uns angewöhnt hatten und ihren sittlichen Konsequenzen, deren Extrem der Nationalsozialismus dann brachte.“

Es wird dann als erstes „die ganz falsche Vorstellung“ von der Stellung der Deutschen in der Welt und der „völlig überspannte Sinn der Nationalität“ erörtert. Darüber sei die Humanität, das einfache Menschsein der Verachtung anheim gefallen. „Und wer hat sich nicht alles daran beteiligt: die nationale Bewegung seit Fichte bis Lagarde, der Machtstaat seit Hegel und Bismarck, die Konfessionen, das Historische Bewußtsein, die Naturwissenschaft seit Darwin, Fr. Nietzsche und seine Mitläufer. In der Aufklärung dagegen wie bei unseren Klassikern war Humanität das große Losungswort gewesen, mit dem sich unsere Geistigkeit so stark entwickelt hatte.“ Aber seit den Freiheitskriegen sei dann der Nationalismus an die Stelle der Humanität getreten. Pestalozzi habe das schon erfahren müssen. — In der

Fortführung des Gedankens von der Spannung zwischen dem nationalen und dem humanitären Anspruch fragt Nohl mit Anspielung auf eine Kontroverse zwischen Thomas Mann und dem Grafen Galen: „Heißt die Frage wirklich so: Mensch oder Deutscher?“ Und die Antwort ist: Es gehe darum, gute Deutsche zu sein, wissend, daß „eine edle Nation erst auf dem Grunde echter Menschlichkeit erwachsen kann. Wir müssen unseren Nationalismus reinigen von seiner Überspannung und seiner Hybris und von seinem materialistischen Egoismus“. Der „höhere Nationalismus“ wende sich nach innen und denke nur an „die Höherbildung des eigenen Volkes“ im Zusammenhang mit seinen großen geistigen Traditionen, aber auf der Basis der Sorge für die Volksgesundheit, der Heimatliebe und des Sinnes für die Muttersprache.

Es heißt dann weiter: „Der Zusammenbruch hätte nie diese böse Leere hinterlassen können [sie wird später mit Beispielen illustriert], wenn die Eigenkräfte der sittlichen Beziehungen der Menschen nicht so vernachlässigt worden wären.“ Und damit wird die zweite Fehlentwicklung sichtbar, die Überspannung des Anspruchs des Staates gegenüber den gesellschaftlichen Gruppen, vor allem der Familie, und dieser Gedanke verbindet sich mit der Kritik an der Überbetonung der Pflichtethik bei den Deutschen, die den Einzelnen nicht zu selbstverantwortlicher freier Entscheidung erzogen habe, so daß der „blinde Gehorsam“, in dem die Deutschen bis ins Verbrechen den nationalsozialistischen Befehlen gefolgt sind, hier seine Wurzel habe.

Als einer dritten Fehlform deutschen Lebens, nämlich dem falschen Begriff von Heldentum, werden die einfachen, elementaren Formen der Sittlichkeit entgegengestellt. O. F. Bollnow hat dann in seinen Aufsätzen über die einfache Sittlichkeit in den ersten Jahrgängen der „Sammlung“ an diese Konzeption Nohls angeknüpft.

Zum Thema der neuen Staatsform übergehend fährt Nohl fort: „Demokratie heißt aber nicht Massenherrschaft, heißt auch nicht einmal Liberalismus, sondern heißt Initiative in der Zucht, Selbstverantwortung in der Organisation und selbständiger Mut in der Vertretung der eigenen Überzeugung und der Entscheidung, heißt Achtung vor der Meinung des anderen und Re-

spekt vor der Würde jedes Menschen, der nie als bloßes Mittel gebraucht werden darf.“

Ich habe diesen kurzen Auszug gebracht, nicht nur weil das Manuskript eine der wenigen erhaltenen politischen Äußerungen Nohls aus dieser Zeit enthält, sondern auch, weil diese Rede bei aller unmittelbaren Beziehung auf die schwere moralische Lage seines Volkes zugleich die Entwicklung und die Kontinuität des Nohlschen Denkens zeigt. Er hat in den Jahren 1946 und 1947 noch mehrere Male zur geistigen Lage der Zeit in Vorträgen Stellung nehmen müssen. Unter den in „Pädagogik aus dreißig Jahren“ wieder abgedruckten Vorträgen ist der 1946 vor der Göttinger Studentenschaft gehaltene über „Die geistige Lage des akademischen Nachwuchses“ der bemerkenswerteste. Aber hier versucht er, den Blick der Jugend, die in einer noch verzweifelteren Lage war als die Generation von 1920, aus dem Chaos der Zeit in eine neue Zukunft zu richten. Er übt freilich auch hier Kritik an der Vergangenheit, aber an ihrer falschen, die Realität verachtenden Bildungskonzeption, und zwar schärfer, als er das früher schon getan hatte. Seine Absicht war jetzt, in den jungen Menschen den Mut und „den Schwung zur politischen Mitarbeit“ zu erwecken, denn der Sinn „der wahren Demokratie“ liegt in der „freiwilligen Verantwortlichkeit der Besten“.

Als der Krieg endete, war Nohl über 66 Jahre alt, körperlich geschwächt wie alle anderen<sup>33</sup>, aber in voller Bereitschaft, alles zu tun, was die neue Lage von ihm verlangen konnte. Die ersten Anforderungen waren allerdings unerwartet. Während die Sieger die Stadt besetzten, diktierte er Briefe. Da betrat plötzlich ein amerikanischer Sergeant sein Zimmer und fragte, ob er gesund sei. Als Nohl ohne Zögern mit ja antwortete, bemerkte der Amerikaner erstaunt, er sei der erste Mann in Deutschland, der nicht von sich behauptete, er sei sterbenskrank — er solle mitkommen und beim Aufräumen helfen. Nohl mußte weit draußen auf der sonnigen Landstraße schippern, bis einer der Offiziere merkte, daß das weit über die Kräfte des alten Mannes ging. Er ließ ihn sich unter einem Baum ausruhen und nach einer Weile dann wieder nach Hause gehen. Frau Kamlah berichtet hierzu: Als ihr Vater wieder zu Hause war, sei ein englischer Offizier gekommen, der mit ihm ein langes Gespräch

geführt habe über den Wiederaufbau des Landes und über die Reeducation, und er habe ihn gefragt, welche Funktion er dabei zu übernehmen bereit sei. So wurde er an einem Tag zweimal auf sehr verschiedene Weise zum Wiederaufbau angefordert! Beide Male stellte er sich bereitwillig zur Verfügung.

Natürlich ergaben sich in dem Durcheinander jener Tage und bei der Not der Menschen eine Fülle von Aufgaben. Zum ersten Mal in seinem langen Leben bekam Nohl jetzt die Möglichkeit eines öffentlichen Wirkens im großen Stil auf Grund des Vertrauens, das ihm von allen Seiten, von der Bürgerschaft, von der Universität, aber eben auch von der Universitätsabteilung der englischen Besatzungsbehörde entgegengebracht wurde, und er ergriff diese Möglichkeit mit fast jugendlicher Zuversicht und dem ihm eigenen Blick für das, was not tat. Die Arbeit begann mit der Sorge für die vielen hilfeschuchenden Menschen, die nach dem furchtbaren Ende des Krieges zu ihm kamen, die meisten von ihnen Flüchtlinge, unter ihnen auch, später freilich, Mutter und Schwester, die in seinem Hause eine neue Heimstätte fanden. Seine „Sprechstunden“ dauerten von morgens bis abends. Zunächst hier eine kleine Geschichte, die aus der Erinnerung niedergeschrieben wurde und die charakteristisch ist für sein Ansehen in der Bevölkerung: einmal erschien ein fremder Mann aus dem Harz, der einen Permit für die französische Besatzungszone brauchte, um zu seiner „Braut“ im Rheinland und zu seinem dreijährigen Sohn zu gelangen. Auf Nohls Frage, warum er damit gerade zu ihm käme, sagte er, daß die Kameraden im Lager im Harz ihm in seiner Bedrängnis geraten hätten, nach Göttingen zu gehen. „Da gibt's einen Professor, der macht alles.“ Aber den Namen hatten sie nicht mehr gewußt, nur „irgendwas mit'n o“. Und damit hatte er sich dann durchgefragt und den Richtigen gefunden, der ihm tatsächlich helfen konnte.

Was Nohl vor allem am Herzen lag, war die möglichst schnelle Wiedereröffnung der Schulen, zunächst, aber nicht nur, in Göttingen, wo er für kurze Zeit selbst das Amt des Stadtschulrats vertrat und wo er der kulturelle Berater des Oberbürgermeisters wurde. Welche Schwierigkeiten das Schulproblem bei dem Ausmaß der Zerstörung, dem Fehlen der Lehrer und aller Hilfsmittel, dazu unter dem Besatzungsregime machte, kann man

sich heute nicht mehr vorstellen. Er erreichte, daß die Schulen in Niedersachsen früher wieder zu arbeiten begannen als in den meisten anderen Gegenden, wenn auch lange noch mit unmöglich hohen Klassenfrequenzen und anderen Schwierigkeiten. Das zweite, worum er sich mit einer kleinen Gruppe von Kollegen bemühte, war die schnelle Wiedereröffnung der Universität. Schon am 17. September 1945 war sie mit allen Fakultäten wieder arbeitsfähig. Er selbst übernahm es, das Vorstudium für die Heimkehrer zu organisieren. Aber daß zunächst nur 3000 Studenten zugelassen wurden, hielt er für einen schweren Fehler, weil es in den vielen Kriegsteilnehmern, die nun endlich wieder in eine stetige Arbeit und Berufsvorbereitung kommen wollten, Bitterkeit erzeugen mußte, wenn sie abgewiesen wurden. — Seine Fakultät wählte ihn, gegen seinen ursprünglichen Widerstand, für das Jahr 1946/47 zu ihrem Dekan. Das Rektorat lehnte er ab. Man dankte vor allem ihm die glückliche Bereinigung der personalen Verhältnisse in der Philosophischen Fakultät: die rasche Entschiedenheit gegen die wirklichen Nazis und die Großzügigkeit gegen die, die sich nur hatten einfangen lassen<sup>34</sup>.

Seine größte Sorge galt den Studenten. Noch einmal strömten sie zu ihm wie in früheren Jahren, saßen zu Hunderten hungrig und in der Kälte des Winters in seinen Vorlesungen. Eine „Einführung in die Pädagogik“, in der seine Grundprinzipien neu zusammengefaßt wurden, hat er damals zum ersten Mal gelesen. Noch einmal fand sich ein Kreis begabter junger Menschen, die bei ihm promovieren wollten — fast ohne Hilfsmittel zuerst. 13 Dissertationen sind in den wenigen Jahren seiner Lehrtätigkeit noch entstanden, von denen die über den „Burschenschaftler Wolfgang Menzel“ der Vorgeschichte des Nationalsozialismus gilt. Andere stehen im Zusammenhang mit älteren Interessen des Doktorvaters, wie die über die „Hausväterliteratur“ oder die „Patriotischen Gesellschaften“ des 18. Jahrhunderts. Besondere Freude machte ihm die Arbeit über die „kindlichen Utopien“, deren Material Aufschlüsse gibt über die Art, wie Kinder sich das Leben in der Phantasie erobern — noch einmal ein Beitrag zur pädagogischen Menschenkunde. In der Zeitschrift „Die Sammlung“ steht im 2. Jg. 1947 ein Sonettenkranz von einer der damaligen Studentinnen, Käthe Hilde-

brandt, „Gespräche unter der Lampe“, der einen Eindruck gibt von der Dankbarkeit der jungen Menschen, die er einmal in der Woche bei englischem Tee um seinen runden Tisch versammelte zu Gesprächen, die ihnen wie wenig anderes in jener schwierigen Zeit geholfen haben.— Für die in Not geratenen Kollegen und die verwaisten Familien wurde das Akademische Hilfswerk des Universitätsbundes auf Nohls Initiative gegründet, und die Dozentenhilfskasse wurde jahrelang von ihm verwaltet. An der Wiederbelebung des Universitätsbundes überhaupt, dessen Vorsitzender er als Nachfolger Brandis 1946 wurde, war er aktiv beteiligt. Auch die Eröffnung der Pädagogischen Hochschule in Göttingen unter Erich Weniger im gleichen Jahr geht auf Nohls Initiative zurück.

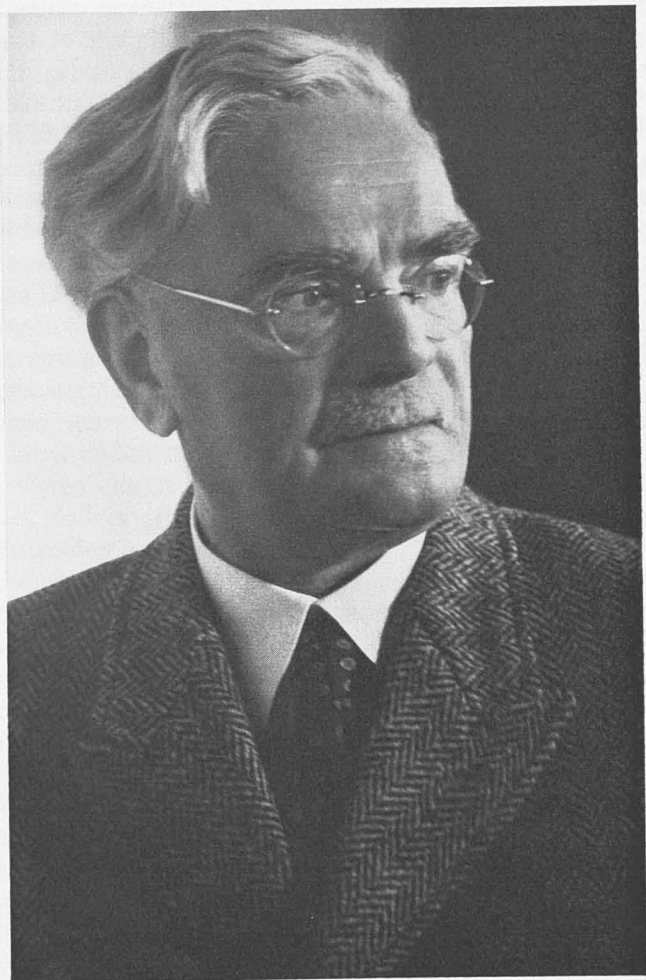
Sein weiteres Bemühen galt noch einmal der Erweckung des „höheren Lebens“ in den hungernden, bedrückten und nun doch befreiten Menschen. Das erste, was ihm gelang, war, daß er von der Militärregierung die Genehmigung erhielt, schon im Sommer 1945 in Göttingen „musikalische Feierstunden“ einzurichten. Sie fanden alle 14 Tage statt, und der Zulauf war so groß, daß die Konzerte bis zu vier Malen wiederholt werden mußten. Das ist bezeichnend für die Verfassung der Menschen damals.

Die Kunstwoche in Celle, die der Oberpräsident der Provinz Hannover im März 1946 veranstaltete, eröffnete Nohl mit seinem Vortrag „Über den Sinn der Kunst“. Eine erste Ausstellung von Bildern der einst „entarteten“, jetzt „befreiten“ Kunst mit Werken von Nolde, Schmitt-Rottluff, Barlach, Käthe Kollwitz und anderen fand im Schloß von Celle statt. Die musikalische Leitung der Konzerte lag in den Händen von Fritz Lehmann, den Nohl als jungen Mann fast ein Vierteljahrhundert früher für seine Studenten nach Göttingen geholt hatte. — Einer der schönsten Erfolge, den Nohl damals als Leiter eines Jugendausschusses der Stadt errang, war die Gründung des Waisenhauses für elternlose Flüchtlingskinder, die „Kinderheimat“ in Mariaspring bei Göttingen, dessen Leitung seine frühere Schülerin Olga von Hippel übernahm.

Aber Nohl hatte auch Rückschläge gegen seine zum Teil weit ausgreifenden Aufbaupläne hinzunehmen. Manche hingen mit der Skepsis der Sieger gegenüber den Deutschen und dem



zunehmenden Bürokratismus der Militärregierung zusammen, die ein immer stärker werdendes Gefühl der Unsicherheit gerade in den Aufbauwilligen erzeugen mußten. Zum Teil wirkte sich auch die Mutlosigkeit der unter dem Druck jener ersten Jahre immer hoffnungsloser werdenden Bevölkerung selber aus. So scheiterte der Plan, in Göttingen eine Musikhochschule einzurichten an dem Veto der Militärregierung, obgleich alle Voraussetzungen dafür erfüllt waren und bei dem großen Musikbedürfnis der Menschen gerade eine solche neue Ausbildungsstätte sinnvoll erscheinen mußte. Es scheiterte auch der Plan, den Nohl mit dem Architekten Diez Brandi entwickelt hatte, der furchtbaren Wohnungsnot der fast auf die doppelte Bevölkerungszahl angeschwollenen Stadt wenigstens durch die Schaffung einer Flüchtlingssiedlung für 2—3000 Menschen zu begegnen. Ein anderer nicht erfüllter Wunsch war die Verlegung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht nach der Teilung Berlins nach Göttingen, wo ja auch sein Begründer L. Pallas jetzt lebte. Das „Institut“, das er in loser Verbindung mit dem Seminar wieder ins Leben rief, konnte sich, da das Bonner Institut die Unterstützung des Bundes erlangt hatte, wie in den zwanziger Jahren nur als „Göttinger Institut für Erziehung und Unterricht“ entwickeln. Aber es hat doch besonders in den ersten Jahren, unter Erich Wenigers und Theodor Gläss' Mitwirkung, wertvolle Arbeit geleistet: Vorbereitungskurse zum Studium für Heimkehrer mit mangelnden Schulkenntnissen wurden schon 1945 eröffnet. 1948 fand im Rahmen des Instituts eine große Reformpädagogische Tagung statt, die Nohl selbst leitete und zu der die Lehrer in unerwartet großer Zahl herbeikamen. Er hielt auf dieser Tagung seinen Vortrag über den „lebendigen Herbart“. Erich Weniger wiederholte seine vor der „Gilde Soziale Arbeit“ gehaltene Rede über „Erziehung im Zusammenbruch unserer Lebensordnungen“. Als praktisches Ziel schwebte Nohl die Schaffung einer „Schulsynode“ vor, „die neben Staat und Kirche das große Erziehungssystem und das Recht der Pädagogen repräsentiert und ohne deren Beratung kein Schulgesetz und keine Schulreform gemacht werden sollte“, — noch einer der so berechtigten aber nicht erfüllten Wünsche. Sehr erfolgreich war der erste Landpädagogische Kongreß ebenso wie eine Tagung der Landwirtschaftslehrerin-



Der siebzigjährige Herman Nohl



nen mit Beteiligung führender englischer Frauen, die ebenfalls vom Institut veranstaltet wurden. Die Abendschule war dann eine spätere Schöpfung. Der Sinn war noch einmal: pädagogische Aufgaben aufzugreifen, sobald sie als notwendig und sinnvoll erkannt wurden. —

Was Nohl in jenen ersten Monaten und Jahren für die Wiedererweckung des pädagogischen Willens getan hat, greift weit über den Umkreis Göttingens hinaus. Nicht nur, daß er den zahlreichen Wünschen nach Vorträgen jetzt — nach acht Jahren zum ersten Mal wieder — entsprach, einmal (Brief vom 25. 4. 1946 an EB) sind es neun Vorträge, die er in acht Tagen an verschiedenen Orten gehalten hat, er war auch gleich nach dem Zusammenbruch an der Planung für den neuen Schulaufbau führend beteiligt, so vor allem auf der Schulreferententagung in Marienau, wo, wie es in einem Brief an EB (9. 9. 1945) heißt, „wir die Grundlinien der neuen Schule besprachen. Die Menschen waren alle so ausgezeichnet, anständig, freimütig und taktvoll, daß es eine Freude war [Landahl, Flitner, Grimme, Schafft werden genannt], lauter so richtig noble Menschen, die sich auch die richtigen Mitarbeiter suchen werden“. Mit der Präambel der Denkschrift dieser Zusammenkunft, die von Nohl stammt, eröffnete dann Grimme seine Zeitschrift „Die Schule“ im Januar 1946. Ein paar Jahre später, 1952, hat Nohl einen Vortrag vor Lehrern gehalten, dem er den Titel „Erziehung als Lebenshilfe“ gab. Dieser Vortrag ist bezeichnender für seine neue Sicht der Bildungsaufgabe, die er im Lauf der letzten Jahre gewonnen hatte, als die anderen Aufsätze jener Zeit. Der Gedanke, der Ende der zwanziger Jahre in den Aufsätzen über Bildung und Alltag aufgetaucht war, daß man im Bildungsprozeß von unten nach oben bauen müsse, daß man also von der realen Welterfahrung der Kinder und nicht von der humanistischen Tradition der geistigen Gehalte ausgehen und an sie anknüpfend weiterführen müsse, wird hier praktisch weiter durchdacht. Die Schule habe, aus der Tradition des 19. Jahrhunderts kommend, noch immer die Beziehung zur Wirklichkeit und zur Gestaltung des Lebens vernachlässigt, und sie stehe darum wie ein Fremdkörper im Dasein der Jugend. Schon die überbetonte Orientierung des Schülers auf den Lehrer entspräche den Aufgaben der Zeit nicht mehr. Der pädagogische Bezug habe sich geändert.

„Die Spannung des Schülers besteht vor allem in der sozialen Gruppe, in die er hineinwachsen will und die ihn zu immer neuer Auseinandersetzung und Entscheidung aufruft.“ Während im Sport die Gruppenerziehung eine Selbstverständlichkeit ist, müssen die Formen des Gruppenunterrichts erst entwickelt werden. Gedanken von Makarenko und von Father Flanagan sowie auch die früheren Erfahrungen in seiner kleinen Schule haben Nohl jetzt die Wichtigkeit der sozialen Erfahrungen, die Kinder nur in der selbständigen Gruppe machen können, ganz neu sehen lassen. — Auch der Inhalt des Unterrichts müsse sich ändern. Rechtsfragen, soziale Probleme, die hygienische Führung des Lebens, das Verhalten zum Mitmenschen müssen eine andere Stellung im Unterricht bekommen als bisher. „Das Kind und der junge Mensch wollen das Leben begreifen.“ Dazu müsse der Lehrer *helfen*, und die Erziehung als ganze müsse sich zu allererst als Lebenshilfe verstehen<sup>35</sup>. (Der schwer zugängliche Aufsatz wurde in Band 35 der Kleinen pädagogischen Texte: „Herman Nohl, Aufgaben und Wege der Sozialpädagogik“ 1965 bei Beltz wieder abgedruckt.) Freilich tauchen auch die Hauptmotive seiner früheren Schriften wieder auf, so vor allem in dem Vortrag von 1950 über „Die Bildung des Erziehers“ im V. Jahrgang der „Sammlung“, in dem man so etwas wie ein Testament seiner Pädagogik sehen kann. Daß er diese knappste Form seiner Grundgedanken in die Sammlung „Erziehergestalten“ (1956) aufnahm, zeigt, welchen Wert er auf sie legte. Es geht hier noch einmal darum, daß der Erzieher sich bei seinen Entscheidungen der Polarität aller Forderungen im Bereich des Erzieherischen bewußt sein muß, daß er die Lebendigkeit im Kind vor jedem Anspruch auf Form und Haltung zu ihrem Recht kommen lasse und schließlich, daß er selbst in jeder Situation den Takt für das richtige Maß bewahre. Es fällt auch der für Nohls eigene pädagogische Wirkung bezeichnende Satz, der freilich im Abdruck in den „Erziehergestalten“ weggelassen wurde: „Alle Wirkung des Erziehers setzt aber voraus, daß in ihm selbst lebendig ist, was er in seinen Zöglingen wecken soll, das Leben und seine Gestalt. Die Wirklichkeit seiner eigenen Existenz und Bildung ist wichtiger als alles Reden und alle Theorie, sie inspiriert und formt schweisgsam ohne alle Worte durch ihr bloßes Dasein mit einer wunderbaren Gewalt.“

Im Praktischen setzte er sich für die Schaffung von Tagesheimschulen ein. Er stand damit sowie auch mit der Befürwortung der „Outward bound“-Kurzschulen noch einmal in einer Front mit Kurt Hahn, dem auf Nohls Antrag 1956 die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie an der Georgia Augusta verliehen wurde. — Ein besonderes Anliegen war ihm die Einrichtung von Schulkindergärten für schulaltrige, aber noch nicht schulreife Kinder, und es freute ihn, daß sie zuerst in Hannover durch den Stadtschulrat, seinen alten Schüler Wilhelm Oppermann, und schließlich auch in ganz Niedersachsen (später dann ja auch in anderen Bundesländern) durch Gesetz eingeführt wurden. Er begrüßte die erste Gesamtschule, eine Art Schulzentrum, in Hamburg, weil damit schon die äußere Standestrennung zwischen den Kindern wegfiel. Die Bedeutung der Frauen für die Erziehung wurde von Nohl jetzt noch nachdrücklicher betont als früher. Dies geschah z. B. auf der Gründungsversammlung des Pestalozzi-Fröbel-Verbandes, wo er, jetzt neben Frau Besser als Zweiter Vorsitzender des bisherigen Fröbel-Verbandes, mit der Zufügung des Namens Pestalozzi die Verantwortung des Verbandes für die Nöte der Kinder und der Familien stärker betont sehen wollte. Neben anderen vertrat er da die Einrichtung von Mütterschulen als eine der vordringlichsten Aufgaben dieser überkonfessionellen Vereinigung pädagogischer Kräfte. Hier konnte man an eine der wenigen wirklich guten Schöpfungen der vergangenen Jahre anknüpfen. Ein Gebiet, auf welchem er zu eigener Verwunderung plötzlich noch zu einer Autorität wurde, war der Sport, über dessen „Ethos“ er auf dem Internationalen Sportkongreß in Stuttgart 1951 mit ungewöhnlichem Erfolg sprach. Es folgten dann noch weitere Äußerungen zur Leibeserziehung, die für die Arbeit der Sporterzieher grundlegend wurden. Sie ruhen alle auf seiner alten Überzeugung von der Bedeutung des Thymos als wesentlicher Grundlage aller höheren Kräfte und von der Wichtigkeit einer Kultur der körperlichen Bewegung. Noch am 18. 11. 54 schreibt er an Frau Streicher: „Daß mich Ihr lieber Brief ganz besonders freut, wissen Sie. Sie sind eigentlich schuld, daß ich jetzt als *der* Sachverständige der Pädagogik für Leibeserziehung gelte. Diem forderte mich auf, zusammen mit einem . . . [unleserlich] die Interessen der Leibesübungen vor einer extra zu-

sammengerufenen Kultusministerkonferenz zu vertreten. Ich werde das wegen meines Alters nicht tun und versuchen, ihm einen Jüngeren vorzuschlagen. Das ist aber schwer, es ist kaum jemand in Sicht. Die Frauen sind da auch bei uns die stärkeren, nicht bloß auf diesem Gebiet.“

Erwähnt sei noch neben der jahrelangen Mitarbeit in der Selbstkontrolle der Filmwirtschaft, bei der er das Land Niedersachsen vertrat, Nohls sehr persönliche Sorge für die Hermann-Lietz-Schulen. Von 1946 bis 1953, wo Erich Weniger ihn ablöste, hat er dem Vorstand der Stiftung angehört. Adolf Grimme, der Vorsitzende, war sein geschätzter Partner in diesem Gremium. Natürlich hatte das Verhältnis der beiden Männer zueinander schon eine lange Geschichte. Sie begann mit dem Wunsch des Göttinger Studenten Grimme, der sich aus irgendeinem Grunde nicht erfüllt hat, bei dem Professor Nohl zu promovieren. Als Grimme von 1930–33 Preußischer Kultusminister und später dann der erste Niedersächsische Kultusminister war, bestanden dienstliche Beziehungen, die durchaus nicht immer spannungslos gewesen waren, aber das beeinträchtigte ihre, besonders in der Zusammenarbeit für die Lietzschulen wachsende gegenseitige Sympathie nicht. In der kürzlich von Dieter Sauberzweig veröffentlichten Auswahl von Grimmes Briefen (Heidelberg 1967) finden sich zwei, die in unserem Zusammenhang wichtig sind. Auf Nohls Initiative war dem aus dem Amt scheidenden Minister von der Göttinger Universität im November 1948 die Würde eines Ehrendoktors verliehen worden. Am 27. 11. 1948 schreibt Grimme an Nohl in Dankbarkeit für seine Laudatio: „Verehrter lieber Herr Professor Nohl! Wenn es mich am Mittwoch auch sehr gedrängt hat, ein Wort der Erwiderung auf Ihre Begründung meiner Promotion zu sagen, so habe ich doch davon Abstand genommen. Und ich möchte Ihnen heute gestehen, weshalb ich geschwiegen habe. Es ist kurz gesagt: Aus Ihren Worten ist mir ein mich so aufwühlendes Verstehen meiner Person und meines Wollens entgegengetreten, daß ich einfach zu angerührt war, um sicher zu sein, daß mich das Bewegtsein nicht überrannt hätte. Sie glauben nicht, wie gut es mir getan hat, mich so verstanden zu fühlen. Ich möchte deshalb auch jetzt nichts weiter sagen als:

Lieber Herr Professor Nohl, ich bin Ihnen von Herzen dankbar. Immer Ihr Grimme". (S. 151 f.)

Elf Jahre später beantwortet Grimme die Bitte eines der Lehrer an den Lietz-Schulen um eine Würdigung der Verdienste Nohls für die Zeitschrift „Leben und Arbeit“ mit einem Brief, dessen erste Hälfte hier auch folgen soll, weil sie den Eindruck der Persönlichkeit Nohls, der in der langen Verbundenheit gewonnen worden war, spiegelt:

„Degerndorf 24. 5. 59

Lieber Herr Bartel! . . . ich muß es mit dem alten Wrangel halten, als er einer Tischdame, die sein Können bewundernd übersteigerte, sagte: ‚Madame, Sie überschätzen mir.‘ Denn es ist mir einfach nicht gegeben, das Wirken dieses (neben Spranger und Litt) letzten bedeutenden Pädagogen der ersten Jahrhunderthälfte im Rahmen der Pädagogischen Bewegung und geistigen Strömung der nachdiltheyschen Zeit zu schildern. Das ist eine Aufgabe Berufenerer. Zudem erscheint mir, wenn ich mir Nohls Bild vergegenwärtige, gar nicht so sehr von entscheidender Bedeutung, was an Ideen und (etwa auch organisatorischen) Vorschlägen von seiner anregenden und vorantreibenden Kraft ausgegangen ist, so fruchtbar das alles gewesen und bis heute geblieben ist. Das eigentlich Lebenszündende und Niveaugebende war die schlichte Tatsache, daß Nohl Nohl war, wo immer er zugegen war und eingriff oder auch — nicht eingriff. Er war da — das war's und ist's immer noch, was, wo eben er dabei war, sofort die Atmosphäre schuf . . .“

Schließlich soll hier noch ein Briefentwurf Nohls an den Minister Grimme vom 31. 1. 47 eingefügt werden, der noch einmal zeigt, wie Nohls Aufbauwille überall Wege in die Zukunft zu finden suchte.

„Sehr geehrter Herr Minister, die Möglichkeit in Wilhelmshaven, von der Sie mir erzählt haben, ist mir noch nachgegangen, und ich möchte den Vorschlag machen, dort eine ganz groß aufgebaute berufspädagogische Organisation zu schaffen, im Dienst des Handwerks und der Industrie. Die Unterlage bildete eine wirklich moderne, voll entwickelte Berufsschule. Darauf baute eine Berufshochschule zur Ausbildung von Berufs-



schullehrern, eine Hochschule des Handwerks, die bisher überhaupt noch nicht existiert, und ein Forschungsinstitut für Industriearbeit mit seinen Abteilungen für Psychologie und Soziologie. Angegliedert könnte dann werden ein College für demokratische Erziehung nach dem Vorschlage von Kurt Hahn, in dem werktätige Jugend aus den großen Städten für 4 Wochen eine Freizeit bekäme, in der sie mit Benutzung der Seemöglichkeiten eine große Zeit frohen und vergeistigten Jugendlebens erfahren würde. Das Ganze müßte mit imponierender Wucht hingestellt werden und würde dann weitesten Kreisen, die bisher immer nur die Aschenbrödel der Bildung waren, einen großartigen Beweis des neuen Staates geben. Wenn ich 10 Jahre jünger wäre, würde ich den Aufbau solchen Bildungswerkes mit Leidenschaft ergreifen.“

Die Wirksamkeit Herman Nohls in diesen Jahren beschränkte sich nicht auf seine tätige Mitarbeit in den vielen Gremien und auf seine Vorträge. Nebenher ging die ganze Zeit die Arbeit an seiner Zeitschrift „*Die Sammlung*“, Zeitschrift für Kultur und Erziehung“. Ihr Erscheinen wurde schon im Sommer 1945 von der Militärregierung genehmigt. Sie konnte allerdings wegen der Zensur mit ihrer ersten Nummer erst im Oktober erscheinen, auch da freilich noch als erste aller damals neu erscheinenden Zeitschriften.

Schon die Wahl des Namens für die Zeitschrift, der nicht wie „Wandlung“ oder „Gegenwart“ auf den historischen Moment bezogen war, hatte eine doppelte Bedeutung: Als Sammlung der verstreuten Schüler und Freunde, vor allem aber: als Wendung nach innen zur Stille der Besinnung nach dem Aufruhr der vergangenen Jahre. In einer Vorlesung über den „Begriff des Klassischen“, mit der er 1949 den Zyklus eines Fakultätskollegs eröffnete, wird unter anderen Begriffen auch der der Sammlung erläutert als ein Versuch, „aus den Trümmern unserer Welt und der Zerstörung alles höheren Lebens die positiven und gesunden Kräfte zusammenzuführen, und das Leben aus seiner zentrifugalen Zersplitterung zur Besinnung auf das Wesentliche und Dauernde zu rufen“. Das trifft genau den Sinn seiner Zeitschrift. Ausführlicher formuliert hat er ihre Aufgabe auf dem ersten Blatt des ersten Heftes: „Unsere Zeitschrift will dem Wiederaufbau unseres Volkes dienen, seiner Kultur und

insbesondere seiner neuen Erziehung. Der Rückblick auf die Vergangenheit wird sich nicht vermeiden lassen, aber unser Wille ist entschlossen nach vorwärts gerichtet in den grauen Morgen unserer Zukunft. Unser Kompaß ist die einfache Sittlichkeit, ein standhafter Glaube an die Ewigkeit der geistigen Welt, Liebe zum Nächsten und die lebendige Hoffnung, daß auch uns einmal wieder die Sonne der Ehre und des Glücks scheinen werde. Wurde bisher sehr laut gesprochen, so wollen wir still und sachlich reden, und wurden Phantasie und Gedanken unseres Volkes zu lange einseitig nach außen gewiesen, so wollen wir sie wieder nach innen lenken und zur Sammlung führen, aus der allein neue Kräfte kommen können. Wir wenden uns vor allem an die Lehrer, die heute eine Mission bekamen, wie zu keiner anderen Zeit in der Geschichte unserer Nation, und wollen ihnen die Mittel für die neue Arbeit bereitstellen, darüber hinaus aber alle Menschen sammeln, die guten Willens sind und der gewaltlosen Macht des Geistes vertrauen.“ Der Beitrag, der die Zeitschrift eröffnete, war der Gedächtnisaufsatz Artur von Machuis' für Adolf Reichwein, der als Mitglied des Widerstands gegen Hitler gehenkt worden war. Mit ihm war eine der Hoffnungen für eine neue Pädagogik zugrunde gegangen.

Die „Sammlung“ ist fünfzehn Jahre lang, also bis zu Nohls Tod, als Monatsschrift in Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht erschienen. Während im ersten Jahrgang O. F. Bollnow, W. Flitner und E. Weniger als Mitherausgeber zeichneten, tragen die beiden nächsten Jahrgänge nur Nohls Namen, was mit Schwierigkeiten zusammenhing, die die Militärbehörde machte, von denen gleich die Rede sein muß. Vom vierten Jahrgang ab aber heißt es: „In Gemeinschaft mit O. F. Bollnow, W. Flitner, E. Weniger herausgegeben von Herman Nohl.“ In Wahrheit war diese Zeitschrift trotz der zahlreichen Beiträge, die die Mitherausgeber lieferten, doch ganz Nohls eigenes Werk, in dem er seinen großen Schülerkreis nun noch einmal sammelte. So schreibt er am 18. 2. 1946 an EB: „Ich bin doch ein bißchen stolz, daß wir aus unserem Kreis durchaus eine Zeitschrift aufbauen können, die Gesicht hat.“

Im Sommer 1946 hatte „Die Sammlung“ schon 10 000 Abonnenten und wohl fünfmal so viele Leser. Mit dem Blick auf die

anderen Blätter, die damals erschienen — Nohl nennt „K. Jaspers ‚Wandlung‘ “ — meint er, daß die Pädagogik in ihrer konstruktiven Energie doch positivere Möglichkeiten biete, wenn jene mit ihren begabten Journalisten auch geistvoller wären. Aber eben auf die aufbauende Wirkung kam es ihm an, und darum empfand er die Schwierigkeiten, die ihm eine bestimmte Abteilung der Militärbehörde, die Press Unit der Information Control plötzlich machte, besonders bitter. Während er von der verzweifelten Lage, dem „Elend der Millionen“ in jenen ersten schweren Jahren nach den furchtbaren Erfahrungen von Nationalsozialismus, Krieg und Zusammenbruch, von ihrer Hoffnungslosigkeit und Verzagtheit ausging und meinte, alles tun zu müssen, um überhaupt den Willen der Menschen wieder auf die Zukunft zu richten, verlangte man von jener politischen Abteilung des Military Government eine ausdrücklichere Distanzierung von der Vergangenheit und forderte darum vom Herausgeber, daß er einen radikal linksgerichteten Mann neben sich in die Redaktion nähme, möglichst jemanden, der im KZ gesessen hatte. So traf ihn ganz persönlich das Unverständnis der Besatzungsmächte, wenn es auch nur, wie sich dann zeigte, ein einzelner Mann war, der ihm feindlich gesinnt war, während die Universitätsoffiziere Nohl gegenüber das größte Vertrauen bewiesen. (Einer von ihnen wollte sogar noch bei ihm promovieren.) Die Linie, die Nohl mit seiner Zeitschrift bewußt einzuhalten versuchte, spricht sich in seinen Briefen deutlich aus. Am 10. 3. 1946 hatte er an EB geschrieben: „Gestern abend stellte ich das 7. Heft zusammen, das, denke ich, sehr gut geworden ist, hoffentlich nicht zu düster. Ich sehe möglichst zu, immer das Positive, Zukünftige überwiegen zu lassen.“ Das „Wühlen im Schmutz und Blut der Vergangenheit“ schien ihm ganz unfruchtbar. Die Menschen seien „so glücklich, wenn ein bißchen Zukunft sichtbar wird“. Dieses Richten des Willens auf die Zukunft war für ihn in der Situation, in der die Menschen sich befanden, die vordringlichste Aufgabe, damit „nicht am Ende alles in den Bolschewismus flüchtet oder sich von dieser Welle passiv mitschleppen läßt . . . Die Gefahr ist ja riesengroß. So bleibt alles bei den paar Menschen hängen, die sich eine gewisse Aktivität gewahrt haben, selbst schon überlastet sind und sich am liebsten auch auf die Bank legen würden“.

Aber es blieb nicht bei der bloßen Behinderung der Zeitschrift durch die Zensur, die sich über Monate hinzog. Schließlich wurde ihm mitgeteilt, daß er vom 17. bis zum 21. Juni (1946) nach Oeynhausen in das Assessment Centre kommen müsse, wo er mit einer Gruppe anderer führender Männer politisch überprüft werden solle. Über diese Erfahrung berichtet er in einem Brief (auch an EB) vom 23. 6. „Ich war die Tage also in Oeynhausen, um dort von dem Assessment Centre geprüft zu werden. Es war eine komische Situation, ich denke für beide Teile. Einer der Prüfer war übrigens ein junger Freud, Enkel des alten Freud. Bünde, [d. h. der Universitätsoffizier des Education Branch, der in Bünde stationiert war] schickte den ersten Tag noch einen Offizier, um mir zu sagen, daß sie damit nicht einverstanden seien, und daß das Ergebnis der Prüfung ohne jeden Einfluß auf meine Stellung bei ihnen sein würde. Das war nun sehr nett, und der Offizier, selbst ein Universitätsmann aus Cambridge, war reizend und fast zärtlich dabei. Ich hatte das Ganze mit Humor genommen, als eine neue Erfahrung mehr, habe mich sehr zurückgehalten bei der Prüfung und nur dafür gesorgt, daß meine Leidensgefährten, acht sehr angenehme, kluge und saubere Männer, sich behaglich und kameradschaftlich miteinander fühlen sollten, was auch aufs beste gelang, so daß diese alten Knaben wie vergnügte Jungen die Woche mitspielten. Die Methode der Prüfung war ja auch im wesentlichen eine Spielmethode, d. h. es wurden fiktive Aufgaben gestellt, die man im Wechselgespräch miteinander schauspielerisch darstellen mußte. Eine Art Stegreifspiel. Nur daß wir Deutschen dieses Verteidigen einer These, die nicht unsere These ist, nicht gewohnt sind, wie der junge Engländer, der das in seinen Debating Clubs übt. Zum Schluß ging es aber schon besser, und sie wurden alle freier und sicherer, so daß sogar die Zuschauer, worunter auch der General war, Spaß dabei hatten. In die Situation hatte mich natürlich der Press Unitmann gebracht, der der Sammlung so feindlich war. Er soll jetzt seit kurzem aber verschwunden sein. Die Folgen seiner Haltung werden aber nicht so bald verschwinden. Das Heft 8 ist auch immer noch nicht erschienen. Ich kann mich auch nicht entschließen, wen ich als den geforderten radikalen Compagnon hineinnehmen soll. Daß sich jetzt in alles die Politik, d. h. die Parteipolitik, hineinmischt, ist ein großes

Unglück. Was hat die Sammlung mit Parteipolitik zu tun? sie ist eine pädagogische Zeitschrift. Aber der Education Branch ist nicht stark genug, um seine Selbständigkeit durchzusetzen. Die Zeitschriften unterstehen einer anderen Abteilung, eben der Press Unit der Information Control. Und da gelten politische Gesichtspunkte. Was so schwer für die Menschen zu verstehen ist, daß man heute bei uns möglichst still vorwärts gehen muß, wenn man nur richtig geht! Dann weckt man keine Opposition, und die Leser schlucken, was sie hören sollen und ohne Widerstand. Die Sammlung war da auf dem besten Weg und hatte einen großen Einfluß, man mußte nur etwas Geduld haben. Ehe ich jetzt eine robustere Methode verfolge, höre ich lieber ganz auf und lasse andere machen. Das ist die gute Seite des Alters, daß man ebenso gern nebenbei sitzt und zuschaut, jedenfalls ist kein Ehrgeiz mehr da, der übrigens bei mir immer *sehr* gering entwickelt war. Den Leutnant Stewart habe ich noch nicht gesehen, wie man denn, ich wenigstens, mit keinem der Offiziere in irgendwelche Verbindung gekommen ist, einstweilen liegt das noch getrennt wie Öl und Wasser nebeneinander, was gewiß auch sein Gutes hat. Die Woche in Oeynhaus hat mir natürlich viel Zeit gekostet, ich fand einen Berg auf meinem Schreibtisch und habe gestern und heute je 25 Briefe etc. diktiert, dabei ist noch nicht alles erledigt. Und im Dekanat werde ich morgen auch schön zu tun finden. Ich bin aber ganz munter und die Tage waren ja nicht anstrengend, obwohl wir Schwerarbeiterzulage bekamen, weil wir doch ‚so stark arbeiten‘ müßten, wie der Präsident sagte. Es war für uns alle eine Erholung. Übrigens hatten die Offiziere die letzten zwei Tage auf ihr Essen zu unseren Gunsten verzichtet und aßen auf ihre Kosten in ihrem Club, was ich nun doch ganz reizend fand, wie sie denn auch jeden Tag Cigaretten für die Herren brachten, wobei ich immer konstatierte, wie unabhängig der Mensch innerlich ist, wenn er nicht raucht.“

Mündlich hat Nohl noch erzählt, daß die Zeit in dieser Klausur auch darum ganz vergnüglich verging, weil einer der acht Mitgeprüften der Obermeister der deutschen Zaubererzunft war, der zwar das Zunftgeheimnis wahren mußte, der ihnen aber in den Pausen die herrlichsten Kunststücke vorführte.

Das ganze Intermezzo zeigt doch, wie sehr man der Willkür

Einzelner in der Besatzungsmacht ausgeliefert war, und daß die Tatsache, daß die eine Stelle die Arbeit bejahte, eine andere ihr aber mißtraute, ein Gefühl von Unsicherheit und schließlich Müdigkeit und Unlust erzeugte.

Auch andere Dinge wurden nach Nohls Meinung damals falsch gemacht. Z. B. klagt er über die unselige Maschinerie der Denazifikation, „die mechanisch Gute und Böse ausreißt und immer neu alles in Verwirrung bringt“. Immer wieder mußte er sich für Menschen einsetzen, die sich untadelig verhalten hatten, und es dauerte oft lange, bis man die Berechtigung seiner Fürsprache erkannte und sie akzeptierte.

Aber schließlich trat doch eine gewisse Beruhigung ein, und das Militärregime fand sein Ende. Die „Sammlung“ hatte jene kritische Phase inzwischen überwunden, und mit dem Zurücktreten der vielen Aufgaben, die die Not mit sich gebracht hatte, und vollends nach dem Ausscheiden Nohls aus seinem akademischen Amt wurde die Arbeit an der Zeitschrift zu seiner Hauptbeschäftigung. Mehr und mehr war ihm im Laufe der Jahre auch die Erweiterung des Kreises derer, die ihm Beiträge schickten, wichtig geworden. Eine ganze Anzahl seiner Kollegen, wie S. Kähler, H. Heimpel, P. E. Schramm, W. Kayser und andere waren darunter, aber auch Autoren, die außerhalb der Universität und der Schule standen und die, wie schon in den ersten Jahrgängen, über Fragen der Dichtung, der Kunst, der Lebensgestaltung schrieben. Viele Mitarbeiter haben der „Sammlung“ durch Jahre die Treue gehalten. Das Pädagogische blieb doch das Herzstück der Zeitschrift. Auch da standen noch immer neben dem eigenen Kreis Autoren, wie H. Roth oder W. Brezinka, die aus anderen Zusammenhängen kamen, und solche, die unmittelbar aus der Praxis berichteten. Es war Nohl aber nie recht, wenn ein Heft zu viel Pädagogik enthielt. Das sei dann langweilig, meinte er. Denn es ging ihm immer darum, auch den nicht-pädagogischen Lesern genug zu tun und die pädagogischen in ihren weitergreifenden Interessen zu befriedigen. Es wäre gewiß die Aufgabe, an dieser Stelle das Bild dieser Zeitschrift, die mit ihren fünfzehn Bänden ein so wichtiges Glied in Nohls Nachkriegswirken bildet, zu geben und ihren Charakter, der sich stark von den anderen Zeitschriften der Zeit abhebt, zu deuten. Ich kann auf diese schwierige Aufgabe verzichten, weil

Rudolf Lennert sie in seinem Aufsatz „Die Sammlung — Bild einer Zeitschrift“ in dem ersten Beiheft, das die „Zeitschrift für Pädagogik“ zu Herman Nohls 80. Geburtstag herausbrachte, (Nohl hatte sich Festschriften immer ausdrücklich verboten) in anmutiger Weise gelöst hat. Auf diesen Aufsatz muß ich hier verweisen.

Bis in die letzten Tage seines Lebens hat Nohl, unterstützt von seiner früheren Schülerin Munne Haccius, die ihm jetzt als seine treue Helferin zur Seite stand, Monat für Monat an dem kleinen Kunstwerk jedes Heftes gebaut, hat aus dem fast immer reichen Material von Beiträgen zusammengestellt, was zusammenstimmte und doch vielfältig genug war, um die Leser zu interessieren.

Immer zählte er die Zeilen einer Nummer für die bewilligte Bogenzahl, über die der Verlag auch später nicht hinausging, mit großer Gewissenhaftigkeit aus. Oft mußte er im letzten Augenblick selbst noch einen Textabschnitt beisteuern. So entstanden als neue Form seiner Äußerung amüsante oder kämpferische Glossen. Bis zum neunten Jahrgang brachte jeder Band auch noch Aufsätze von ihm selber, die beste Altersleistung wohl der schöne Aufsatz von 1952 über „Das geistige Wesen der Musik“, eindrucksvoll aber auch der achte Band von 1953, wo unter den Titeln „Per molto variar la nature é bella“, „Wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten?“, „Fruitio Dei“ und „Wir sind aus solchem Zeug als das zu Träumen“ alte Gedanken und ungenützte Lese Früchte in neuer Form dargeboten wurden, eine Ernte, die noch einmal den Reichtum seines Geistes spüren und die leichte Hand erkennen läßt, mit der er auch schwierige Gegenstände zu behandeln vermochte. Nimmt man noch Themen wie „Das Ende der Kunst“ (1945), „Die Lyrik der Aufklärung“ (1945/46), „Schillers Lyrik“ (im gleichen Jahrgang), „Goethes Lebensprobleme“ (1948), „Der Rhythmus“ (1954) und das 1954 erschienene Buch „Friedrich Schiller“ hinzu, dann erkennt man, wie weit der Interessenkreis des Autors auch im Alter noch über das rein Pädagogische hinausreichte. Es war wohl in Anerkennung dieser Interessen, daß die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt ihn zu ihrem Außerordentlichen Mitglied gemacht hat.

Dennoch hat er nicht aufgehört, sich bis zuletzt durchaus als

Pädagoge zu fühlen. Von der zeitgenössischen Literatur fesselten ihn vor allem die Werke Makarenkos, dessen pädagogische Genialität ihn unmittelbar ergriff. Er erkannte in ihm „eine pädagogische Erscheinung von historischem Rang“ und schrieb eine der ersten westdeutschen Besprechungen des „Pädagogischen Poems“ (1950), die, wie L. Froese betont, für unsere Makarenko-Forschung wegweisend geworden und noch heute lesenswert ist. Auch das später ebenfalls in deutscher Übersetzung erschienene Elternbuch Makarenkos fand seine freudige Zustimmung. So müßte man auch reden können, „so untheoretisch und dabei so pädagogisch“, meinte er, und er plante eine Zeitlang selber ähnliche Ansprachen an Eltern im Rundfunk.

In jenen Jahren hat Nohl auch die Entwicklung der Pädagogik im anderen Teil Deutschlands mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, vorurteilsfrei wie immer zwischen pädagogisch beachtlichen Ansätzen und Bedenklichem unterscheidend, aber der Einladung zu Vorträgen drüben, die der Herausgeber der Zeitschrift „Die neue Schule“ und ständige Mitarbeiter der „Pädagogik“, Sothmann, ihm bei wiederholten freundschaftlichen Besuchen übermittelte, hat er doch nicht Folge leisten wollen, wie er auch die Verleihung der „Wander“-Medaille durch die Humboldt-Universität auf Sothmanns Anfrage, ob er sie annehmen würde, abgelehnt hat.

In England gehörte Nohl zu den schon früh Eingeladenen, und zwar durch GER (German Educational Reconstruction), eine Vereinigung englischer und in England lebender deutscher Pädagogen, die mitten im Krieg auf englische Initiative ins Leben getreten war und auf eine pädagogische Zusammenarbeit mit Deutschland in der erwarteten Nachkriegszeit vorzubereiten versucht hatte. In den späten 40er Jahren hat Nohl zweimal auf Konferenzen von GER gesprochen, 1947 in London über „Die geistige Lage im gegenwärtigen Deutschland“ und 1948 im Volkshochschulheim Göhrde „Vom Wesen der Erziehung“.

Nicht ausgeführt hat er eine Reise nach Israel, die er gern unternommen hätte, doch er scheute jetzt die große Anstrengung, die die Reise und ein Aufenthalt in diesem fremden Lande mit sich gebracht hätten. Aber was von dem kleinen Volk dort geleistet wurde, erfüllte ihn mit großer Bewunderung. Die Briefe an den alten Schüler Ebstein zeigen, wie stark seine Anteil-



nahme an diesem auf der Erziehung beruhenden Werden einer neuen Volksgemeinschaft war. Berichte über Israel und seine Erziehungsbemühungen waren ihm jederzeit für „Die Sammlung“ willkommen.

Unter den vielen kleinen Aufgaben, die auch die späten Tage noch mit sich brachten, sei hier nur eine Grabrede erwähnt. Franz Arnold, der anerkannte Führer der Göttinger Arbeiterschaft (früherer Zeissarbeiter, später eine Zeitlang Bevollmächtigter des Deutschen Metallarbeiterverbandes, unter den Nationalsozialisten verfolgt), dessen charakterliche Kraft Nohl sehr schätzte, hatte sich vor seinem Tode gewünscht, daß der Professor ihm seine Grabrede halten möchte, eine Bitte, die ihm selbstverständlich erfüllt wurde.

Von wissenschaftlichen Arbeiten fallen in die Nachkriegszeit mehrere Editionen Diltheyscher Werke: 1946 schon war die kleine Auswahl „Die Philosophie des Lebens“ mit einem Nachwort von Nohl bei Vittorio Klostermann erschienen. Eine zweite größere Auswahl, auch von Nohl besorgt, aber mit einem Vorwort von O. F. Bollnow, erschien nach Nohls Tod 1962 bei Vandenhoeck & Ruprecht und bei Teubner. Der Band „Von deutscher Dichtung und Musik“, den Nohl 1933 zusammen mit G. Misch noch bei Teubner als Seitenstück zu „Das Erlebnis und die Dichtung“ herausgegeben hatte (2. Auflage Göttingen 1957), wurde 1954 ergänzt durch Nohls lang und mühsam vorbereitete Edition von „Die große Phantasiedichtung und andere Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte“ (bei Teubner verbrannt, schließlich ebenfalls bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen). Aus dem ersten Band erschien Diltheys Aufsatz über Schiller in der Kleinen Vandenhoeck-Reihe (Göttingen 1959) mit einem Vorwort von Nohl. Für ihn und Misch war es eine Freude, daß dieser Verlag, dem er seit Jahren durch „Die Sammlung“ verbunden war, jetzt, zusammen mit der nach Stuttgart verlegten B. G. Teubner Verlagsgesellschaft, die „Gesammelten Schriften“ Wilhelm Diltheys neu herausbrachte. Diese wurden 1958 noch ergänzt durch den X. Band, die „Ethik“, die der fast Achtzigjährige mit unendlicher Mühe aus zum Teil kaum leserlichen Manuskripten zusammengestellt hat. — Aus der eigenen Werkstatt stammt noch das mehrfach genannte Buch über Schiller (1954 bei Schulte-Bulmke), das, ähnlich wie Tho-

mas Manns Rede, ein Dokument seiner lebenslangen Liebe zu Schiller ist. Ihre Auffassungen decken sich weithin. — Hinzu kommt die Sammlung der Aufsätze „Pädagogik aus dreißig Jahren“ (1949 ebenda) und die Aufsatzsammlung „Erziehergestalten“ in der Kleinen Vandenhoeck-Reihe (Göttingen 1958). Eine originale Leistung der letzten Lebensjahre liegt in den drei Artikeln in dem biographischen Sammelwerk „Die Großen Deutschen“, über Pestalozzi, Dilthey und Schleiermacher. Die Zusammenstellung seiner Aufsätze über die Kunst unter dem Titel „Vom Sinn der Kunst“, die ihn bis in die letzten Lebenstage beschäftigte, hat er nicht mehr selbst zum Druck bringen können. Ihm, der der Kunstentwicklung seiner Lebenszeit so verbunden gewesen war und der noch 1945 im Gegensatz zu Herbert v. Einem nicht an „Das Ende der Kunst“ glauben konnte und in seiner Replik gegen dessen Artikel im 1. Jg. der „Sammlung“ geschrieben hatte, daß ihn die „Erinnerungen an die Wonnen und Entzückungen, die Kunstwerke unserer Zeit mir geschenkt haben“ nicht schweigen ließen (er nennt hier Maillol und Mestrovic, George Minne und Lehmbruck, Hodler, James Ensor, Albert Servaes und seinen toten Freund Erich Kuithan), ihm war in seinen letzten Lebensjahren die Grenze des eigenen Kunstverständnisses, die er gegenüber der abstrakten Richtung in der bildenden Kunst wie auch gegenüber der neuen Musik empfand, schmerzlich bewußt. Er tröstete sich in leiser Resignation mit der Goetheschen Maxime: „Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben.“

Dieser Satz gilt auch in ähnlichem Sinne für Nohls Stellung zu den neuen Entwicklungen, die sich in der Erziehungswissenschaft abzeichneten. Er hat zwar die Bedeutung, die sowohl die Soziologie wie auch die empirische Forschung für die Pädagogik gewinnen würden, gesehen und anerkannt, und er hat die neuen Aufgaben für die jüngere Generation durchaus bejaht. Er wußte um die Notwendigkeit des historischen Wandels auch in der Wissenschaft, aber er war doch überzeugt, daß einmal errungene Erkenntnisse bewahrt werden müssen. Das galt für ihn auch für die Grundkonzeption des Pädagogischen, die er im Laufe seines Lebens gewonnen hatte, wobei ihm aber auch bewußt war, daß sie der weiteren Differenzierung bedürfe. Er habe nur den großen Umriß sichtbar gemacht. Die Aufgabe der

Jüngeren sei es, zu den Einzeluntersuchungen fortzuschreiten, konnte er gelegentlich zu alten Schülern sagen.

Man hat gelegentlich Nohls Leistung auf dem Gebiet der Pädagogik als Wissenschaft von der heutigen Position der Erziehungswissenschaft her abwertend als „pädagogische Weisheit“ bezeichnet, wobei man freilich die Energie seines systematischen Willens verkennt. Allerdings konnten bei Nohl Epitheta wie „nicht gelehrtenhaft“ oder „ganz untheoretisch“ Ausdruck höchsten Lobes sein. Er hielt auch nicht viel von der Methodenreflexion seiner jüngeren Kollegen. Ihm kam es, je älter er wurde, umso mehr auf unmittelbar gewonnene und lebensvolle Einsichten an. So heißt es etwa in der Besprechung von H. W. Jannaschs „Schulspiegel. Besinnungen im Alltag des Lehrers“ im XI. Jahrgang (1956) der „Sammlung“: „Es ist ein Genuß, in diesem Buch zu lesen, wo keine stelzbeinige Philosophie der Erziehung paradiert, sondern die künstlerische Erzählgabe eines echten Erziehers erscheint, prall von praktisch erfahrenem Leben und weiser Besinnung, liebenswert in seiner Güte und seinem Humor und anmutig in seiner sauberen Sprachform.“ Bei anderer Gelegenheit meint er, es handele sich ja „bei pädagogischen Aufgaben eigentlich immer um sehr einfache Dinge, die auch so einfach wie möglich gesagt werden sollten“. Er bewunderte bei den Engländern und auch bei manchen unserer begabten Journalisten, daß sie so „einfach“, prägnant und „ohne falsche Theorie“ sagen könnten, was sie meinten. In den späteren Jahren hat er, das Faustwort halb humorvoll, halb wehmütig variierend, oft gesagt: „Könnt' ich Theorie von meinem Pfad entfernen!“ Er empfand die durch seinen Bildungsgang und seinen Beruf gegebene Bindung an die theoretische Aussage, bei aller ernstesten Bemühung um sie, doch auch als seine eigene Grenze, wie es in einer kurzen autobiographischen Aufzeichnung in einem Notizbuch von 1940 hieß, daß die dichterische Confession hier sehr viel bescheidener ersetzt werden müsse durch „die wissenschaftliche Ordnung und Objektivität . . . , die nun einmal Form und Grenze meiner Arbeit war“. Im Gespräch hatte er durchaus die Fähigkeit zum höchst lebendigen und farbigen Ausdruck und weithin doch auch im gedruckten Wort, mehr wohl, als ihm selbst bewußt war.

Seit 1947 war Nohl formell emeritiert, aber erst 1949 wurde

Erich Weniger sein erkämpfter Nachfolger. Seit er, dem Nohls freundschaftliches Vertrauen gehörte, den pädagogischen Lehrstuhl inne hatte, hat sich Nohl mehr und mehr aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, am Ende ganz zufrieden, daß er in der sich so stark verändernden Welt keine Verantwortung mehr zu tragen brauchte. Er erzählte von einem Besuch Litts, der, von einer seiner vielen Vortagsreisen kommend, gemeint hatte, es sei doch schön, im Alter noch so aktiv mitwirken zu können. Dem konnte Nohl nicht zustimmen. Seine einst so leidenschaftliche Natur hatte jetzt die gleichmäßige und immer freundliche Gelassenheit gewonnen, die dem Alter seine Schönheit verleihen kann. Er schaute jetzt nur noch zu, aber mit unverminderter Anteilnahme, und im einzelnen noch immer zu Rat und geistiger Hilfeleistung bereit. Was er entbehrte, war der unmittelbare Umgang mit der Jugend und manchmal auch, was er „das Männergespräch“ nannte. Daß die Schüler graue Haare kriegten, worüber er sich humorvoll zu beklagen pflegte, und daß die alten Freunde starben, gehörte zu den unvermeidlichen Schmerzen des Altwerdens.

Nohl war in diesen letzten Jahren seines Lebens *the grand old man*, dem von allen Seiten her Anerkennung und Hochachtung entgegenkam. „Man muß nur alt werden“, pflegte er manchmal abwehrend zu sagen. Seiner noch immer aufrechten, schlanken Gestalt begegneten auch Fremde in den Straßen von Göttingen mit Respekt. Das Große Verdienstkreuz hat er als eine Alterserscheinung hingenommen. Eine der Ehrungen, die ihn sehr gefreut hat, war das Ehrendoktor-Diplom der juristischen Fakultät der Hamburger Universität in Anerkennung seiner Verdienste um die Sozialpädagogik, das Professor Sieverts als Dekan ihm zu seinem 70. Geburtstag überbrachte. Und mindestens ebenso freute ihn die Ernennung zum Ehrenbürger von Göttingen neben den alten Freunden Franck, Born und Courant bei der Tausendjahrfeier der Stadt (1953), die er allmählich lieben gelernt hatte. Darin lag die Anerkennung für alles, was er nach dem Kriege für Göttingen und besonders für dessen Schulwesen getan hatte. Und schließlich hat die Stadt als Ehrung zu seinem 80. Geburtstag dem schönsten neu erbauten Volksschulkomplex den Namen Herman-Nohl-Schule gegeben. Die kurze Rede, die er bei Gelegenheit dieser Namengebung hielt, war das

letzte Wort, das er öffentlich gesprochen hat. „Es ist mir sehr bewußt, daß mein Name neben Herbart, Pestalozzi, Albert Schweitzer und den Brüdern Grimm [das waren die Namen anderer Göttinger Volksschulen] nur einen bescheidenen Glanz bedeutet, und ich bin nicht sicher, daß nicht nach wenigen Jahren die Leute fragen werden: ‚Wer war dieser Herman Nohl?‘ Für einen alten Mann ist es ein sonderbares Gefühl, zu wissen, daß sich nach seinem Tode hier unter dem Schatten seines Namens Tausende von fröhlichen Kindern tummeln werden, immer wieder kluge und dumme, fleißige und faule, übermütige und langweilige, wie sie nun eben sind, aber zusammengefaßt zu zielvoller Leistung durch die immer neue und so anregende Energie ihrer Lehrer.“ Als er dann der Schule die Parole „Tapferkeit, Güte, Wahrhaftigkeit“ auf den Weg gegeben hatte, wendete er sich an die Lehrer und schloß mit den Worten: „Wenn es Ihnen gelingt, Ihre Schüler tapfer, liebevoll und wahrhaftig zu machen, dann haben Sie alles erreicht, was man aus dem krummen Holz, das der Mensch — nach Kant — ist, machen kann, und Ihre Kinder werden diese unheimliche Welt fröhlich und sicher bestehen!“

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens war Nohl viel krank, und er mußte sich mit der zunehmenden Begrenzung seiner körperlichen Kräfte abfinden, aber seine alte Fähigkeit, dankbar zu genießen, blieb auch jetzt unverändert. Er genoß das Zusammensein mit der großen Familie von Kindern und Enkeln, das jetzt endlich wieder möglich war, sei es auf dem österreichischen Familienbesitz, sei es in Göttingen, wo auch die jüngste Tochter mit ihrer Familie lebte. Die seiner Gesundheit wegen notwendigen Kuren in Gastein hatten ihre gute Seite darin, daß seine nun in Erlangen lebende Tochter Kläre ihn dahin begleitete. Die Besuche seines Sohnes, der in England nicht nur zu einem guten Chirurgen, sondern auch zu einem anerkannten Wissenschaftler in seinem Fach geworden war, brachten lange medizinische Gespräche, die den Vater faszinierten. Er genoß auch die großen Reisen mit dem eigenen Auto ins Gebirge und durch die schönen deutschen Landschaften wie den stillen Aufenthalt an den oberitalienischen Seen. In seiner Hausgemeinschaft hatte er es jetzt gut, war wohl versorgt, ließ sich vorlesen, hörte viel Musik und arbeitete noch immer. Er

freute sich an seinem „Gartenparadies“, das ihm Schüler und Freunde als Geschenk zu seinem 80. Geburtstag, zum Glück schon ein Jahr zuvor, aus der Verwilderung hatten neu erstehen lassen. Dieser Geburtstag wurde auf dem Sonnenberghaus im Harz gefeiert, wo sich über hundert alte und jüngere Freunde eingefunden hatten — *ein* großer Kreis. In dem Bericht einer Teilnehmerin an diesem Fest heißt es: „Nohl ist inzwischen auch aus seinem Hotel angekommen und man hat wieder einmal das aus Lippoldsberg uns allen so vertraute Bild, wie er mit verschränkten Armen, groß und aufrecht, nur den Kopf etwas zum Gesprächspartner gesenkt, mit zweien oder dreien zusammensteht; allmählich vergrößert sich der Kreis, dessen Mitte er ist. Oder er legt einem den Arm um die Schulter und führt ihn so zu einem Zwiegespräch abseits und geht mit ihm, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, auf und ab.“

Auch dem Sinken der eigenen Lebenskurve stand Nohl mit großer Gelassenheit gegenüber, wenn er auch einmal schreibt (22. 11. 1959 an W. Brednow): „Die tägliche Resignation des Alters bleibt keinem erspart. Schließlich ist sie aber auch eine Befreiung.“ Erspart blieb ihm eine lange, zerstörende Krankheit. Bis zuletzt war er geistig wach und bewegt und den Menschen liebevoll zugewandt. Er starb nach kurzer Krankheit am 27. September 1960 in seinem Haus am Hohen Weg. Die Trauerfeier auf dem Göttinger Friedhof vereinigte mehr Menschen, als die Kapelle fassen konnte, Menschen, die zum Teil von weither gekommen waren. Es traf zu, daß es, wie Percy E. Schramm in seiner kleinen Erinnerungsschrift sagt, im wahren Sinn dieses Wortes eine „Trauergemeinde“ war, die dieser Abschied verband. Jeder fühlte, daß mit dem Tode Herman Nohls eine geistige Kraft aus dem Leben geschwunden war, die in seltenem Maße Vertrauen und Liebe zu schenken und zu erwecken verstanden hatte, und die selbst in schweren und verworrenen Tagen den Glauben wachzuhalten vermocht hatte, daß das Leben einen Sinn hat, der die Zeiten überdauert.

## ZUSAMMENFASSENDE BETRACHTUNG

Unter den zahlreichen Äußerungen, in denen Menschen beim Abschied von Herman Nohl auszudrücken versuchten, was er ihnen bedeutet hatte, erscheint mir ein Wort besonders treffend. Es steht in dem Brief, den Wilhelm Kamlah, der Schwiegersohn Nohls, an Erich Weniger, den Nachfolger auf dem pädagogischen Lehrstuhl, richtete. Es heißt da: „Obwohl ich gar kein Schüler von Herman Nohl gewesen bin, sondern ‚nur‘ ein Schwiegersohn, wurde er im Lauf der Jahrzehnte doch mehr und mehr auch mein Lehrer, und längst ist es mir ganz geläufig, mich in einer Entscheidungssituation zu fragen, was er wohl tun oder raten würde. Er war ja immer so erstaunlich sicher, nicht nur für sich selbst, sondern auch im Eingehen auf andere. Diese Sicherheit habe ich immer umso mehr bewundert, als ich nicht eigentlich zu sagen gewußt hätte, woher er sie hatte.“ Schon ein halbes Jahrhundert früher hatte ein Jugendfreund Nohls sich in ähnlichem Sinne, wenn auch weniger abgewogen, über ihn geäußert: „Nohl ist heute morgen abgereist, er war viel hier mit im Hause und hat uns alle sehr beschäftigt mit seiner lebendigen Art. Es ist ungeheuerlich, mit welcher Sicherheit und Unbeirrtheit dieser Glückliche sein Leben führt und eben deshalb glücklich. Wir haben auch über viele ernste Dinge gesprochen, vielleicht ist es gut, daß man vor der Richtschnur seiner strengen, innerlichen Forderungen einmal mit sich ins Gericht geht . . .“ — Nohl selber greift in einem Brief an mich vom Herbst 1931 die Frage seiner Sicherheit, über die wohl auch ich im vorausgehenden Brief etwas gesagt haben muß, auf und schreibt: „Meine Sicherheit stammt aus meiner Unbewußtheit, mit der ich im Grunde lebe, was mich angeht. Was die ‚anderen‘ z. B. zu der Menschenkunde sagen, ist mir wirklich völlig gleichgültig, nicht aus Hochmut, sondern aus einem Vergessen dessen, was hinter mir liegt. Ich bin darum gar nicht ‚gespannt auf die Reaktion‘, erwarte mir nichts und fürchte nichts. Dabei freut es mich *sehr*, wenn Sie ja sagen oder selbst mein alter Vater schreibt, es gefiele ihm sehr, obwohl er ja gar kein Urteil hat, soweit es sich um die sachliche Bedeutung handelt.

Er hat es eben gern gelesen und war gefesselt.“ Aber die „Unbewußtheit“ erklärt das Phänomen dieser Sicherheit nicht wirklich. Es ist eher die Unabhängigkeit, die Unbekümmertheit, die hier beleuchtet wird. Mir scheint die Sicherheit bei Nohl aus dem Prozeß seiner geistigen Lebensführung erwachsen zu sein, dessen Anfang schon früher erkennbar ist. Das oben (S. 36) zitierte Wort „Sicherheit der geistigen Existenz ohne Gewißheit“ bezeichnete für ihn ja schon den Abschluß seiner so tief erregenden Studienzeit. Die ständige intensive Auseinandersetzung mit dem Schrifttum und der Kunst aus Vergangenheit und Gegenwart, mit den eigenen Erfahrungen und mit den Aufgaben, die das Leben ihm stellte, ist für seine Art bezeichnend, eine Auseinandersetzung, die immer auf ein klares Ja oder Nein zielte und auf die „eigenen Gedanken“, aus deren Zusammenhang er dann lebte, lehrte und schrieb. Am 12. 10. 1918 schon heißt es in einem Brief aus Gent an seine Frau: „Ich muß meinen Beruf erfüllen, wo meine Macht zu wirken liegt und wo man wirken kann, das ist an der Universität. Nur mit *meinen* Gedanken, wie ich sie mir im Laufe meines Lebens erworben habe und mit der Gesinnung, die im Grunde dieselbe ist wie vor 20 Jahren, kein abstraktes System, aber eine lebendige Haltung, die sich auch heute dem Leben gegenüber sicher weiß und keine Veränderung nötig hat. Wenn man nur erst mal wieder ausgeruht, satt gefüttert und gesammelt ist.“ Dies bedeutet nicht, daß er nicht bereit war, immer wieder „dazu zu lernen“, wie es gelegentlich in seinen Vorworten zum Ausdruck kommt. Aber das steht nicht im Widerspruch zu dieser Bemerkung. Wie verpflichtend er das Gewinnen einer solchen elastischen Festigkeit der Überzeugungen und ihres Zusammenhangs in einer klaren „Haltung“ ansah, kommt in einem Wort zum Ausdruck, das sich an zentraler Stelle in der „Theorie der Bildung“ findet. „Das letzte Geheimnis des Geistigen ist aber immer seine Einheit: wie sich in dieser Mannigfaltigkeit von Antrieben und Gefühlen, Vorstellungen und Erinnerungen eine Entscheidung, ein einheitlicher Bedeutungszusammenhang, eine Seelengestalt aufbaut, die von einem Zentrum aus jedes Stück dieser Mannigfaltigkeit formt.“ Wenige Zeilen später wird die Hilfe, die der Erzieher dem jungen Menschen bei der „Gestaltentwicklung im Fluß des Lebens“, bei der „Bildung der inneren



Form der Seele als eines einheitlichen Ganzen“ leisten kann, als seine eigentliche Aufgabe bezeichnet. Es war genau diese Aufgabe, die auch er seinen Studenten gegenüber zu erfüllen bestrebt war. Dabei spielt, wie beim Kinde, die Erweckung ihrer „Produktivität“ eine entscheidende Rolle, und das Mittel dazu war neben dem Arbeitsanspruch das geistig bewegte gemeinsame Leben mit ihnen in der unphiliströsen Form, die weiter oben angedeutet wurde, und seine immer hilfsbereite Zuwendung zum Einzelnen.

Daß Nohl seine Studenten weit über die Studienjahre hinaus in ihre spätere Arbeit begleitete, ist mehrfach betont worden. Immer ging es ihm darum, sie die Möglichkeiten ihrer pädagogischen Arbeit klarer sehen zu lassen, sie zu ermutigen oder ihre Produktivität überhaupt zu steigern. Einige wenige Beispiele, die sich leicht hätten vermehren lassen, sollen hier noch folgen. Charakteristisch ist z. B. die Art, wie er eine seiner letzten Studentinnen bei ihrer Arbeit als Fabrikfürsorgerin in einem großen Werk ermutigte und anregte. Am 5. 1. 1955 schreibt er an Paula Eigen-Maeder: „Es interessiert mich natürlich alles sehr, was Sie von Ihrer Arbeit erzählen. In diesen Fabriken geht ja die eigentliche Wirklichkeit Deutschlands vor sich, und es ist ungeheuer wichtig, daß das richtig funktioniert. Sie können da gewiß sehr viel Gutes tun, wenn Sie nur immer vorsichtig genug sind und die nötige Geduld behalten. In politischen Dingen — und das sind auch Ihre Aufgaben — muß man immer Schritt für Schritt vorgehen, und erst, wenn der eine gelungen ist, vorsichtig den nächsten versuchen.“ Und dann am 15. 4. 1955: „Dank für den lieben Brief. Es interessiert mich immer alles sehr, was Sie schreiben. Die Pädagogik der Fabrik ist eine der großen Zukunftsaufgaben, an der Sie nun mitarbeiten. Geißler besuchte mich neulich in Heppenheim und erzählte von der Aufgabe, die Unteroffiziere der kommenden Wehrmacht zu erziehen für ihre Arbeit. Er hat einen Plan mit 20 Casualsoptionen aufgestellt, an denen jeweils die pädagogische Art entwickelt werden soll, und er erzählte mir, daß das, ich weiß nicht mehr in welchem Betrieb, auch so gemacht werde. Also genau das, was Sie auch vorschlagen. 20 Situationen überlegen, in die Vorarbeiterinnen kommen, und an ihnen klar machen, wie man verfährt oder wie man sich benimmt.“ — Aus der früheren

Zeit eine Bemerkung aus einem Brief an mich, der unser gemeinsames Interesse an der Frauenoberschule betrifft. Am 21. 11. 1927 heißt es da: „Schade, daß ich Ihren Frauenschulaufsatz nie zu Gesicht bekommen habe und daß Sie ihn nicht gedruckt haben, wie ich wollte . . . Irgend ein führendes Pädagogisches Institut soll nächstens eine Tagung über die Frage veranstalten . . . Dann müßten Sie schon aktiv auftreten können. Es ist wirklich eine schöne Sache und hat gewiß eine Zukunft, weil der Ansatz vom Leben aus sehr wichtig ist, dem die Besinnung folgt.“ — An die befreundete Dr. Margarete Streicher in Wien, die zwar nicht zu seinen Schülern gehörte, aber ihm doch nah verbunden war, schreibt er am 14. Juni 1940: „Aus einem bestimmten Grund las ich eben nochmals Ihren schönen . . . Vortrag über ‚Die Lehre von der menschlichen Bewegung‘ mit größtem Genuß und größter Anregung und muß Ihnen darum schnell einen Gruß schicken . . . Wann schicken Sie mir wieder so ein schönes Stück? Sie dürfen nicht ganz verstummen bei solcher Gedankenherrschaft in Ihrem Gebiet.“ — Wie viele von uns kennen ähnliche Ermahnungen! Am 22. 5. 1936 schickte er seinem früheren Assistenten R. Joerden Literaturhinweise für einen Aufsatz über Diltheys Stellung zur Religion und schreibt: „Dies ganz fix nur, um Sie anzuregen! Es wäre schön, wenn Sie tapfer herangingen. Ich stehe immer gern mit Hinweis zur Seite.“ Oder am 25. 6. 1942 an denselben, es freue ihn, daß Joerden, der inzwischen Soldat geworden war, an einen Aufsatz denke. „Er ist ein goldenes Seil zum Himmel.“ — Mit der bestätigenden Freude über das von anderen Geleistete verbindet sich oft auch die weiterhelfende Kritik. Das gilt für die praktische wie die theoretische Arbeit vieler Schüler und Schülerinnen, es gilt auch für die Bilder der befreundeten Maler wie Herbig oder Schwenk, es gilt für die literarischen Arbeiten von Johannes Pfeiffer, ja auch gelegentlich für Artikel seiner Autoren für die „Sammlung“. Rudolf Lennert z. B. regt er einmal an, „mozartischer [zu] instrumentieren“. — Besonders schön kommt seine volle Zustimmung zum pädagogischen Wirken eines seiner ältesten und liebsten Schüler zum Ausdruck in einem Brief an Curt Bondy. Der hatte ihm eines der Hefte gesandt, mit denen er jahrzehntelang den Kreis der jüdischen Menschen zusammenhielt, die er als junge Leute nach 1935 in Groß-Breesen in Schle-

sien für die landwirtschaftliche Arbeit draußen in der Welt ausgebildet hatte, bis er selbst in Buchenwald interniert wurde. Das Heft enthielt die auf drei Jahrzehnte zurückblickenden Briefe der einstigen Schüler Bondys aus aller Welt. Darauf schreibt Nohl am 28. 1. 1956: „Heute kam das schöne neue Breesen-Heft, und ich danke Ihnen sehr, daß Sie es mir schicken mochten. Ich habe es gleich durchgelesen, beglückt über diese weltweite, durch Jahrzehnte — und was für welche! — [gehende] Nachwirkung einer im Grunde so kurzen pädagogischen Einwirkung. Es ist in allen so verschiedenen Briefen doch ein Geist heiterer dankbarer Menschlichkeit, der einem das Herz im Lesen wärmt. Wie sind Sie um dieses Ergebnis Ihrer Arbeit, und in jenen schweren Jahren, zu beneiden! Und dieses Echo Ihres Lebens in jenen bösen Tagen!“ Die wenigen Beispiele sollen genügen, um die lebenslange Verbundenheit Nohls mit dem weiten Kreis der Menschen, die in seinem Sinne in irgendeiner Form arbeiteten, wenigstens anzudeuten. Die helfende, Leben erweckende und das Menschliche steigernde Richtung ist überall deutlich. — Nohls erste Aufgabe in der Universität war selbstverständlich die Erziehung seiner Studenten zu wissenschaftlicher Arbeit und zu pädagogischem Denken. Aber die Universität gewährte ihm zugleich die Möglichkeit zu unmittelbarem bildenden Umgang mit seinen Schülern, die er in den zwanziger Jahren mit Verve ergriffen hatte, und die er nach 1945 von neuem suchte und pflegte — für alle, die das Glück dieses geistigen Verkehrs erfahren haben, unvergeßlich und wie wenig anderes in dem späteren Leben der meisten weiterwirkend. Die Art, wie Nohl seine Gesamtaufgabe seinen Studenten gegenüber sah, die Intensität seiner pädagogischen Reflexion und die Kraft seiner persönlichen Ausstrahlung, die auf der Sicherheit seiner inneren Haltung und dem Reichtum und der Wärme seiner Natur beruhte, sie geben ihm *seinen besonderen Platz unter den deutschen Universitätslehrern* seiner Zeit. Er war im prägnanten Sinn „*der Pädagoge*“ unter ihnen. Im Rahmen der deutschen Universität hat er kaum einen Vorläufer, wenn man nicht an Herbart denken will, dem Nohls besondere Liebe gehörte. Aber mehr als Herbart war Nohl darauf aus, wo immer er die Möglichkeit dazu sah, allen Widerständen zum Trotz durch seine Schüler und durch den eigenen Einfluß dazu beizutragen, in

Kultur und Gesellschaft, in der Wirtschaft und in der Rechtspflege das pädagogische Gewissen wach zu halten als die einzige Garantie der Menschlichkeit in unserer Zeit. — Wenn man auch heute die geschichtlich bedingten Grenzen von Nohls Einfluß und von seiner Theorie deutlicher erkennen mag als zu seinen Lebzeiten: er gehört doch nach der Überzeugung der vielen, die noch Zeugen seines Wirkens waren, zu den wenigen im umfassenden Sinne großen „*Erziehergestalten*“ unseres Jahrhunderts. Möge diese Darstellung dazu beitragen, ihm diesen Platz auch für die Zukunft zu sichern.

## ANMERKUNGEN

Ich nehme die Gelegenheit wahr, in diesen Abschnitt noch eine Reihe von Dokumenten einzufügen, die sich in den Zusammenhang der Darstellung nicht einordnen ließen, die mir aber doch, teils aus biographischem, teils aus allgemeinem Interesse (wie z. B. die Briefe über Reger und Ensor) zu wichtig schienen, um sie ungedruckt im Nachlaß ruhen zu lassen.

<sup>1</sup> Der Brief ist eins der wenigen Dokumente aus Nohls früher Entwicklungszeit. Er scheint mir so charakteristisch, daß er mit geringen Kürzungen hier seinen Platz finden muß. Der Brief ist undatiert, gehört aber sicher noch in der Schülerzeit und ist an den Freund Weißenborn gerichtet.

„Hurra, lieber Fritz! Das war der erste Reinfall unseres Vereins (denn der ist nun schon fix und fertig). Mir ahnte so etwas, namentlich als Du von der Narbe [?] des Mannes sprachst, daß er Dich belogen hätte, ich mochte Dich nur durch mißtrauische Bemerkungen nicht ärgern. Es soll uns nicht hindern. Ich hatte schon 20 M. neu zusammen, das sind also im Ganzen 40 . . . Kleider, Anzüge, Wäsche sind mir ganze Berge versprochen worden. Nun wirb weiter. Es muß so ein freies Zusammenwachsen werden, wenn auch einer den anderen nicht kennt, mit irgend einem hat er volles Vertrauen gemein und hinter sich hat er stets wachsende Kräfte. Überleg Dir auch den gangbarsten Weg! Zunächst kann ich mich an die Diakonissen wenden, die ich kenne. Später hat der eine und andere bald jemand gefunden — viel zu viele — der Hilfe nötig hat. Bis auf 50 Menschen sind wir schnell angewachsen, wenn dann jeder monatlich nur *eine* Mark gibt — ein Kapital ist dann beisammen. Der Gesamtgeist käme zum Ausdruck in der Buchführung, die das Geleistete beimerkte, so daß Dokumente des Erfolges eingesehen werden können, das gibt ein freudiges Arbeitsgefühl. Jeder meldet sein Tun an den Führer dieses Buches, der dann alle  $1\frac{1}{2}$  Jahre oder Jahre einen allgemeinen Rechenschaftsbericht ausgibt, welches *Du* machen könntest. Das Maß der Abgabe an eine Familie setzen wir auf *eine* Mark den Tag an, dann kann es uns gelingen, immer 2 Familien zu unterhalten, abgesehen von momentanen Hilfen, die außerdem noch geleistet werden können.

Den Verhältnissen entsprechend geht immer eine Dame oder ein Mann zu den Leuten, man wendet sich an die Zentrale und verlangt dort die entsprechende Unterstützung durch das andre Geschlecht. Aufgaben gibt's da genug, von Schreibereien bis zum Flickn. Darum muß ein Anschluß von jungen Mädchen sehr erwünscht sein. Du denkst weiter! Zunächst wirb, damit wir auf eine sichere Schar von wenigstens 12–20 festen Helfern rechnen können. Es muß gelingen, daraus ein Lebensinteresse der Menschen machen zu können. Hast Du Lust es mitzuversuchen? Sowie uns 20 sicher

sind – zumal da nun ein Fond da ist – würde ich an Schwester Johanna schreiben. Also!“ Und dann kommt unvermittelt das gemeinsame ästhetische Interesse zum Ausdruck: „Der Lauf heut morgen war herrlich, Bilder hab ich gesehen von einer Größe, wie nie im Gebirge. Der Nebel streckte und reckte die Müggelhügel so riesenhaft hoch. Und dann die Farben, das weiche Kieferngrün und das Rot der Birken, alles verschwommen und weit, ganze Geschwader, die von allen Seiten heranzogen.“

<sup>2</sup> Hierfür ist aus der späteren Dissertation von K. G. Sauer über „Kindliche Utopien“ für das eigene Kindheitserlebnis, das da freilich nicht erwähnt wird, einiges Licht zu gewinnen.

<sup>3</sup> Briefe, die an die Verfasserin gerichtet wurden, werden im Text mit ihren Initialen (EB) gekennzeichnet. Eckige Klammern bezeichnen ihre Einschübe in Zitaten.

<sup>4</sup> Das ist die Jugendliebe. Der Brief hat sich leider nicht finden lassen.

<sup>5</sup> Gemeint ist ein Heft mit Aphorismen, die das Suchen nach der eigenen Identität farbig spiegeln.

<sup>6</sup> Einem Artikel über die neue historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Hegels von Heinz Kimmerle in der FAZ vom 27. 10. 1968 entnehme ich die Bemerkung: „Von den Herausgebern einzelner Werke ist besonders H. Nohl zu nennen, dessen 1907 erschienene Ausgabe von ‚Hegels theologischen Jugendschriften‘ in der Forschung anhaltendes Interesse gefunden hat und als Nachdruck heute wieder angeboten wird.“

Wenn es auch weiter unten in der Ankündigung der neuen Edition „Jugendschriften I“ heißt, daß durch sie „die von Nohl inaugurierte besondere Blickrichtung auf die ‚Theologischen Jugendschriften‘ endgültig überwunden“ sei, so schmälert das das Verdienst der vor über 60 Jahren geleisteten Arbeit gewiß nicht.

<sup>7</sup> Dies wie auch das Folgende ist der als Manuskript gedruckten Erinnerungsschrift von 1939 „Bertha Nohl und ihre Eltern“ entnommen.

<sup>8</sup> Diese Schilderungen sind Aufsätzen entnommen, die Nohl im Anschluß an die von ihm und anderen Freunden 1943 in Jena veranstaltete Gedächtnisausstellung der Werke des früh verstorbenen Malers Erich Kuithan schrieb.

<sup>9</sup> Nohl an seine 11- und 9jährigen Töchter kurz nach seinem Geburtstag (Gent, 13. 10. 17): „Liebes Hanni und liebes Clärle, das war nun eine große Überraschung, Eure Sendung mit dem wundervollen Umschlag. Der ist aber fein geraten und ich kann merken, wieviel älter und geschickter Ihr geworden seid. Ich habe ordentlich Angst ihn zu benutzen, weil er so schön sauber und weiß ist, richtig passend zu der reinen und himmlischen Musik des herrlichen Schubert, in der auch kein Flecken und nur heitere Süßigkeit ist. Ich danke Euch auch für Eure Briefe allen beiden, ich freue mich immer so sehr, wenn ich von meinen Kindern selber höre, wie sie ihr Leben lustig und lebendig machen, nicht stumpfsinnig herumhocken und sich langweilen. Mutter schreibt mir auch, daß Ihr von den Ferien in Kalksburg lieb und fleißig zurückgekommen seid, daß Hanni soviel besser Klavier spielt, daß sie es bald gut können wird, wenn sie so weiter arbeitet. Nur soll Clärle manchmal etwas happig gegen Tante Lydel gewesen sein, was unnötig ist. Aber ich weiß, daß auch das bei ihr aus keinem bösen Herzen, sondern aus

lauter Übermut kommt. Aber das Leben ist so kurz, da muß man sich gegenseitig nur Liebes und Gutes antun, man bereut hinterher, wenn man schnöde war, zumal Tante Lydel an nichts anderes denkt als an Eure Freude und an das, was Euch gut sein könnte.

Ich war gestern in Roulers. Die Stadt ist ganz zerstört und die meisten Menschen geflüchtet. Die Häuser sind alle ausgeplündert. Einige laufen aber doch noch herum und was mich besonders erstaunte, einige Kinder. So sah ich zwei kleine Mädchen in Eurem Alter, die mit Säcken durch das zerbrochene Fenster eines Ladens kletterten, um da Waren herauszuholen. Das sah ganz unheimlich aus, wie sie so durch das Glas stiegen mit ihrer Beute. Was mögen die später für schauerliche Erinnerungen an den Krieg haben! Wie glücklich seid ihr da dran, daß die tapferen Soldaten den Feind hier draußen halten und Ihr wie im Frieden in Eurem Garten spielen könnt! . . . An alle Schwestern viele Grüße! Mariele schreibe ich noch besonders. Warum hat mir Bärbel nicht auch einen Gruß geschickt? Sie ist wohl böse mit mir, weil ich ihren Geburtstag ganz vergessen habe? Von Herzen Euer Vater."

<sup>10</sup> Eine briefliche Bemerkung seiner Tochter Mariele über ihren Vater, die sich freilich auch schon auf die Göttinger Zeit bezieht, ergänzt das Bild seines erzieherischen Verhaltens: „Ritterlich war er gegen uns stets, ließ uns immer zuerst durch die Türe gehen, half uns mit dem Mantel, hielt einen am Ellenbogen beim Straßenübergang. Daß er so natürlich höflich auch immer mit unsern Hausmädchen z. B. war, hat uns sicher mehr als alles Reden über ‚soziales Verhalten‘ klar gemacht, wie man sich den Menschen gegenüber verhalten soll.“

<sup>11</sup> Wie Nohl Max Reger sah, zeigen die beiden Briefe nach dessen Tode: „Gent, 13. 5. 1916 . . . Im Belgischen Kurier las ich, daß Reger gestorben ist. So plötzlich! Es tut mir sehr, sehr leid. Ich habe ihn im Grunde gern gehabt, sein Kern war treu, gut und menschlich. Ich werde manche Momente mit ihm nie vergessen, in denen man ihn lieben mußte in seiner grotesken Unbehilflichkeit. Und wieviel schöne Töne sind nun nicht zum Leben gekommen! Ich bin überzeugt, er wäre noch viel weiter fortgeschritten in seiner Entwicklung zur Einfachheit und Größe. Ich hätte ihn doch in den paar Urlaubstagen noch besuchen sollen, wie ich eigentlich wollte. Er hätte mir seine neuen Werke vorgespielt und man wäre um eine schöne Erinnerung reicher. So ist einem durch diesen Krieg auch hier der letzte Verkehr in dem Jahr, das man noch mit ihm gehabt hätte, gestohlen worden. Neben Dilthey ist er der größte produktive Mensch, den ich genauer kennen gelernt habe und zugleich der größte Arbeiter. Er war nur *viel* gutherziger und treuer als Dilthey. Sie sollen bei der Totenfeier in Jena die Eichendorffschen Lieder aufführen, die er mir vorspielte und vorpiff, als ich das letzte mal bei ihm war, wo das Horn ‚Nun ruhen alle Wälder‘ hineinbläst. Das ist also nun auch vorbei und Erinnerung. . .“

Und dann am 23. 5. 1916: „ . . . Ja, der Becker-Nachruf! Es hat immer etwas Ekelhaftes, wenn jemand einem eben Gestorbenen gegenüber noch Recht behalten will. Wie man auch über Reger denken mag in absolutem Sinn, er war ein Genie, ein rätselhaft produktives Wesen von unsäglichem Fleiß und von reinsten Ehrlichkeit in seiner Kunstauffassung. So wunder-

lich — massiv — primitiv sich manches äußerte, so war doch auch alles bis in den Kern echt, kindlich gutmütig und zum Schluß immer überwältigend. Ich habe für eine solche Erscheinung nur Respekt und Rührung, und das Klug-gescheiß von so einem Schreiber bleibt allzeit lächerlicher Größenwahn und Ahnungslosigkeit über die Bedeutung seiner selbst und des anderen. Und rein sachlich: auch der absolute Wert der Reger'schen Fuge in Frage gestellt, sie bleibt eine ganz individuelle originale Leistung, der das Schema der Fuge im Grunde nur äußeres Mittel für den Ausdruck seines ungeheuren, eigensinnigen Willens zur Größe ist. Ob er die erreicht hat und was daran, wie Pembauer mir damals sagte, nur physische Kraft und was wirklich geistiges Maß ist, das wird die Zukunft entscheiden. Ich bin heute schon überzeugt, daß die Steigerung nicht bloß eine Stärke-steigerung, sondern eine polyphone ist. Aber das wird sich ja herausstellen: Ich bleibe jedenfalls dankbar, diesem Wesen begegnet zu sein und bin sicher, nicht mehr 3 Menschen der Art über den Weg zu laufen, und die paar mal, die ich mit ihm am Klavier gesessen habe, und die paar Spaziergänge mit ihm werde ich nicht vergessen. Ich war jedesmal gesteigert nach einem Zusammensein mit ihm, weil er eben immer produktiv war, und was er über Musik gesagt hat, namentlich am Klavier, das ging immer auf Strenge, Logik, Klarheit, das Entscheidende hören zu lassen, das andere zurückzudrücken usw. Seine Musiktheorie in dem kleinen Büchlein, das er mir gab, will genau dasselbe, strengsten logischen Zusammenhang der musikalischen Modulation, nicht farbiges Spiel, sondern zwingendes Gesetz, das keine Modulation erlaubt, die sich nicht als eine der einfachen musikalischen Schlußformen herausstellen kann. Das war gegenüber den anderen ein fast schulmeisterliches Verweisen auf die primitive Logik. Und ich bin überzeugt, daß diese Logik auch in seiner Modulation drin ist, die Frage ist, welchem weiteren geistigen Willen denn diese Logik dient . . . Die beste Auskunft über Regers geistige Art, die Logik seines Willens und Denkens mit ihrem eigensinnigen Unterstreichen und Variieren geben seine Briefe. Die wird man später mal neben seine Musik stellen. Der Mann wußte immer ganz genau, was er wollte, dieser Wille war sehr einfach, massiv und undifferenziert, aber unerschütterlich, unberührbar in seiner Stärke durch Erwägungen, im Gegenteil aus jedem Einfall nur neue Gewaltmittel ziehend, ganz geradeaus losschlagend bis zum Ende, elementar und zielbewußt zugleich . . . Das ist die Seite an ihm, die mir am sichersten und deutlichsten ist. Die Gemütsseite, die Mystik, die Empfindung, der individuelle Ausdruck ist mir viel problematischer, aber ich kenne die Sachen auch zu wenig, nur ihre Süße. Obwohl: das Konzert im alten Stil mit dem Wettspiel der Sologeigen und Orchester, das war fabelhaft schön in Meinungen. Oder so ein Griff, wie das Einführen des Hornchorals in dem Eichendorfflied — wer kommt denn auf so etwas, als ein sehr *schön* fühlender Mensch. . .“

<sup>11a</sup> Am 13. Oktober 1908 dankt Eduard Spranger Nohl für die Habilitationsschrift, die er ihm übersandt hatte. Da die Auseinandersetzung, die sich ergab, für Position und Wesensart beider aufschlußreich ist, sollen die ausgetauschten Briefe in ihren wichtigsten Abschnitten hier folgen, wenn sie auch die Kenntnis von Nohls Arbeit über „Die Weltanschauungen



der Malerei“ voraussetzen. Spranger schreibt: „Ich danke Ihnen nicht nur einen ästhetischen Genuß, sondern ich habe daraus eine Fülle mir gänzlich neuer Gesichtspunkte gelernt, und auf engem Raum hat sich mir eine ganze Welt von Gedanken aufgetan. Was Sie schreiben, liest man nie ohne Gewinn. Diesmal aber, glaube ich, haben Sie auch in der Klarheit der Darstellung ein Meisterstück gegeben; nicht als ob Sie sonst dunkel schrieben: aber der Stoff hat seine Schwierigkeiten, und daß ich der Malerei ziemlich verschlossenes Subjekt es kapiert habe, darf Ihnen ein Zeichen des Erfolges sein. Bei meiner Manier, mir die Kernsätze zu unterstreichen, habe ich nach und nach das ganze Exemplar unterstrichen.

Wollen Sie mir erlauben, auch das zu erwähnen, worin ich von Ihnen abweiche, so möchte ich nur einen prinzipiellen Punkt hervorheben. Sie wissen ja so gut wie ich, daß in allen solchen Typisierungen ein Moment der Willkür bleibt. Zwar hat es etwas ungeheuer Frappierendes, daß sich für Diltheys 3 Grundtypen auf dem Gebiet der Malerei so völlig parallele Analogien aufweisen lassen. Aber gewiß gibt es auch widerstrebende Malertypen, und ob die gleiche Übertragung auch für die Musik denkbar ist, ist mir zunächst zweifelhaft; doch werden Sie im Nachdenken über diese Frage bereits wesentlich weiter sein als ich. Nicht also gegen diese unvermeidliche Abstraktionsmethode und ihre ebenso unvermeidlichen Normalisierungen richtet sich mein Bedenken, sondern gegen eine damit zusammenhängende Weltanschauungstendenz. Es ist mir immer an Dilthey und seinen Schülern aufgefallen, daß sie über einen gewissen Punkt nicht hinausgehen, an dem man unmöglich stehen bleiben kann: Sie machen die 3 Typen zu festen Lebensformen, gleichsam zu platonischen Wesenheiten, die nebeneinander bestehen und deren Verschmelzung in einer höheren Synthese unmöglich ist. Auch Sie selbst, Herr Dr. Nohl, behaupten, daß jene 3 Stilarten nur in einem künstlerisch minderwertigen Eklektizismus vereinigt werden können. Von *philosophischen* Erwägungen aus — lassen Sie mich zunächst von solchen reden — kann ich Ihnen das nicht zugeben. In dem Augenblick, wo der Philosoph die Motive der 3 abweichenden Weltanschauungen *versteht*, hat er sie auch bereits in einer höheren Einheit vereinigt. Sie stehen dann nicht mehr isoliert nebeneinander, sondern sind in der Einheit des philosophierenden Bewußtseins gesetzt. Gerade diese Möglichkeit halte ich für den ungeheuren Ertrag der historischen Philosophie, zugleich aber auch für eine philosophische *Notwendigkeit*: vorher kann die philosophische Arbeit ihrer Tendenz nach unmöglich als vollendet gelten. Die Frage ist für mich, wie Sie wissen, von centraler Bedeutung. Sie ist es, um derentwillen ich die Humanitätsidee seit Jahren verfolge, deren Latitüde künftig die Metaphysik ablösen möge. Und ich glaube, daß diese Bewußtseinslatitüde bei einigen Klassikern (Herder, Goethe, Humboldt) bereits erreicht war. Deshalb war mir Ihre Lösung des Streitfalls Goethe — Diderot S. 41 zwar sehr interessant, aber ich unterschreibe sie nicht ganz. Goethe hatte — wenn auch vielleicht nicht für die Malerei — so doch als Dichter die 3 Typen gleichwertig in sich aufgenommen, wobei der objektive Idealismus allerdings das Centrum bildet. Er stand also über ihnen.

Nun *glaube* ich, daß das, was philosophisch möglich ist, auch in der Kunst

möglich sein muß. Jene humanistische Bewußtseinsverfassung kann sich, nach Ihrer eignen Theorie, in mannigfachen Projektionen äußern. Also auch in der Malerei. Wie der Künstler das macht, möge der Künstler sehen. Eine neue Kunstschöpfung läßt sich nicht apriori deducieren. Sowenig ich aber Goethe einen Eklektiker nennen würde, so wenig würde ich es für ausgeschlossen halten, daß ein Maler, dessen *Sehen* von jener allseitigen Geistesverfassung geheimnisvoll durchdrungen wäre, künstlerisch tiefer stände, als ein idealer Vertreter eines einseitigen Typus. Die Richtung der ursprünglichen Individualität wird natürlich auch hier noch den entscheidenden Stoß geben. Aber als *höchste* Kunst würde ich nur die gelten lassen, die auch die andern Momente in sich aufgenommen hat.“

Nohls etwas ungeduldige Antwort liegt mir nur in einem eilig hingeschriebenen Konzept vom 31. X. vor, das aber, da am gleichen Tag der Antwortbrief an Spranger abging, mit diesem im gedanklichen Gehalt übereingestimmt haben wird, wie auch aus Sprangers Antwort hervorgeht. Es heißt da: „Daß wir Dilthey-Schüler genau so wie Sie wissen, daß es mit den 3 Typen nicht am Ende ist, werden Sie mir glauben. Misch und ich z. B. rätseln an nichts anderm herum, als immer wieder an diesem unglaublichen, mich in meinem inneren Freiheitsgefühl quälenden Problem. Aber zunächst heißt es analysieren und analysieren. Die Musik, von der Sie sprechen, ist von ganz denselben Gesetzen getragen und ich denke das auch über kurz oder lang eingehend nachzuweisen — NB immer für d. Vergangenheit! Dann Goethe . . . Ich weiß genau, daß Goethes Allesverstehende Erlebniskraft die Latitüde hat, die Sie verlangen, aber die hab ich in meinem Verstehen ja auch, sonst könnte ich so eine Typenarbeit nicht machen, wo die schnelle Anempfindung einer fremden seelischen Gestalt alles ist und das analysierende Herausheben der in dieser nacherlebten Gestalt enthaltenen Beziehungen. Aber Goethes *Stil*, seine *Kunstform*, nicht seine Gedanken — obwohl auch für die der objektive Idealismus weit überwiegendes Centrum ist — diese aus seinem eigenen Leben heraufgewachsenen Dinge, die will ich Ihnen bis ins Kleinste hinein — und gerade da am schlagendsten — als von der einseitigsten Form des Welterlebens bedingtes nachweisen. Dilthey hat schon bei Hinneberg — den Fehler gemacht, daß er meinte, die Dichter mit ihrem Alleserleben, als der Bedingung dichterischer Leistung, vor allem im Drama, die wären auch allseitig in ihrer Weltauffassung und man könne die Typen in ihren Werken nicht nachweisen. Er hält sich da an die Aussprüche der Reflexionen, was eben nicht das *Dichterische* ist. Die *Kunstformen* — bis jetzt — sind alle einseitig. Um diese Kunstform handelte es sich ja auch in meiner Arbeit. Und Ihrem „Glauben“ setz ich die Bitte entgegen — wenn Sie die innere Stilgegensätzlichkeit nicht unabweisbar fühlen — mir so einen Bastard einmal zu zeigen, der nicht eklektisch ist . . .“

Sprangers Antwortbrief vom 30. Nov. 1908, in dem er zwar davon spricht, daß sie „prinzipiell einig“ seien, führt zu keiner weiteren Klärung, weil er im Grunde Nohls Theorie von der Bedingtheit der *Stilelemente* durch das Grundverhältnis des Künstlers zum Leben nicht anerkennen kann und entsprechend weiter argumentiert. Er schließt dann diese Betrachtung mit den überraschenden Sätzen: „Aber im ganzen stimme ich Ihnen natürlich so

weit bei, daß die Universalität der Kunst eine Seltenheit, ja vielleicht etwas immer nur schmerzlich Ersehntes ist, wie schließlich auch der analoge metaphysische Standpunkt immer einen Rest von Resignation in sich enthält. Vielleicht also einigen wir uns dahin, daß wir verschieden accentuieren: Sie aus einem eminenten Bedürfnis nach Intensität heraus, ich aus dem gleichen nach Objektivität. Ihnen bleibt so die Tiefe, mir die Fläche.“ Danach scheint der briefliche Austausch für lange Zeit geruht zu haben.

<sup>12</sup> Vgl. W. Flitners Darstellung in Band II der „Dokumentationen der Jugendbewegung“ (Düsseldorf 1968).

<sup>13</sup> Noch im Sommer 1930, als man Nohl als Ratgeber für die Reorganisation der Heeresfachschule zu gewinnen versuchte, schrieb er (27. 5. an E. B.): „Die Lösung müßte doch da liegen, die militärische Energie und Realistik auch in der Schule [d. h. Heeresfachschule] zur Wirkung zu bringen in Haltung, Methode und Inhalt.“ Er hätte zunächst bei der Divisionskonferenz einen Vortrag halten sollen, meinte auch, es lohne sich vielleicht, da mitzumachen und die Autorität zu gewinnen. „Besonders interessant war [d. h. wäre] mir natürlich die Begegnung mit dem Soldaten des neuen Staates und die Frage, wie die soldatische Welt mit ihrer Härte sich erhalten hat und wo sie erweicht und verändert ist.“ Er konnte sich aber nicht entschließen, die große Aufgabe zu übernehmen, wenn sie auch „eine Fortsetzung der Haberschen Arbeit“ ermöglicht hätte, d. h. der Dissertation über „Grundzüge der soldatischen Erziehung“ von 1929, zu der Nohl seinen Schüler Haber angeregt hatte.

<sup>14</sup> Nohl entdeckte die Genialität dieses originellen Malers früher als die meisten Zeitgenossen. Seine Schilderung vom 13. Mai 1916 könnte auch das heutige Bild dieses Künstlers ergänzen. „Um 11 Uhr ging ich zum Bahnhof und holte Herbig ab, der mich dann zu Ensor führte. Das war schon sehr schön, diesen eigenartigen Mann in seiner Kunst zu sehen. Unten hat er einen Muschelladen, wie es hier viele in Ostende gibt mit allem Kitsch, den man sich denken kann. Eine Treppe hoch arbeitete er in seinem Zimmer, das eigentlich für Fremde eingerichtet ist. Die beiden Betten sind rechts und links an die Wand geschoben, so daß er einen Zugang zu dem großen Bild hat, an dem er malt. Rührend! Auf dem einen Bett lag seine Palette, die aussieht wie seine Malerei, wie eine große Perlmuttermuschel, dabei alles ganz sauber, als ob er gerade erst anfangen zu arbeiten. Nachher führte er uns auch in einen Bodenraum, halb Magazin für seinen Laden, halb Atelier. Da wird er sonst gearbeitet haben und jetzt wegen der Fliegergefahr hinuntergezogen sein. Ein Riesenbild hing oben, Christi Einzug in Brüssel, Christus dabei sein Porträt, ein ungeheurer Maskenzug, schon 89 gemalt, aber ganz modern und von einer solchen Farbenenergie, daß er das Bild nicht verkauft, weil es ihn immer wieder stärkt, sagt er, wenn er schwach zu werden drohe. Dann gehe er hinauf und sehe sich das Bild an, es muß ihm auch so etwas wie ein Symbol seines und alles hohen Schicksals in dieser Welt sein.“

In seiner Ungekanntheit und Einsamkeit in diesem Ostende, das ihm mit seiner Geldgier, Spielwut, Geilheit der Sitz aller 7 Todsünden ist, die er immer wieder malt, macht der alte schöne Mann einen tragischen Eindruck. Er war ungemein freundlich und bereitwillig zu zeigen, klagte, daß ihm die

anderen alles nachmachen, seine Farben, seine Stoffe, wollte von den Franzosen nichts wissen, mit denen hätte er gar nichts zu tun. Das einzige, was sie hätten, sei die Spontaneität, aber das sei Oberflächlichkeit. Die Deutschen seien mehr. Er hat eine ungewöhnliche Naturbegabung zur Grazie und Vollendung in Zeichnung wie Farbe, große Phantasie und großen Fleiß. Es ist alles da, um ein Genie zu sein. Auch ein unbekümmertes naives Machen nur dessen, was ihn freut und was er selber sucht. Und doch bleibt ein Rest von irgend einem Sichverzetteln an das Kleine, an Einfälle, irgend etwas Spielerisches, das dabei wieder so genial ist, aber eben nicht zur ganz großen Leistung führt. Da war ein Kopf seiner Tante von unglaublicher Schönheit, Buntstiftzeichnung, da war eine Vision des heiligen Antonius, ganz Bosch, der ihn sicher beeinflusst hat, Bleistiftzeichnung, ein großes Bild mit Tausenden von Figuren drauf, jedes Stück voll Leben, Geist, Grazie, dessen Ausstellung man in Brüssel verweigert hatte wegen Religionsverletzung, obwohl es ganz gotisch in seinem Empfinden ist, mindestens so fromm, ja naiv ausgedrückt wie ein Bosch. Dann der Riesenmaskenzug, der Entwurf einer Ballettszene für ein Ballett, das er komponiert hat und zu dem er nun alles zeichnet, Figuren, Szenen usw., lauter Grotesken, die moderne Kunstströmung verhöhrend, den Futurismus, das moderne Theater (de l'accent aigu nennt er es) usw. Ein wundervolles Stilleben von Puppen und Muscheln, seine tote Mutter, ein ergreifendes Bild der Zartheit, mit der der Tod in seinem Grauen hingestellt ist. Schließlich ein Haufen Radierungen aus der Zeit von 82–90, der Klinger-schen analog aber mit leichter Hand, auch Landschaft nach der Natur, Architektur usw., niemals tot, nie langweilig, nie konstruiert oder mehr gewollt, als eben gekommen ist . . . Er ist ein genialer, ursprünglich produktiver, ganz selbständiger Künstler, den auf der Welt zu wissen mir eine große Bereicherung ist.“

Ein weiterer Brief folgt am 10. 9. 1916 „ . . . Um 4 Uhr erwartete Ensor uns schon und wir waren wohl 2 Stunden bei ihm. Auf dem Harmonium spielte er uns sein Ballett vor, sehr geschickt orchestral, Flöten und Geigen, Pauken und Blechschlag nachahmend, urmusikalisch in Rhythmus und Klangfarbe. Dabei kennt er keine Noten — buchstäblich nicht, befreundete Musiker haben ihm die Sachen niedergeschrieben — er hat 3 solcher opera gemacht — und in Partitur gesetzt, ein dicker Band. Die Arbeit, so nach dem Gehör aufzuschreiben, sei sehr mühsam gewesen. Die Sachen sind in Brüssel auch schon aufgeführt worden. Was er uns vorspielte, waren Tänze, marcia funebre etc, süße und klingende, rhythmische und lebendige, aber triviale Sachen. Den schönen melancholischen alten Mann so an seinem Harmonium mit den langen weißen, etwas gichtigen Fingern zu sehen, war doch sehr schön und seine Erfindungskraft und naturhafte Formbegabung auch auf diesem Gebiet erstaunlich. . . Das Piano-forte sei ihm zu sec, sagte er, er konnte wirklich merkwürdige Sachen auf dem Harmonium herausbringen: virtuos . . . Sein Ballettbild war nun fertig! un theatre de l'accent aigu, erstaunlich in seiner Farbenmagie, durch raffinierteste Contrastierung die Helligkeiten noch gesteigert zur Schärfe eines Messerblitzes. Noch niemand hat so etwas gemalt. . . Sehr merkwürdig ist, wie er aus den vorhandenen Flecken auf dem Papier Figuren

herausliest, hineinliest und dann durch feine, tastende Striche zeigt. Eine ganze Reihe seiner Sachen sind so entstanden, 'was ich in den Flecken des Papiers sah'. Lionardo hat den Künstlern schon diese Anregung gegeben. Auf dem großen Bild ist eine weiße Hauswand. In den Schatten der Pinselstriche sah er wieder einige Figuren und zeigte sie uns, indem er sie mit Kohle nachzog. Als ich ihm sagte, wir stehlen Ihnen Ihre Zeit, meinte er, es wäre so erstaunlich für ihn, daß da fremde Menschen kämen, die sich für seine Sachen interessierten. In Ostende gäbe es niemanden, auch nicht im Frieden. Ich sagte ihm, eine solche Grazie der Hand hätte kein Deutscher, ich hätte noch richtiger gesagt, daß kein Deutscher solche Naivität vereint mit solchem Raffinement der Kultur."

<sup>15</sup> Vgl. den Artikel „Felix Timmermans“ in Jg. VII der „Sammlung“.

<sup>16</sup> Einer von diesen Kriegskameraden ist der Hamburger Rechtsanwalt Pardo. Aus Hamburg schreibt er am 2. 11. 1933: „Lieber Nohl, es ist mir unmöglich, von hier fortzugehen, ohne Dir noch einen herzlichen Abschiedsgruß zu senden. Montag fahren meine Frau und die beiden jüngeren Kinder — Ernst bleibt noch in seiner landwirtschaftlichen Ausbildung auf Gut Winkel bei Berlin — mit mir nach Palästina, wo wir mit alten Überzeugungen und Empfindungen, gänzlich ungebrochen in unserem Denken und Wollen, erfüllt von einem beglückenden Zugehörigkeitsgefühl zu einem großen und starken Aufbauwillen unseres jüdischen Volkes, in Haifa eine neue wirtschaftliche Existenz zu entwickeln hoffen. Das Gute und Edle unserer deutschen Heimat verkörpert sich uns in Dir, und deshalb gilt Dir unser letzter Gruß aus einer Heimat, die uns verleugnet. In Treue! Dein Herbert Pardo“

<sup>17</sup> Ich stütze mich hier auf den schönen Aufsatz R. Joerdens zum 80. Geburtstag Nohls im Jg. 1959 der Zeitschrift „Bücherei und Bildung“.

<sup>18</sup> „Göttingen, 2. 11. 1927

Sehr geehrtes Fräulein Spedht, die Nachricht von dem plötzlichen Tode Leonard Nelsons geht mir sehr nahe. Ein großes Leben ist da ausgelöscht. Wenn ich ihm auch nur selten begegnet bin, eigentlich immer nur im Vorbeigehen, so habe ich doch von meinem ersten und einzigen Besuch bei ihm an — als ich ein zweitesmal zu ihm ging, war er krank — ein ganz sicheres und positives Gefühl für sein Wesen mitgenommen, das einer lebenswürdigen Güte, die nur dadurch mit der Welt in Konflikt geriet, weil er seine Überzeugungen so ernst nahm, daß er nach ihnen leben wollte und das auch von den andern verlangte. Auch wenn ich sachlich meist sehr anders dachte, habe ich darum immer einen wirklichen Respekt vor ihm gehabt. Ich weiß, wie sehr Sie Ihr Leben in den Dienst seiner Arbeit gestellt haben, und es wird sehr schwer für Sie sein, diese Arbeit nun allein weitertragen zu müssen. Mit dem Ausdruck meiner herzlichen Anteilnahme bin ich Ihr sehr ergebener Nohl“

<sup>19</sup> Am 16. 7. 1929 nach einem Besuch in der Schule schreibt Nohl an EB: „Die Schule war mir heute zu wenig konzentriert, sie zankten sich auch zu viel, dann stellte sich heraus, daß sie die schönen Waldblumen im Garten nie besprochen hatten und sie nicht kannten, Netzer selber nicht. Statt dessen pflanzen sie Geranien in ihre Beete. So etwas kann mich schwer grämen, wenn ich auch sehr vorsichtig mit der Äußerung bin. Er ist ja sonst

ausgezeichnet und eifrig, aber in der Disziplin zu ‚modern‘ und im Unterricht zu altmodisch-schulisch, ich wäre in der Haltung straffer, aber im geistigen Entwickeln freier und weltoffener.“

<sup>20</sup> Für den Aufbau des Seminars muß auf den aufschlußreichen Bericht von Wolfgang Döring in der Zeitschrift „Die Volksschule“, Jg. 1929, verwiesen werden.

<sup>21</sup> Eine andere Schulerfahrung mag hier ihren Platz finden. Nohl berichtet am 6. 3. 29 an EB über sein Hospitieren in einer kleinstädtischen Aufbauschule, wo er in Obersekunda und Oberprima zugehört hat. Er meint, die Jungen seien mit dem Material eines kleinen Geschichtsheftes über Aufklärung auf Merkantilismus und Liberalismus exerziert worden, „ohne Bezug zu ihnen anschaulich lebendigen Dingen. . . Es war mir riesig lehrreich, auch für die Frage der Allgemeinen Bildung. Diese Menschen werden wahrhaftig ganz falsch unterrichtet, der Lehrer fühlte das selbst, wenn er den Grund auch mehr auf die Jungen schiebt als auf das Was und Wie seines Unterrichts. Damit ging gut zusammen, was ich bei den ‚Hochbegabten‘ [Studienstiftern] sah, ihre Jahresarbeiten, die gut sind, wenn sie einen begrenzten Gegenstand, der anschaulich gegeben ist, untersuchen und feststellen sollen, biologische Aufgaben, z. B. der Igel oder die Vegetation eines Moores, Geschichtliches wie die Siedlungsweise und Entwicklung eines Dorfes, die Baudenkmäler eines Ortes. Aber *grauenhaft* überall, wo geistesgeschichtliche Themen gestellt sind, ‚großzügige‘ Analysen des Faust, Vergleiche zwischen Faust und Parzival! Die hätten die Lehrer selbst nicht machen können, und die Jungen bewegen sich in lauter Phrasen. Man sollte sich mal die gesamten Themen der Jahresarbeiten in Preußen geben lassen und eine Besprechung daran anknüpfen. Aber wenn ich den Vorschlag in Berlin mache, werden sie die Sache mir selber auferlegen. Und doch täte man ein gutes Werk!“

<sup>22</sup> Aus jener Zeit stammt ein Brief Nohls vom 18. 1. 1932 an Pfahler, der sich durch die Berufung Krohs nach Braunschweig übergangen fühlte, wo es heißt: „Dieser nationalsozialistische Gesinnungsdruck wird der schlimmste von allen werden, und die Menschen werden sich noch wundern, die heute schreien, daß Deutschland erwachen soll.“

<sup>23</sup> „Neulich reizte ich die Versammlung der Studienstiffter (50 Mann), statt bloß Kaffee und Kuchen zu genießen, zu debattieren. Wir nahmen die Todesstrafe, und es ging gleich tüchtig ins Zeug. Dabei wieder das erstaunliche Resultat, daß diese durchgebildeten Leute – Juristen im 7. Semester – nicht in der Lage waren, klar auf das Problem loszugehen, sondern in den einleitenden philosophischen Erörterungen steckenblieben. Der Hauptreferent hatte, nachdem er über das Wesen der Rechtsordnung, das Wesen des Verbrechens und der Strafe orakelt hatte, von der eigentlichen Frage: Todesstrafe oder nicht, *überhaupt nicht* gesprochen! Und das merkwürdigste war, die andern hatten es gar nicht gemerkt! Alle verbildet. Es lebe der ‚gesunde Menschenverstand‘. Es hat ihnen aber großen Spaß gemacht, und sie wollen es nun fortsetzen.“ 6. 3. 1929 an EB.

<sup>24</sup> 1929 an EB, als die „Kleinen Pädagogischen Texte“ schon geplant waren. „Natürlich müssen es für Ihren Zweck [d. h. die Sozialpädagogischen Seminare] Auswahltexte sein, nur so gewählt, daß es immer doch Ganze sind,

z. B. Arners Gutachten oder Pestalozzis Gefängnispädagogik, Fröbels Spieltheorie, der Stanzer Brief, Guthsmuths Einleitung in die Spiele, Schleiermachers Straftheorie, die die beste ist, die es gibt und leicht herauszulösen, Wicherns Denkschrift, Frauenbewegung usw. usw. Dann können sie auch in den Pädagogischen Akademien und Universitäten gebraucht werden. Versuchen Sie mit den andern einmal, eine solche Liste aufzustellen, es kommt ja da auf Einfälle an. Es wäre doch zu lustig, das zusammen zu machen, sagen wir Weniger, Sie und ich, jeder für eine Anstalt als Gesamtherausgeber, bei den einzelnen Heften helfen dann alle Freunde und Freundinnen mit. Wäre das nicht lustig, und könnte so produktiv werden und nützlich.“

<sup>25</sup> Im Umgang mit seinem Minister war Nohl in den zwanziger Jahren nicht sehr geschickt gewesen. An Wende, den Staatssekretär des früheren Preußischen Kultusministers H. C. Becker, der Nohl nach Beckers Tod um einen Beitrag zu einer Gedächtnisschrift gebeten hatte, schrieb er, wie ein Konzept ergibt, am 25. 3. 1954: „Sehr verehrter Herr Staatssekretär, leider kann ich für die Sammlung Becker nichts beitragen. Die wenigen Begegnungen, die ich mit ihm hatte, waren für mich nicht ohne Dramatik, sind aber für andere uninteressant. Ich hatte, aus eigenem gesellschaftlichen Ungeschick, immer sozusagen Pech mit ihm, und ein innerer Widerstand gegen ministerielle Bevormundung hielt mich ihm fern. Nur um ein Beispiel dieser drolligen Begegnungen zu geben: er kam 1920 nach Göttingen. Vor der Aula stand ein Kreis von Kollegen, zwischen ihnen ein mir unbekannter Herr. Ich stellte mich vor, worauf er außerordentlich liebenswürdig meinen Arm faßte und sagte, wie er sich freue, mich kennen zu lernen, ich aber drückte ihn zurück und fragte, wer sind Sie eigentlich? Worauf er nett antwortete: Becker. So oder ähnlich verliefen auch unsere anderen Begegnungen, ich hatte kein Geschick mit ihm, war bockig, und so kam es zu keinem wirklichen Gespräch mit ihm, das mir seinen Zauber offenbart hätte. Mit verehrungsvollem Gruß bin ich Ihr sehr ergebener Nohl.“

<sup>26</sup> v. d. Driesch war der für die Pädagogischen Akademien zuständige Ministerialrat im Preußischen Kultusministerium.

<sup>27</sup> Wende war der Staatssekretär im gleichen Ministerium.

<sup>28</sup> Dazu auch ein Brief an EB vom Mai 1929: „... Am Montagabend kam Diederichs und blieb bis 1 Uhr, das war ein bißchen viel nach der Wolfenbüttler Fahrt. Es war aber doch gemütlich, dieses Kramen in den alten Jenaer Erinnerungen und Hören von den vielen Menschen. Wie Märchen kam einem manches vor. Er hat übrigens in der nächsten Nummer der Tat einen Aufsatz (es ist eine ‚sexuelle Nummer‘), den Sie lesen müssen, weil er vom Serakreis und von mir erzählt, wie von einem Wunder, daß da das Sexuelle gar keine Rolle gespielt habe. ‚Wenn ich es nicht selbst erlebt hätte, würde ich es nicht glauben, daß eine derartige platonische Gemeinschaft zwischen frischer, unbefangener Jugend auf Jahre hinaus bei starkem Temperament überhaupt möglich war.‘ ‚In dieser Gemeinschaft von Jungen und Mädels war zwar der Eros nicht fremd, aber er war fast unbewußt zur Form gebündelt.‘ ‚Das war nur dadurch möglich, daß eine gemeinsame geistige Haltung der Jugend durch einen bestimmten philosophischen Lehrer der Universität kam, dessen Schüler fast alle Glieder des Kreises waren.‘

Mich hat diese Feststellung doch sehr gefreut, ich meine, daß sie auch heute noch für mein Seminar gilt, und daß wir da etwas besonders sind . . .“

<sup>29</sup> An Marie-Luise Weniger:

„Göttingen, den 24. 6. 1930 . . . Frau Paquin schreibt eben neben mir Ihr Inventarverzeichnis ab. Die Zeit will ich benutzen, Ihnen schnell für Ihren sehr lieben Brief zu danken. Daß Sie so glücklich da draußen waren und Ihnen Göttingen überhaupt eine so gute Medizin geworden ist, das ist mir eine ganz große Freude. Sie wissen auch, daß ich Sie einfach lieb gewonnen habe und daß Sie an mir einen guten Freund für das ganze Leben besitzen, nicht bloß an mir, sondern eben doch an dem ganzen Kreis der vielen netten Menschen, die Sie in diesem Semester gründlich kennen und schätzen gelernt haben. Die Lippoldsberger Zeit war ja da nur eine letzte Bestätigung Ihres schönen Wesens und Ihrer so heiter-lebendigen Tüchtigkeit, und es war gewiß keine Übertreibung, wenn ich damals sagte, daß wir ohne Sie nicht bloß niemals das Haus fertig und so fertig bekommen hätten, sondern daß Sie durch Ihre Art auch das ganze Dorf für uns gewonnen hätten. Ich hoffe nur, daß wir diesen Kredit nicht zu schnell zerstören . . . In dieser Woche will Frau Joerden mit Sohn einige Tage hinausgehen, am Sonnabend dann das ganze Seminar. Die Läden sind natürlich noch nicht gestrichen. Von Rölke kam eine Rechnung auf 833 Mark. Schwer nachzuprüfen. Mir stockte der Atem. Aber irgendwo wird ja auch das Geld dafür herkommen, es ist noch viel, viel zu bezahlen! Früher nannte man solche Frechheit ‚Gottvertrauen‘, jetzt ist es die Schönheit der Sache, die einem den Mut gibt . . .“

Das Trennen nach der Universitätszeit ist immer schwer, auch für mich, der die Menschen, die seinem Herzen nahegekommen sind, immer wieder abgeben muß. Kommen Sie recht bald wieder und lassen Sie oft von sich und Ihrer Arbeit hören! Sie sind nun das letzte Mitglied der Familie Weniger, das Göttingen verläßt, und das ist noch wie ein besonderer Abschied . . .“

<sup>30</sup> An R. Joerden: „Daß Ihre liebe Frau in Lippoldsberg so glücklich ist, wie sie mir immer wieder strahlenden Auges versichert, ist ganz ihr eigenes frohes Herz und dankbares Gemüt. Es ist bestimmt nicht leicht mit den drei Familien in der kleinen Küche und ohne Vorratsraum — eine nicht bloß praktische, sondern auch moralische Aufgabe. Daß sie sie lösen und harmonisch lösen — ist ein Zeichen schönster Menschlichkeit aller Beteiligten, die einen stolz machen kann. Einstweilen ist aber auch das Wetter noch so schön, daß sie nicht frieren und die Welt genießen können. Die Hauptprobe wird erst Ende November kommen, wenn der Weltmarsch da ist. Hoffentlich ist bis dahin die Heizungsfrage gut geordnet. Reizend ist, wie Ihre Frau die Kinder anstellt und ihnen dann ‚Urlaub‘ gibt. Das ist die Erziehung des kleinen Hydrioten nach Goethe oder Pestalozzis Wohnstubenerziehung im besten Sinne. Helfenlernen!“

<sup>31</sup> „Lessing, das ist mein bester Freund. Im Ernst, ich liebe wenige Deutsche oder gar Preußen so wie ihn. Wir haben solche freien, kühnen, souveränen Menschen so wenig in unserer Geschichte, bei denen das Gefühl nur wächst mit der Klarheit der Gedanken, und die sich getrauen, ihre Würde wegzuerwerfen, wie Goethe mal von ihm sagt, weil sie wissen, daß sie



sie jeden Augenblick wiedernehmen können. Und dann dieser Mut, im Augenblick zu leben! Schon als junger Mann sagt er mal: 'ich glaube schwerlich, daß ein junger Mensch gegen das Zukünftige gleichgültiger sei als ich', was hier gegen Lebenssorgen etc. gerichtet ist, und das erscheint dann in der Erziehung des Menschengeschlechts metaphysisch, wo er fragt, ob man die ganze Ewigkeit nicht so gut erwarten könnte wie den morgigen Tag. In allen diesen Zügen ist er mir ganz nah und schon in jungen Jahren Vorbild gewesen. Noch heute geht mir jeder Satz von ihm in seiner Prägung unmittelbar ein. Das Stoffliche ist dabei oft völlig obsolet. Wie traurig hat solch Mensch damals leben müssen! Und dann noch die Totenmaske! Goethe meint, 'der in großen Sinn gehüllte Ernst dieses Antlitzes' habe selbst einen Lavater noch aufrichtig gemacht. Ein Wolfenbüttler schickte mir mal ein Bild davon, eine antike Form von adligster Männlichkeit ohne eine Spur von jener klassizistischen Sentimentalität, die selbst Goethes und Schillers Bilder peinlich macht."Dieses Bekenntnis stammt zwar aus dem Herbst 1931, hätte aber zu jeder Zeit von Nohl ausgesprochen werden können.

<sup>32</sup> An R. Joerden schrieb Nohl am 13. 11. 1941:

„Ich weiß, wie viel Sie und Frau Elisabeth an Wolfgang Döring verloren haben, und diese Trennung wird immer ein Schmerz bleiben, wie mir heute noch das Herz weh tut, wenn ich an Hans Kremers, meinen gefallenen Lieblingsschüler in Jena denke. Ganz unheimlich ist mir diese Wiederholung jetzt, nur man selber ist mit dem Alter härter, allerdings auch einsamer geworden, sonst ist es die gleiche Erfahrung noch einmal nach 25 Jahren, doch mir wie ein Symbol für diese ganze schauerliche Repetition im Großen und im winzig Kleinen. Ich habe den Wolfgang wie einen Sohn geliebt, und es freute mich tief in allem Schmerz, wie jetzt die Mutter schrieb, er hätte in mir immer seinen zweiten Vater gesehen. Man fragt sich, wenn man so zurückbleibt, immer, ob man dem Toten gegenüber genug getan hat, in diesem Fall besonders noch, ob man ihn Weihnachten, als er in Lippoldsberg war, richtig beraten hat. Im letzten Fall, meine ich auch heute noch: ja. Aber viel öfter hätte man ihm schreiben sollen, nicht bloß antworten, wenn er schrieb, wie ich getan. Er ist in einem Höhepunkt seines Daseins von der Kugel getroffen, ins Herz wie ein edles Wild, er hatte den Stolz gehabt, monatelang das Bataillon so gut wie selbständig zu führen, er war glücklich mit seinen Männern in der Aufgabe, die sie ihm stellten, und er trug heiß seine junge Liebe im Herzen mit sich. Zu beklaugen sind eigentlich immer nur die Zurückbleibenden, die arme Mutter vor allem, die Braut, Lisel und Ihr, die um ein kostbares Stück Glück ärmer geworden sind und auch in der Erinnerung den Schmerz des Verlustes mitfühlen müssen.“

<sup>33</sup> Ein Zeichen seiner Überanstrengung in jenen Jahren war, daß Nohl im November 1946 während eines Vortrags, den er in der Aula der Universität vor 900 Menschen hielt, in einem Anfall von Herzschwäche vom Katheder fiel. Er berichtet darüber an Frau Streicher: „Es war ein großes Theater, der einzige, der seinen Humor behielt, war ich selbst, aber es muß bedenklich ausgesehen haben.“

<sup>34</sup> Über das Dekanat, das Nohl 1946 unter schwierigsten Verhältnissen

übernommen hatte, schreibt sein Kollege P. E. Schramm: „Nohl hatte vom Morgen bis zum Abend zu tun, und wenn ihn die Geschäfte nicht unmittelbar in Anspruch nahmen, hatte er darüber nachzusinnen, wie sich der Universitätsbetrieb wieder ankurbeln ließ, wie den aus dem Feld zurückströmenden Studenten, denen die Militärverwaltung mit Argwohn gegenüberstand, geholfen werden konnte. Einen besseren Dekan hätte die Fakultät in dieser Zeit gar nicht haben können: er mußte Geschäftserfahrung besitzen, er mußte anzuführen verstehen, er durfte nicht über den vielen Ärger die Ausgeglichenheit, über die trostlose Lage den Mut verlieren, er mußte sehr männlich sein und dabei doch auf die Stimme des Herzens hören. Alle diese Eigenschaften setzte Herman Nohl ein.“ — Ich glaube, daß auch sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn sich damals bewährte.

<sup>35</sup> Der Entwurf eines Briefes an den Direktor der Julius Strusberg-Schule (?) vom 20. 8. 52 geht in die gleiche Richtung: „Sehr geehrter Herr Studiendirektor, mit besonderer Freude begrüße ich Ihren Plan einer sozialwissenschaftlichen höheren Schule, da ich seit längerer Zeit mich mit einem ähnlichen Plan (Umwandlung der bisherigen Frauenoberschule) getragen habe. Unsre höhere Schule wird zu einseitig von der Philosophischen Fakultät aus bestimmt, d. h. von ihren Sprach-Literaturfächern. Der ganze Kreis der Juristisch-Staatswissenschaftlichen Fakultät (Recht, Wirtschaft, Soziologie) fällt in ihrer Bildung völlig aus. Ich sehe in der Hereinnahme dieser Gebiete in die Schule und einer Zentrierung ihrer Bildung auf diese Wirklichkeit eine große Möglichkeit, unserer höheren Schule eine neue Kraft zu geben.“



## INHALT

Vorwort . . . . .	7
Herkunft und Kindheit . . . . .	13
Die Studienzeit . . . . .	23
Auf dem Wege zur Heirat . . . . .	39
Jena . . . . .	49
Der erste Weltkrieg und sein Ende . . . . .	70
Die Volkshochschule . . . . .	89
Göttingen 1920—1933 . . . . .	94
Die Berufung und die Situation . . . . .	94
Die Thematik der Arbeit . . . . .	100
Der Wirkungskreis . . . . .	130
Das Landheim Lippoldsberg . . . . .	145
Das Handbuch der Pädagogik . . . . .	155
Göttingen 1933—1945 . . . . .	163
Die letzten fünfzehn Jahre . . . . .	185
Zusammenfassende Betrachtung . . . . .	212
Anmerkungen . . . . .	218